



*nicht mißhandeln*



## Das Krankenhaus Moabit

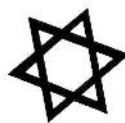
**1920–1933 Ein Zentrum jüdischer Ärzte in Berlin**  
**1933–1945 Verfolgung · Widerstand · Zerstörung**

EDITION HENTRICH  
FRÖLICH & KAUFMANN

Herausgegeben im Auftrag der Berliner Gesellschaft für  
Geschichte der Medizin von Christian Pross und Rolf Winau

Christian Pross und Rolf Winau

*nicht mißhandeln*



**EDITION HENTRICH  
FRÖLICH & KAUFMANN**



Stätten der Geschichte Berlins, Band 5  
Herausgegeben im Auftrag der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Medizin  
von Christian Pross und Rolf Winau  
Alle Rechte sind vorbehalten  
Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlages  
Edition Hentrich im Verlag Frölich & Kaufmann, Berlin,  
in Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Zentrum Berlin  
Herstellung: Druckhaus Hentrich, Berlin  
Reproduktionen: Meisenbach, Berlin

ISBN 3-88725-109-1  
© 1984 bei den Herausgebern und Autoren





Christian Pross

DAS KRANKENHAUS MOABIT 1920 1933 1945

DIE JÜDISCHEN ÄRZTE AM KRANKENHAUS MOABIT

109

*Das Krankenhaus in den zwanziger Jahren**Psychosomatik in der Inneren Medizin – Georg Klemperer**Suchtkrankenfürsorge und Jugendberatung – Ernst Haase und Ernst Joel**Kurt Goldstein (1878–1965): Begründer einer psychosomatischen Neurologie?**von Mechthilde Küttemeyer und Ulrich Schultz**Ehe- und Sexualberatung – Lilly Ehrenfried und Hertha Nathorff-Einstein**Erste Professorin Preußens und Frauenrechtlerin – Lydia Rabinowitsch-Kempner**Pionier der Neurochirurgie – Moritz Borchardt**Chirurg und Medizinkritiker – Max Marcus**Frauenheilkunde – Siegbert Joseph und Erwin Rabau**Entdecker der Mitochondrien – Carl Benda**Nationale Gesinnung zählt nicht – Rudolf Jaffé**Emigrantenschicksale*

DIE »MÄCHTERGREIFUNG« AM KRANKENHAUS

180

*Vorspiel**SA besetzt das Krankenhaus**Entlassung von Schwestern, MTAs und Küchenfrauen**Das Regiment der SA- und SS-Ärzte**Einschüchterung und Bespitzelung des Pflegepersonals**Führerreden, Sammlungen und Appelle*

NS-MEDIZIN

206

*Mißhandlung von Patienten – SS-Arzt Dr. Kurt Strauß**Zwangssterilisierung am Krankenhaus Moabit**Gegner der Zwangssterilisierung**Forschung im Auftrag der Luftwaffe*

WIDERSTAND IM KRANKENHAUS

227

*»Kunzes Kaffee-Salon«**Die Europäische Union**Verhaftungen und Todesurteile**Heinz Schlag**Vergangenheitsbewältigung und Wiederaufbau – Max Burger**Nachspiel zum Fall Groscurth nach 1945**Das Ende**Die Schwestern des Krankenhauses Moabit*

Nachwort

252

Anmerkungen

254

Bildnachweis

263

## Quitt

Die Mutter lebt, das Kind ist unverletzt.  
Der Morgen tagt, ganz leise geh' ich jetzt.  
Des Hausherrn Dankeswort, ich hör' es nun:  
»Frau Doktor, kann ICH etwas für Sie tun?«  
Da schau ich ernst und groß ihn an,  
fixier das Hakenkreuz an seinem Rock sodann:  
»Sag aller Welt – und das ist meine einz'ge Bitt –  
›Die JÜDIN hat geholfen«, sag's! und wir sind quitt!«

Dr. Hertha Nathorff-Einstein \*  
Tagebuch einer Ärztin in Hitler-Deutschland

\* Assistenzärztin am Krankenhaus Moabit 1921–1923



## EINLEITUNG

Die Entstehungsgeschichte dieses Buches beginnt mit einem Photo, das vergessen in der Ecke einer Bibliothek des Krankenhauses Moabit hängt: Es ist das Porträt des Oberarztes und Widerstandskämpfers Dr. Georg Groscurth, der am 8. Mai 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet wurde. Es weckte meine Neugier, und ich machte mich zusammen mit einigen Kollegen der Klinik auf die Suche nach Zeitzeugen und Spuren der Vergangenheit.

Spuren im Krankenhaus selbst waren kaum zu finden. In einer Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Klinik entdeckten wir eine kurze Notiz über Dr. Groscurth und die Entlassung jüdischer Ärzte 1933 sowie eine Namensliste aller Chefärzte seit Bestehen des Krankenhauses. Es fiel auf, daß im Jahr 1933 in fast allen Abteilungen ein Wechsel stattgefunden hatte. Auf Umwegen fanden wir heraus, daß die abgetretenen ärztlichen Leiter durchweg Juden waren. Mit Hilfe des biographischen Verzeichnisses »Juden in Preußen«<sup>1</sup> konnten wir feststellen, in welche Länder die Ärzte ausgewandert waren und über die jeweiligen deutschen Botschaften und Konsulate zu ihren Angehörigen Kontakt aufnehmen. Über ältere Personalangehörige der Klinik konnten wir ehemalige Schwestern, Pfleger und MTAs ausfindig machen und befragen. Diese ersten Ausgrabungen förderten so viel Unbekanntes zutage, daß es lohnend schien, darüber ein Buch zu schreiben. Mit Hilfe des Bezirksamts Tiergarten und des Senators für Kultur gelang es, eine Finanzierung des Projekts zu erreichen und die Berliner Gesellschaft für Geschichte der Medizin als Träger zu gewinnen. Auf einer Forschungsreise in die USA und nach Israel begegnete ich ehemaligen jüdischen Ärzten des Krankenhauses, bzw. deren Angehörigen und die eigentliche Arbeit begann.

Man möchte meinen, ein Krankenhaus sei ein wertfreier Raum, hier gehe es nur um Krankenbehandlung, schmutzige Politik werde draußen vor der Tür gemacht. Die Vergangenheit belehrt einen eines besseren. Man findet in der Geschichte dieses Krankenhauses einen Spiegel aller gesellschaftlichen Strömungen, aller Brüche, aller Höhen und Tiefen der Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Alles ist vertreten: Pioniere der Wissenschaft, Patrioten mit preußischer Strenge, Sozialisten, Frauenrechtlerinnen, Sexualreformer, kurzum alle Schattierungen der jüdisch-deutschen Kultur im Berlin der Weimarer Zeit; dann das Regiment der Uniformen nach 1933, Terror, Gleichschaltung, Überwachung, Zwangsmedizin, Patientenmißhandlung, Menschenversuche aber auch Verweigerung, Hilfe für die Verfolgten und Widerstand. In der Nachkriegsgeschichte begegnen wir einem Totschweigen jener Zeit und einer Verleugnung derer, die Widerstand geleistet haben. Mit dem Wiederaufbau der vom Luftkrieg zerstörten Klinik verschwand mit den Trümmern auch die Erinnerung an das, womit die Zerstörung überhaupt angefangen hatte. Die Spuren der zwölf Jahre Nationalsozialismus, die einen Bruch in der Entwicklung des Krankenhauses bedeuteten wie keine andere Periode seiner hundertjährigen Geschichte, sind wie ausgelöscht. Aus den Fotoalben und den Erzählungen alter Schwestern, den Briefen und Schriften Verstorbener, den Berichten ausgewanderter Ärzte und aus Aktenbruchstücken mußte diese Geschichte wieder mühsam zusammengesetzt werden. Das Mosaik ist unvollständig geblieben, viele Steine konnten nicht gefunden werden. Trotz alledem kam ein realistisches Bild zustande.



Die mündliche Befragung Überlebender führte zuweilen in die Irre, da die Erinnerungen nach 50 Jahren verblaßt und gerade die schlimmen und peinlichen Erlebnisse – sowohl bei den Tätern und Mitläufern als auch bei den Opfern – oft wie ausgeblendet waren. Für manche der ehemaligen jüdischen Ärzte war ich der erste Deutsche, dem sie nach Ihrer Flucht begegneten – ein teilweise sehr schmerzhaftes Erlebnis. So erfuhr ich die Angst einer Kollegin, ihren Namen in Deutschland preiszugeben. Ich fragte mich oft, ob es richtig sei, all die alten Wunden dieser Menschen wieder aufzureißen. Ihre Herzlichkeit und die Anerkennung, die mir die meisten letztendlich entgegenbrachten, ermutigten mich jedoch weiterzumachen. Ich möchte dazu aus einem Brief des ehemaligen jüdischen Assistenzarztes Dr. Peter Fleischmann zitieren, den ich am 31. Januar 1984 in Haifa besuchte:

»Sie kennen meinen Lebenslauf und wissen, daß ich dem Krankenhaus Moabit die Grundlage meiner medizinischen Kenntnisse verdanke. Es erscheint wie ein Wunder, daß sich die Alma Mater nach über 50jähriger Trennung bei mir melden würde, und dazu in Ihrer verständnisvollen und freundlichen Gestalt.

Ich hoffe, daß Ihre Mühe um das historische Aufleben einer verklungenen Periode die gebührende Anerkennung finden wird. Tatsächlich spiegeln sich oft weltumspannende Probleme in den Geschehnissen eines kleinen, geschlossenen Raumes und seiner Gesellschaftsgruppe. Das Studium einer solchen Gruppe kann Kenntnisse von allgemeingültiger Bedeutung zutage fördern. Es traf sich, daß sich jüdische Ärzte des ersten Drittels dieses Jahrhunderts im Krankenhaus Moabit zusammengefunden haben; es war eine Periode dramatischer und traumatischer Erlebnisse und Wandlungen, die das Schicksal jedes einzelnen von uns mitbestimmt haben mußten. An dem Tage, als ich in kränkender Weise von dem Krankenhaus verbannt wurde, hätte ich gewiß nicht ahnen können, daß sich nach einem halben Jahrhundert ein geschichtlich interessierter deutscher Kollege meiner mit Sympathie erinnern würde. Daß es geschehen ist, erneuert in mir die Hoffnung für eine menschenwürdige Zukunft.«

Dr. Fleischmann wurde am 2. Mai 1933 von dem SS-Arzt Dr. Heinrich Teitge persönlich aus dem Krankenhaus vertrieben. Er wanderte 1936 nach Palästina aus und wurde dort Professor für Innere Medizin sowie leitender Internist am Central Emek Hospital in Afulah. Er wäre sehr gerne zum Erscheinen dieses Buches und zur Eröffnung der Ausstellung nach Berlin gekommen. Das blieb ihm leider verwehrt. Am 26. Mai 1984 ist er im Alter von 84 Jahren in Haifa verstorben. Ihm widme ich dieses Buch in besonderer Weise.

So schwierig wie sich die Befragung von Zeitzeugen gestaltete, so verschlungen waren die Wege zur Auffindung dokumentarischen Materials. 1945 verbrannte ein Verwaltungsbeamter vor dem Einmarsch der Russen in Panik einen Großteil der Personalakten des Krankenhauses. Weiteres Aktenmaterial ist im und nach dem Krieg abhanden gekommen. So setzt sich die Arbeit zusammen aus dem bruchstückhaften dokumentarischen Material einerseits und den mündlichen Zeugenaussagen andererseits. Erst aus einer Kombination beider konnten manche Ereignisse annähernd genau rekonstruiert werden. Naturgemäß sind die mündlichen Überlieferungen subjektiv gefärbt, jedoch hat diese Form der lebendigen Geschichtsschreibung »von unten«, die »oral history«, inzwischen Eingang in die Geschichtswissenschaft gefunden als gleichwertige Methode neben dem Archivstudium. Sie gewinnt ihre Aussagekraft, indem sie sehr subtil wiedergibt, wie Geschichte von Menschen erlebt wird, die nicht an den Schalthebeln der Macht sitzen. Die jüdischen Ärzte nehmen in diesem Zusammenhang eine Sonderrolle ein. Sie mußten nach dem Krieg ihr Schicksal während des Nationalsozialismus schriftlich niederlegen, um ihre Entschädigungsansprüche gegenüber den deutschen Behörden geltend zu machen. In ihren Akten beim Entschädigungsamt



Berlin befinden sich aufschlußreiche Schriftstücke auch aus den Verwaltungsakten des Krankenhauses, die im Krankenhaus selbst längst nicht mehr vorhanden sind. Die Täter, die 1933 in den Amtszimmern des Rathauses und der Krankenhausverwaltung saßen, verwischten die Spuren der gewaltsamen Entfernung der jüdischen Ärzte und der politisch »verdächtigen« Schwestern, Pfleger und Krankenhausarbeiter. In die Personalakten schrieben sie: »freiwillig aus dem Dienst geschieden«... Ein jüdischer Arzt führte nach dem Krieg einen jahrelangen Kampf gegen die Behörden um die Richtigstellung dieser unwahren Notiz in seinen Personalakten. Eine solche Bemerkung bedeutete, wenn sie nicht korrigiert wurde, den Verlust aller Entschädigungsansprüche.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, am Beispiel einer Institution wie dem Städtischen Krankenhaus Moabit zu untersuchen, welchen Einbruch die nationalsozialistische Machtergreifung 1933 in die Kultur der Weimarer Zeit bedeutete. Die Begegnungen in Israel und Amerika waren eine fesselnde Berührung mit einer vergangenen, durch die Nazis weitgehend zerstörten Kultur. Wie der amerikanische Historiker Peter Gay bemerkt, »stellten die von Hitler geschaffenen Emigranten die größte Ansammlung von umgesiedelter Intelligenz, Begabung und Gelehrsamkeit dar, welche die Welt je gesehen hat.«<sup>2</sup> Die Ärzte des Krankenhauses Moabit vor 1933 standen in der Tradition jüdischer Heilkunde und Armenpflege. Als diskriminierte Minderheit hatten sie eine besondere Sensibilität für die Nöte der Arbeiterbevölkerung und die Probleme gesellschaftlicher Randgruppen. Es ist daher kein Zufall, daß einige von ihnen den sozialistischen Parteien nahestanden, am Aufbau kommunaler Gesundheitsfürsorgeeinrichtungen wie Alkoholiker-, Suchtkranken- und Eheberatungsstellen beteiligt waren und sich in den Kämpfen um die Aufhebung des § 218 engagierten. Unter den Internisten und den Neurologen gab es eine ganze Reihe von Ärzten, die psychotherapeutische Behandlungsmethoden bei schwer körperlich kranken Patienten anwandten und damit zu den Außenseitern ihres Standes gehörten.

Die gewaltsame Säuberung und Gleichschaltung des Krankenhauses im Frühjahr 1933 setzte dem ein Ende. An die Stelle von Alkohol- und Suchtkrankenbehandlung und -fürsorge traten Kontrolle, Aussonderung und Zwangssterilisierung, an die Stelle von Familienberatung eugenische Kontrolle und Eheverbot für »erblich Minderwertige«. Im Umgang mit Patienten allgemein kam es zu drastischen Veränderungen. Einige wenige übten passive Verweigerung. Im Lauf der Jahre bildete sich ein wachsender Kreis von Nazigegnern. Deren Verhaftung und das nun folgende Inferno des Luftkrieges, der das Krankenhaus und sein Personal schwer in Mitleidenschaft zog, markieren das Ende des hier dargestellten Geschichtsabschnitts.

Die Folgen der Zerstörungen, die die zwölfjährige Nazi-Herrschaft angerichtet hat, sind noch heute zu spüren. Von der glanzvollen Periode, die 1920 mit der Erhebung des Krankenhauses als einzigem städtischen Haus zur Universitätsklinik begann, ist nicht viel übriggeblieben. Die Ärzte, die dem Krankenhaus damals Weltruf verschafften, sind vergessen und die Verbindungen zur Universität nach dem Kriege abgerissen. Die Streichung mehrerer Abteilungen ist bereits vollzogen bzw. geplant. Es ist zu hoffen, daß das traditionsreiche Haus erhalten bleibt, denn es ist für die Versorgung der Tiergartener Bevölkerung unentbehrlich und durch kein außerbezirkliches Krankenhaus zu ersetzen.

Diese Dokumentation kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Dazu war



der Umfang der bereitgestellten personellen und finanziellen Mittel nicht groß genug. Vieles bleibt unerforscht und unbearbeitet. Daß das anfangs gesetzte Ziel jedoch in der vorliegenden Form erreicht worden ist, ist der Unterstützung durch zahlreiche freiwillige und amtliche Helfer und der freundlichen Mithilfe aller befragten Zeitzeugen zu verdanken.

Christian Pross  
Berlin, Juli 1984

An dieser Stelle möchte ich allen danken, die mir geholfen haben:

*Förderung und fachliche Beratung:*

Prof. Dr. Dr. Rolf Winau, Institut für Geschichte der Medizin der Freien Universität Berlin  
Prof. Dr. Gerhard Baader, Institut für Geschichte der Medizin der Freien Universität Berlin  
Hans-Norbert Burkert, Pädagogisches Zentrum Berlin  
Michael Urban, Stadtrat für Volksbildung, Bezirksamt Tiergarten  
Hans Martin Quell, Bezirksbürgermeister von Tiergarten  
Dr. Volker Hassemer, Senator für Kulturelle Angelegenheiten, Berlin  
Paul Corazolla, Leiter des Kunstamts Tiergarten  
Dr. Hans-Herbert Wegener, ärztlicher Direktor des Krankenhauses Moabit  
Johannes Völckers, Informationszentrum Berlin  
Dr. Jochen Boberg, Leiter des Museumspädagogischen Dienstes, Berlin  
Prof. Dr. Herbert A. Strauss, Zentrum für Antisemitismusforschung, Technische Universität Berlin

*Recherchen:*

Rosemarie Bätke, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Dr. Theo Isselstein, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Kaspar Müller-Koepke, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Linde Wagner, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Muriel Landsberg, Port Washington  
Ann Wertheimer-Schöning, Berlin

*Hinweise und Überlassung von Material:*

Dr. Götz Aly, Berlin  
Prof. Dr. Stephan Leibfried, Universität Bremen  
Ernst G. Lowenthal, Berlin  
Dr. Dr. Manfred Stürzbecher, Berlin  
Prof. Dr. Heinz Müller-Dietz, Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin  
Dr. Ingeborg Klemperer, Hildesheim  
Dr. Ulrich Schultz, Berlin  
Dr. Mechthilde Küttemeyer, Berlin  
Heiko Roskamp, Berlin  
Michael Drechsler, Museumspädagogischer Dienst, Berlin

Dr. Christiane Schrübbers, Museumspädagogischer Dienst, Berlin  
Georg von Wilcken, Museumspädagogischer Dienst, Berlin  
Jochen Mücke, Berlin  
Dr. Rüdiger Trabant, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Dr. Enno Winkler, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Margot Müller, Oberin des Krankenhauses Moabit, Berlin  
Diethild Völske, stellvertretende Leiterin der Krankenpflegeschule am Krankenhaus Moabit, Berlin  
Dr. Heike Langmaack, Chefärztin des Bakteriologisch-Serologischen Instituts, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Herbert Neumann, stellvertretender Verwaltungsleiter, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Siegbert Panje, Leiter der Materialverwaltung, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Manfred Stein, Elektriker, Krankenhaus Moabit, Berlin  
Roland Klemig, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin  
Axel Preuschoff, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, Berlin  
Dr. Sybil Milton, Leo-Baeck-Institute, New York  
Dr. Joseph Walk, Leo-Baeck-Institute, Jerusalem  
Dr. Arnold Paucker, Leo-Baeck-Institute, London  
Joan C. Lessing, Research Foundation for Jewish Immigration, New York  
Peter Christian Haucke, Vizekonsul, Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, New York  
Immo von Kessel, Legationsrat, Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, Boston  
Eberhard Staib, Konsultssekretär, Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, Chicago  
Bernhard von der Planitz, Kulturreferent, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Tel Aviv  
Dr. Alexander Brenner, Wissenschaftsreferent, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Tel Aviv  
Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Caracas

*Auskünfte als Zeitzeugen, Überlassung von Dokumenten und Fotos:*

*ehemalige medizinisch-technische Assistentinnen am Krankenhaus Moabit:*

Dr. Ilse Bürgel, Berlin  
Anni Deichen, Berlin  
Elsbeth Freund, Berlin  
Dr. Ina Grosser-Schleps, Berlin  
Dr. Edith Kühn, Bad Nauheim,  
Hedwig Lagodszinski, Berlin  
Maria Lenze, Stuttgart  
Hilde Paepfer, Berlin

Dr. Clothilde Harnisch, Berlin, ehemalige Leiterin der Apotheke  
Hildegard Jonscher, Berlin, ehemalige Leiterin der Küche



*ehemalige Schwestern und Pfleger des Krankenhauses Moabit:*

Hans Brill, Berlin  
Charlotte Daul, Berlin  
Gertrud Dietrich, Berlin  
Hertha Elsner, Berlin  
Ursula Förster, Hannover  
Anna Gähling, Berlin  
Helene Herbst, Berlin  
Martha Keil, Berlin  
Margarete Klemz, Berlin  
Amalie Kneissler, Berlin  
Margarete Kuhnardt, Bad Kissingen  
Anna Kuke, Lübeck  
Erwin Müller, Berlin  
Werner Ohlmann, Berlin  
Ruth Wehling, Neumarkt  
Agnes Wergin, Berlin  
Ilse Wittfoth, Berlin

*ehemalige Ärzte und Ärztinnen des Krankenhauses Moabit:*

Dr. Rosemarie Burger, Berlin  
Dr. Margarete Dennig, Stuttgart  
Dr. Margot Eckinger, Berlin  
Dr. Anneliese Groscurth, Berlin  
Dr. Hermann Hilterhaus, Menden  
Prof. Dr. Wilhelm Heim, Berlin  
Dr. Irmgard Koska, Essen  
Dr. Herrmann Lauer, Berlin  
Dr. Judith Rüger-Anderlohr, Erlangen  
Dr. Ruth und Dr. Fritz Schirmer, Berlin  
Dr. Hans Schrank, Berlin  
Dr. Edelgard Veiel, Öhringen  
Dr. Paul Voßkamp, Berlin  
Dr. Ulrich Wolff, Berlin  
Dr. Wilhelm Martin Zinn, Bad Ragaz

*ehemalige jüdische Ärzte, Angehörige und Mitarbeiter:*

Dr. Robert Kempner, Frankfurt  
Prof. Dr. Erich Simenauer, Berlin  
Ruth Sonderkötter-Berla, Bochum  
Frau H. A. Caro, Tel Aviv  
Käthe Casper, Savyon  
Grete Czapski, Jerusalem  
Rahel Feinsod, Jerusalem  
Prof. Dr. Peter und Lotte Fleischmann, Haifa

Dr. Salomon Goldberg, Herzlya  
Dr. Rudolf Goldstein, Nahariya  
Eleonore Hahn, Ramat Gan  
Ilse Herzberg, Tel Aviv  
Yael Katzir, Tel Aviv  
Nurit Knaan, Jerusalem  
Varda Lenart, Herzlya  
Dr. Ilse Lewinski, Ramat Gan  
Ellen Loewenstein, Jaffa  
Ziona Rabau, Tel Aviv  
Thea Radt, Herzlya  
Frau Yitzhak Raschkes, Tel Aviv  
Dr. Alice Suchodoller, Herzlya  
Dr. Lore Stein, Tel Aviv  
Prof. Dr. Hermann Steinitz, Tel Aviv

Annette Friedman, Chicago  
Frau Hermann Fröhlich, Boynton Beach  
Hertha Katz, Great Neck  
Dr. Friedrich und Ingeborg Klemperer, Saranac Lake  
Dr. Joachim Luwisch, New York  
Gertrude Nadel, Lauderdale Lakes  
Dr. Hertha Nathorff-Einstein, New York  
Dr. Curt Nemrow, Cleveland  
Dr. Norbert Rieger, Santa Barbara  
Frieda Roos, New York  
Dr. Marianne Simmel, North Eastham  
Albrecht Borchardt, Buenos Aires  
Dr. Lilly Ehrenfried, Paris  
Dr. Siegesmund Kaplan, Paris  
Ilse Goldschmidt-Jaffé, Caracas  
Helmut Jaffé, Caracas  
Margaret Jacoby, London  
Prof. Dr. Leopold Kaufer, Sarajevo  
Eva Kurtz, Wembley Park, England  
Dr. Erich Loewenthal, East Brighton, Australien

*weitere Zeitzeugen:*

Wilhelm Beck, Berlin  
Dr. Christiane von Bergmann, Berlin  
Dr. Elisabeth Bornkamm, Heidelberg  
Prof. Dr. Dr. Bruno Harms, Berlin  
Antje Kind-Hasenclever, Düren  
Eva Kollwitz, Berlin  
Margarete Rentsch, Berlin



Ruth Schlag, Berlin  
Erna Schachner, Berlin  
Ulrike Schleckat, Berlin

*Idee für den Buchtitel und viele Anregungen:*  
Ursula Pross, Berlin

*Foto- und Filmarbeiten:*

Michael Bender, Berlin  
Uwe Döbbeke-Noack, Berlin  
Tobi Neustadt, Tel Aviv  
Knud Petersen, Berlin  
Christa Riedel-Hartwich, Berlin  
Michael Schröder, Berlin  
Yoram Weinberg, Ramat Gan  
Ilse York, New York

*Archive*

Dr. Klaus Dettmer, Landesarchiv Berlin  
Dr. Albert Hartmann, Entschädigungsamt Berlin  
Dr. Hans J. Reichardt, Landesarchiv Berlin  
Berlin Document Center

*weitere Arbeiten:*

Benedict Axster, Düsseldorf  
Lilly Axster, München  
Hélène Correy, Berlin  
Harry Foß, Jugendamt Tiergarten  
Bernhard Klein, Clausen  
Edelgard Neek, Krankenhaus Moabit, Berlin

*Anmerkungen:*

1. Lowenthal, E. G., Juden in Preußen, Berlin 1981
2. Gay, Peter, Die Republik der Außenseiter, Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918–1933, Frankfurt 1970, S. 13



*Das Krankenhaus Moabit, 1919*





*Fahrstuhlführer Goldacker*

### *Fahrstuhlführer Goldacker*

Einen Mann, der in allen Erzählungen immer wieder auftaucht, hat der staatliche Überwachungsapparat nicht dingfest machen können: Fahrstuhlführer Goldacker, Berliner Original, Klinikfaktotum und lebende Hauspostille. Herr Goldacker, von manchen auch »Blechwiese« genannt, bediente den Fahrstuhl im chirurgischen Pavillon und versah Botengänge für den Chefarzt der chirurgischen Abteilung. »Ich und der Chef« war sein geflügeltes Wort. Wenn man Schwierigkeiten hatte mit seinem Vorgesetzten, ging man zu Goldacker. Goldacker wußte alles, Goldacker wußte Rat. Durch seine Botengänge kam er in der ganzen Klinik herum und wußte immer als erster, von welchen Launen der Chef heute wieder geschüttelt war. Schon im Aufzug warnte er die Assistenten und die Schwestern vor allem Unheil, das sie erwartete. Goldacker war Mitglied der Kommunistischen Partei, kam aber 1933 ungeschoren davon. Er überlebte alle Chefs, auch die schlimmsten. Während der Nazizeit informierte er gefährdete Kollegen, wenn eine Durchsuchung oder Verhaftungswelle bevorstand, denn er schien besser informiert als die Gestapo. Auch in den Lebenserinnerungen von Werner Forßmann fehlt er nicht: Während der Reichskristallnacht operierte Forßmann die Opfer der Prügeleien bis zum frühen Morgen, die Flure lagen voller verletzter Juden. Sein Chef, SS-Arzt Prof. Dr. Kurt Strauß, war nicht informiert.

»Am andern Morgen empfing mich Goldacker besorgt: »Sind Sie bloß vorsichtig Herr Oberarzt. Sie wern heute wat erleben. Der Olle tobt wegen die Juden. Sie soll'n sofort bei ihn hink...«<sup>3</sup>

Auch nach 1945 wußte Goldacker wieder Rat. Als ehemaliger Kommunist zählte sein Wort vor der Entnazifizierungskommission und so manchem Kollegen hat er auf diese Weise aus der Bredouille geholfen.



## DAS KRANKENHAUS MOABIT 1920 1933 1945

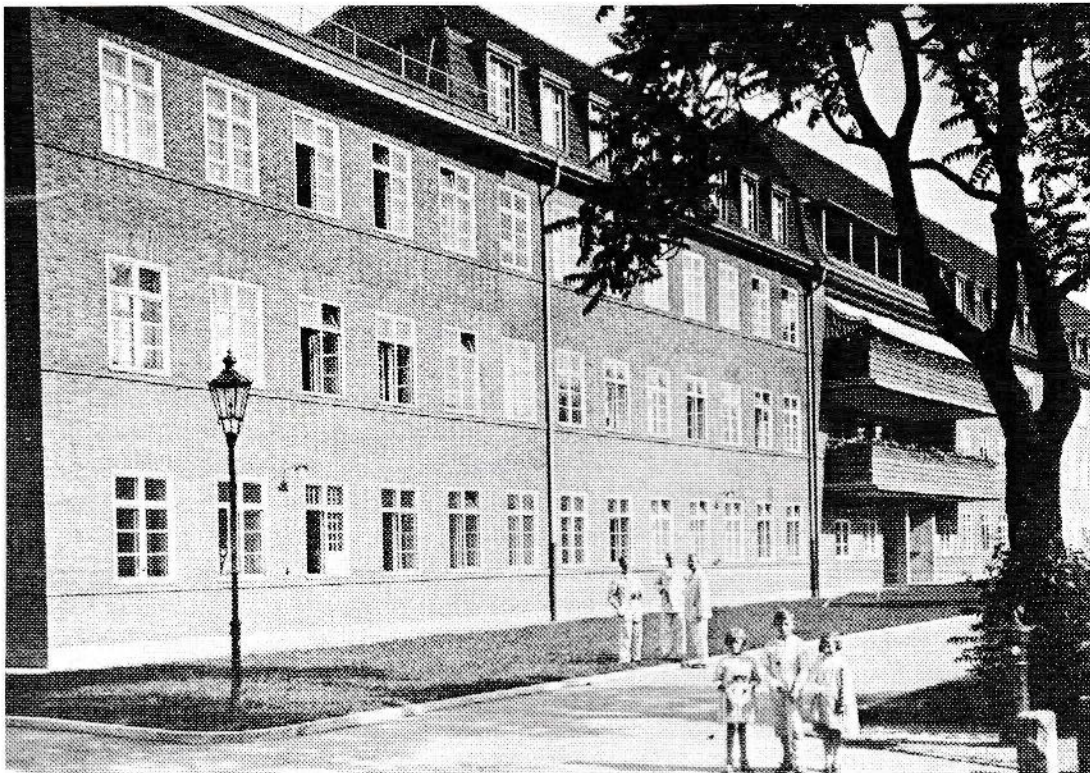
### DIE JÜDISCHEN ÄRZTE AM KRANKENHAUS MOABIT

#### *Das Krankenhaus in den zwanziger Jahren*

1872 als Barackenlazarett zur Aufnahme von Cholerakranken gegründet, war das Krankenhaus Moabit bis 1920 ein durchschnittliches städtisches Krankenhaus wie viele andere. Sein Aufstieg zum einzigen städtischen Haus mit Universitätsrang im Jahr 1920 und damit zum bedeutendsten Berliner Krankenhaus nach der Charité steht in direktem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg. Geheimrat Prof. Georg Klemperer, seit 1909 Leiter der I. Inneren Abteilung, berichtete in seiner Rede zur Eröffnung des neu erbauten Ostpavillons am 19. Dezember 1929:

»Maßgebend (für die Erhebung des Krankenhauses Moabit zur Universitätsklinik, der Verf.) war vielmehr der große politische Umschwung nach Kriegsende, der die Entscheidungen über Unterrichtsfragen in Staat und Stadt in die Hände derselben politischen Partei legte und damit die bisher bestehenden politischen Gegensätze aufhob.«<sup>4</sup>

Am Ende seiner Rede stieß er eine Warnung aus, die wie eine Vorahnung dessen klingt, was im Gefolge der Ereignisse zwischen 1933 und 1945 Wirklichkeit wurde.



*Ostpavillon, I. Innere und Neurologische Abteilung*

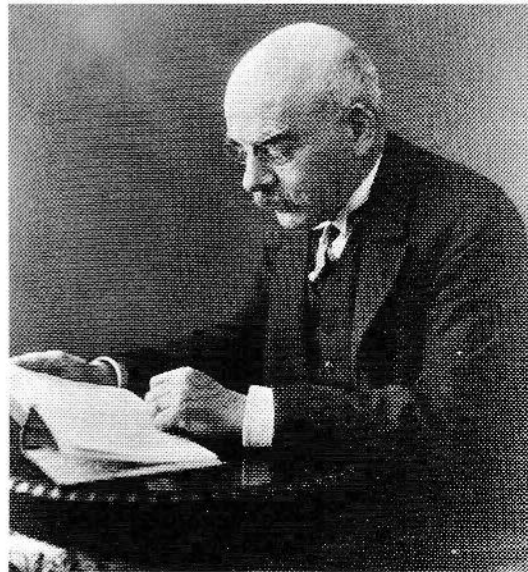


»Es besteht die Gefahr, daß mit meinem demnächstigen Ausscheiden die Institution der medizinischen (Universitäts-)Klinik im Krankenhaus Moabit aufhört. Auf diese Gefahr möchte ich heute die Aufmerksamkeit der zuständigen Staats- und Stadtbehörden lenken.«<sup>5</sup>

Nach dem II. Weltkrieg verlor das Krankenhaus seine zentrale Stellung und hörte auf, Universitätsklinik zu sein...



Krankenwagen vor dem Eingang zur Rettungsstelle

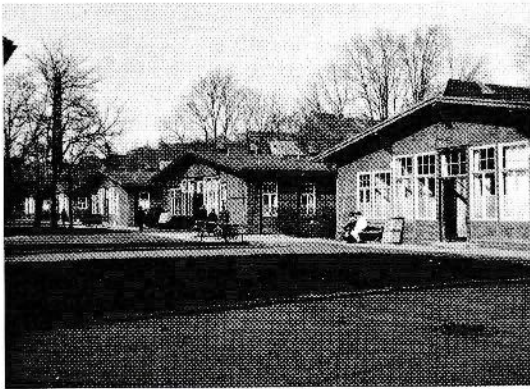


Prof. Georg Klemperer

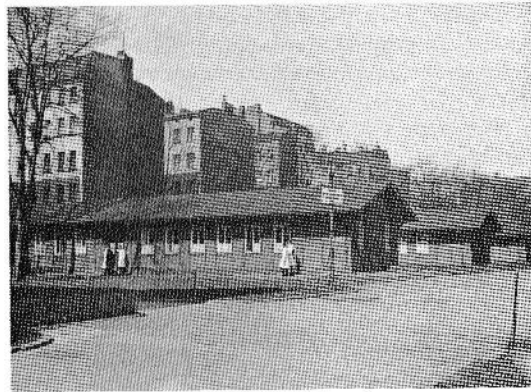
Am 20. Dezember 1919 verfügte der damalige preußische Unterrichtsminister Haenisch (SPD), das Städtische Krankenhaus Moabit für den Universitätsunterricht heranzuziehen. Die Chirurgische Abteilung wurde zur III. Chirurgischen Universitätsklinik mit Geheimrat Prof. Moritz Borchardt als leitendem Arzt. Die I. Innere Abteilung unter Prof. Klemperer wurde zur IV. Medizinischen Universitätsklinik. Es erfolgte trotz Wirtschaftskrise und Inflation der Ausbau des bislang von den Seuchenbaracken aus dem letzten Jahrhundert geprägten Klinikgeländes zu einer der modernsten Klinikanlagen seiner Zeit<sup>6</sup>. Der U-förmige chirurgische Pavillon wurde 1923 eröffnet. Das alte Röntgenlabor wurde zwischen 1920 und 1921 mit Hilfe der Firma Siemens zum »Werner-Siemens-Institut für Röntgenforschung« ausgebaut und mit den modernsten röntgendiagnostischen und -therapeutischen Einrichtungen ausgestattet. 1925 wurde der Westpavillon eröffnet, in dem die II. Innere Abteilung untergebracht wurde, und 1929 der Ostpavillon eröffnet, in den die I. Innere Abteilung und die neu gegründete Neurologische Abteilung mit Prof. Kurt Goldstein als leitendem Arzt einzogen<sup>7</sup>. Geplant waren weiterhin die Errichtung eines neurochirurgischen Zentrums sowie eine Abteilung für Augenranke und Hals-, Nasen-, Ohrenranke<sup>8</sup>. Der Umsturz 1933 machte alle diese Pläne zunichte. Dem Betrachter bot sich Mitte der 20er Jahre etwa folgendes Bild:

»Das Moabiter Krankenhaus war eines der großen städtischen Krankenhäuser, die mitten in einem Proletarierviertel gelegen sind. Es bestand aus einem Haupthaus, verschiedenen Nebengebäuden und unzähligen einstöckigen Baracken. Das Ganze erstreckte sich über ein ungeheures Terrain... Das Krankenhaus war von endlosen Reihen von Mietskasernen mit überfüllten Wohnungen und kleinen kellerartigen Läden umgeben. Wohin man auch blickte, sah man endlose Straßenzüge und jene Verbindung von

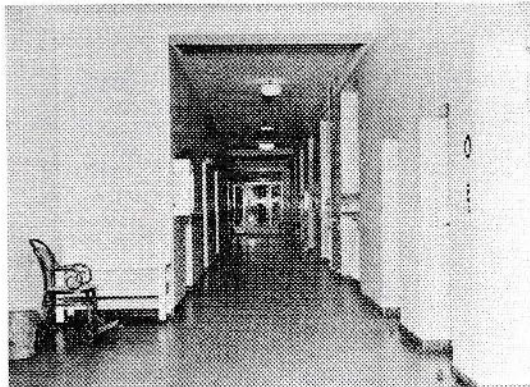




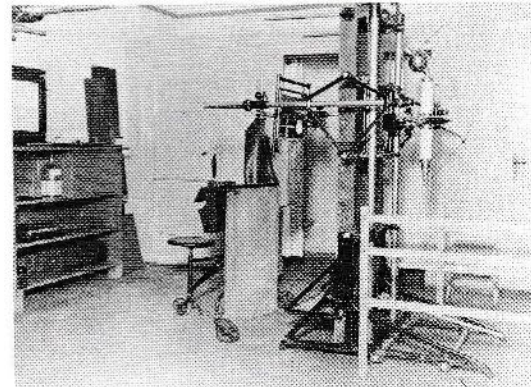
*Barackenstationen 31-35*



*Werner Siemens Institut für Röntgenforschung*



*Stationsflur im Ostpavillon*



*Innere Röntgendiagnostik*



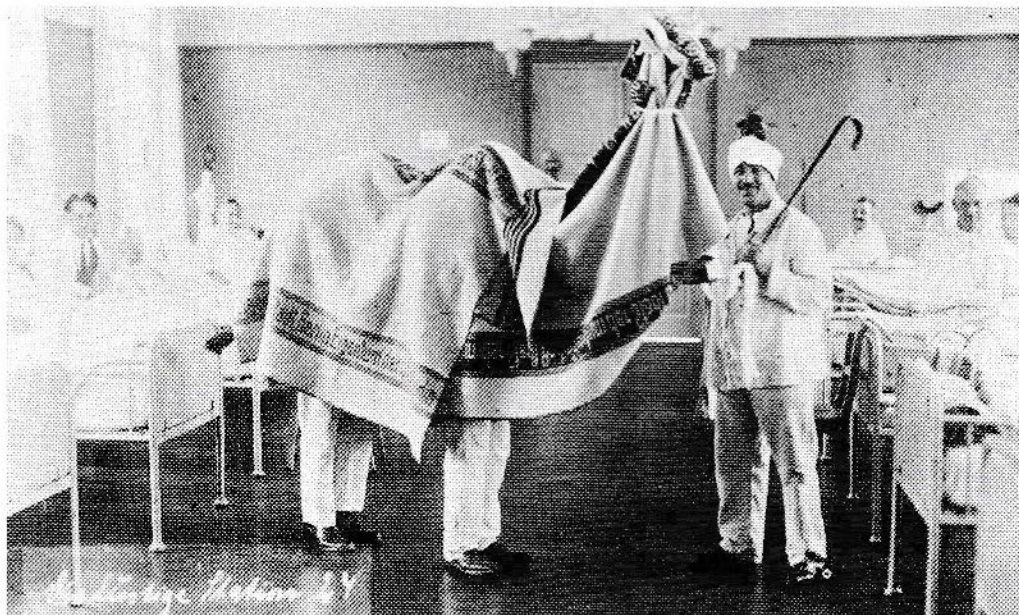
*Besuchszeit, links das Küchen- rechts das Schwesternhaus*



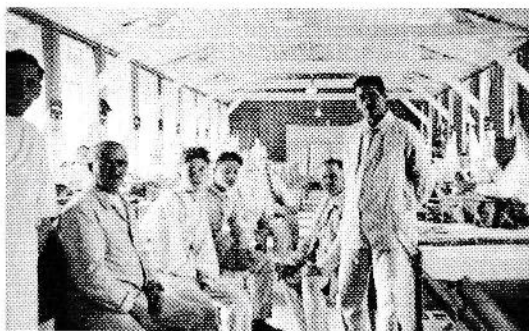
Backstein, Plakatsäulen, Feuertreppen und Wäscheleinen, die auf der ganzen Welt das Gesicht der Armenviertel bildet. Hier wohnten die Menschen, deren Schicksale in das Krankenhaus überfluteten. Wir nahmen sie auf, wenn sie krank, verletzt, im Delirium oder am Sterben waren, oder wenn sie gebären wollten.«<sup>9</sup>

»Es war noch die Zeit, als diese Batterie von Holzbaracken stand. Ich arbeitete in einer Baracke für 30 Patienten, auf jeder Seite 15 Betten. Bei Notfalluntersuchungen oder bei einem Todesfall wurden die Betten mit Stellwänden abgetrennt, im übrigen gab es keine Möglichkeit, Patienten zu isolieren. Der Tisch des Arztes stand in der Mitte. Das war der Platz, wo man arbeitete und seine Krankengeschichten schrieb. Außerdem enthielt die Baracke noch einen Raum für die Oberschwester, ein kleines Zimmer, von dem aus sie über die Abteilung herrschte. In diesen primitiven Verhältnissen, in diesen Baracken wurde gute Medizin gemacht...«<sup>10</sup>

»Die Zimmer der Medizinalpraktikanten lagen im Hauptgebäude nach der Straße zu, gerade über dem Verwaltungsbüro... Bei den Mahlzeiten herrschte eine strenge Rangordnung, nach der wir unsere Plätze einnahmen. Am oberen Ende des Tisches saß einer der unverheirateten Oberärzte, der aus diesem Grund im Krankenhaus wohnte. Ich bekam ihn nur aus der Ferne zu sehen. Nun folgte eine hierarchische Stufenleiter den ganzen Weg bis zu uns hinunter... Der Chef erschien bei den Visiten auf den Stationen wie ein Gott, umringt von seinen jüngeren Assistenten, die seine Aussprüche eifrig auf Schreibblöcke



»Die lustige Station 24« im chirurgischen Pavillon



Krankensaal, Baracke 2, I. Innere Abteilung



Patientinnen und Schwestern vor Baracke A, Frauenabteilung



notierten. Unter den älteren Assistenzärzten waren einige, die über eine erstaunliche Wissensmenge in ihrem Spezialfach verfügten, ein Buchwissen, das mit persönlicher Erfahrung verbunden war.«<sup>11</sup>

»Das Krankenhaus Moabit war zwar Universitätsklinik, von seinem Ursprung her aber eine Art Kreis-krankenhaus mit einem enorm hohen Durchgang. Es war ständig überbelegt, die Kranken lagen im Bad und allen irgendwie verfügbaren Räumen. Es gab viel zu wenig Assistenzärzte. Das vertrug sich oft nicht mit den Anforderungen, die an das Haus gestellt wurden als Universitätsklinik. Es blieb den Assistenten mitunter kaum Zeit für wissenschaftliche Arbeit. Der Dienst fing morgens um 8 Uhr an und hörte nie auf ... Man wohnte in der Klinik. Wenn man heiraten wollte, wurde einem nahegelegt zu gehen.«<sup>12</sup>

»Während meiner Famulaturen im Krankenhaus Moabit lernte ich eine völlig neue Welt kennen. Hier war alles mit Ausnahme der alten ostpreußischen Oberschwester sozialistisch eingestellt. Man war »rot« und machte keinen Hehl daraus. Andersdenkenden begegnete man mit Takt und Toleranz.«<sup>13</sup>

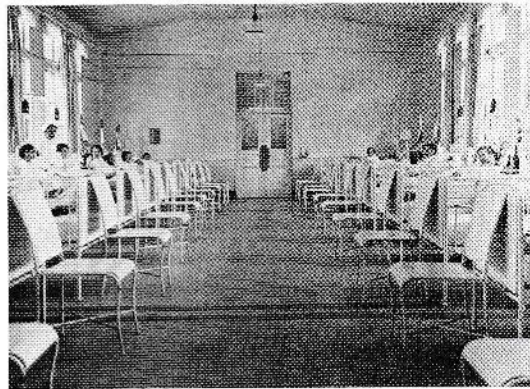
### *Psychosomatik in der Inneren Medizin – Georg Klemperer*

Kein anderer hat dem Krankenhaus Moabit im ersten Drittel dieses Jahrhunderts so seinen Stempel aufgedrückt wie Georg Klemperer. Klemperer wurde am 10. Mai 1865 in Landsberg a. W. als Sohn eines liberalen Rabbiners geboren. Er ließ sich taufen und studierte in Breslau, Halle und Berlin, dort hauptsächlich als Schüler des Internisten Ernst von Leyden. 1889 habilitierte er sich bei seinem Lehrer von Leyden an der I. Medizinischen Klinik der Charité für Innere Medizin. Seine Antrittsvorlesung hielt er am 26. November 1889 über »Fortschritte der Diagnostik der Erkrankungen des Blutes.« In jenen Jahren veröffentlichte er eine Reihe von Arbeiten über Stoffwechselerkrankungen wie etwa »Untersuchungen über Gicht und harnsaure Nierensteine« (1896). 1890 erschien die erste Auflage seines Standardwerkes »Grundriss der klinischen Diagnostik«, das in den folgenden Jahrzehnten zu einem der meistbenutzten Leitfaden Studierender und junger Ärzte wurde. 1905 wurde er zum außerordentlichen Professor und noch zu Kaisers Zeiten zum Geheimen Regierungsrat ernannt, was eine besondere Ehrung bedeutete. 1906 übernahm er die Leitung der II. Inneren, 1909 die Leitung der I. Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses Moabit. Unter seiner Ägide wurde das Krankenhaus Moabit zu jener einzigartigen kreativen Stätte von Forschung, Lehre und Krankenbehandlung, die ihre Blütezeit in den 20er und Anfang der 30er Jahre erreichte.

Sein internationaler Ruf war derart gewachsen, daß er im Februar und im Juni 1922 zusammen mit dem Breslauer Neurologen Foerster an Lenins Krankenbett nach Moskau gerufen wurde. Die Verbindung zu Lenin kam durch Lenins Frau Krupskaja



Krankenhausaufnahme

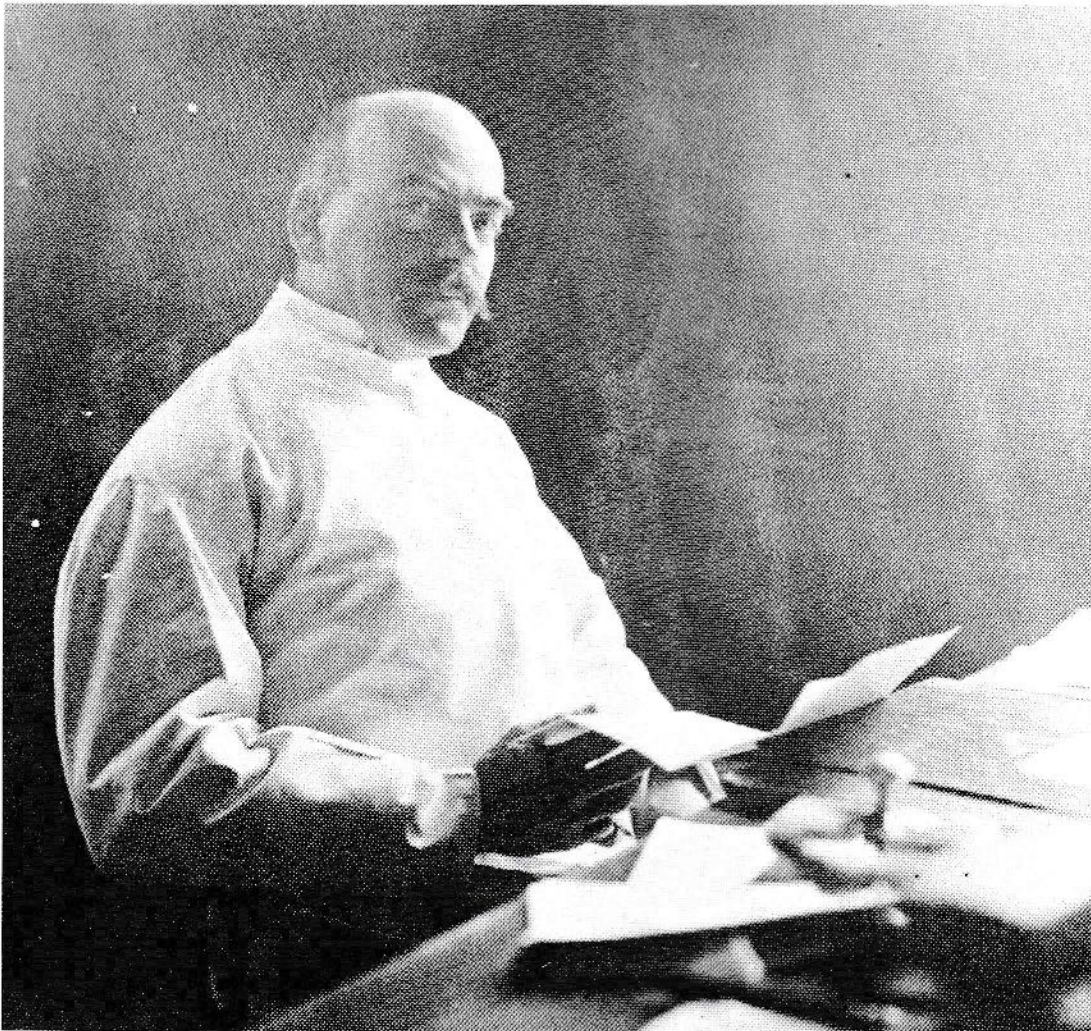


Krankensaal Station 33, II. Innere Abteilung



zustande, die Ärztin war und einen Teil ihrer medizinischen Ausbildung bei Klemperer in Berlin gemacht hatte<sup>14</sup>. Beim ersten Besuch litt Lenin an heftigen Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und chronischer Überarbeitung. Klemperer wurde bei der Gelegenheit gebeten, alle anderen führenden sowjetischen Politiker auch zu untersuchen. Nur einer lehnte es ab, sich untersuchen zu lassen: Stalin<sup>15</sup>. Beim zweiten Krankenbesuch im Juni fand Klemperer Lenin in bedrohlichem Zustand. Er diagnostizierte eine arteriosklerotisch bedingte Hirnblutung mit einer Halbseitenlähmung und sagte voraus, daß Lenin wahrscheinlich daran sterben werde<sup>16</sup>. Zu seinen Berliner Patienten gehörte der impressionistische Maler Lesser Ury, der 1931 im Krankenhaus Moabit verstarb.

Klemperer war ein Patriot liberaler Prägung. Er repräsentierte den Typus des autokratischen deutschen Medizinprofessors jener Zeit, war aber Außenseitern aus dem Kreis seiner Untergebenen gegenüber äußerst tolerant. So förderte er junge nonkonformistische und originelle Geister wie Ernst Haase und Ernst Joel, die später eine bedeu-

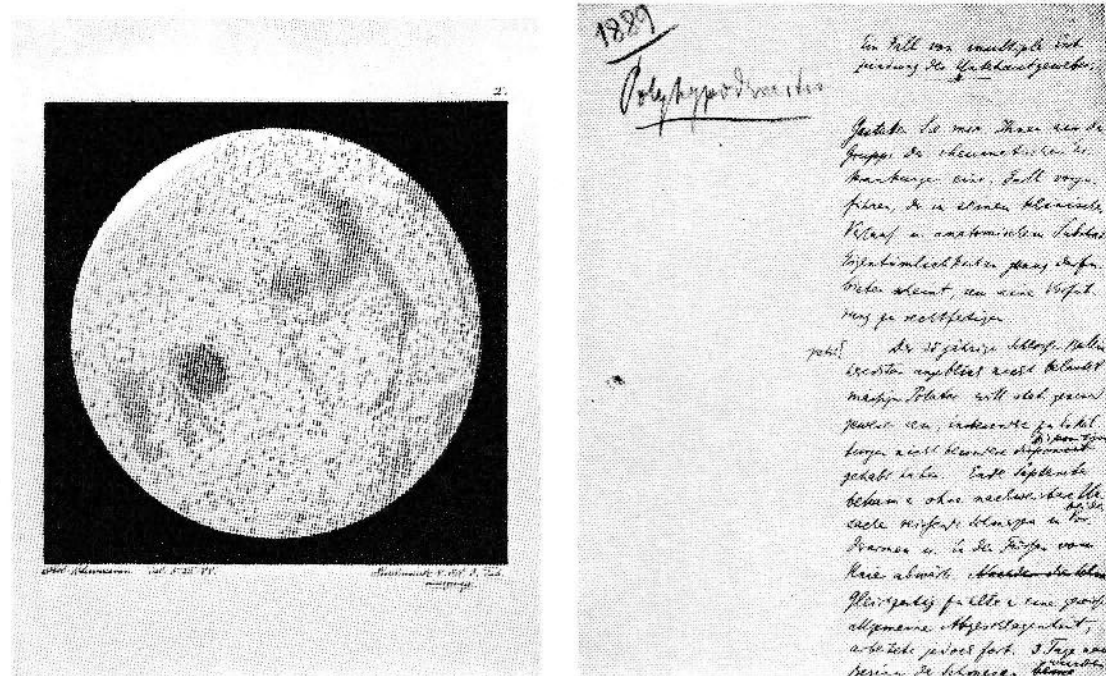


*Prof. Georg Klemperer*



In Klemperers Veröffentlichungen der zwanziger Jahre findet man eine auch für den heutigen Erkenntnisstand der Medizin aktuelle Auseinandersetzung über Grundfragen der ärztlichen Tätigkeit wie wirksame Arzneimittelkontrolle, Wechselwirkung zwischen Körper und Seele, suggestive Heilkraft des Arztes, Bewertung der Laienmedizin und der Naturheilkunde. Er beschäftigte sich intensiv mit psychotherapeutischen Behandlungsmethoden wie der Suggestion und der Hypnose, wie sie von dem Züricher Psychiater *Bleuler* und von den französischen Laienbehandlern *Coué* und *Baudoin* entwickelt worden waren<sup>17</sup>. Er berichtete von Erfolgen der suggestiven Behandlung bei der Basedowschen Erkrankung (Überfunktion der Schilddrüse), dem Bronchialasthma, den Herzrhythmusstörungen, der Magenschleimhautentzündung, den Verdauungsstörungen, den Menstruationsstörungen und der Lungentuberkulose<sup>18</sup>. In einem Vortrag vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft sagte er am 12. Dezember 1923:

1931 berichtete er von zwei spektakulären Fällen einer erfolgreichen hypnotischen Behandlung der hämorrhagischen Diathese infolge Blutplättchenmangels (eine ähnliche Erkrankung wie die Bluterkrankheit). Die erste Patientin, ein 18jähriges Mädchen, klagte über schwere Zwischenblutungen. Behandlungsversuche mit Röntgenbestrahlung, Milzentfernung und Blutübertragungen waren erfolglos geblieben.



115

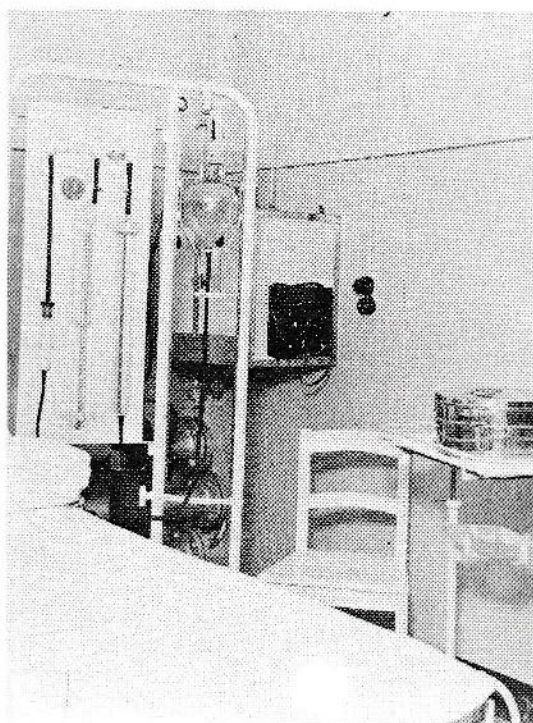


»Ich habe der Patientin in der Hypnose die Suggestion gegeben, daß das Ziehen im Leib und der Druck im Rücken nachlassen, daß sich ein starkes Kraftgefühl einstellen und daß die Unterleibsblutung immer schwächer und schwächer werden würde. Die weitere Suggestion lautete, daß das nächste Unwohlsein ohne Schmerzen verlaufen, daß das Gefühl der schmerzhaften Zusammenziehung im Leib nicht wiederkehren würde. Auch werde das Unwohlsein mäßig sein und die Patientin nicht schwächen. Die hypnotischen Sitzungen dauerten etwa 15 Minuten und wurden 5 mal wiederholt. Der Erfolg war ein außerordentlicher; die Menses erschienen zur rechten Zeit, waren weit weniger stark als zuvor...«

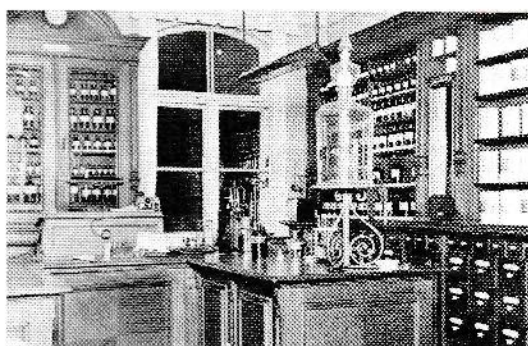
In einem anderen Fall handelte es sich um eine hochschwangere Patientin, die schwere Nierenblutungen hatte. Nach fünf hypnotischen Sitzungen war der Urin hell und ohne Blut<sup>20</sup>. Schon im Jahr 1917 hatte Klemperer die These aufgestellt, daß bei Blutungen infolge Blutplättchenmangels eine auf Nerveneinfluß beruhende Erweiterung der Kapillaren mit im Spiele sei<sup>21</sup>.

1920 forderte Klemperer, Mitglied der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft, die Errichtung eines unabhängigen Arzneimittelprüfungsamtes.

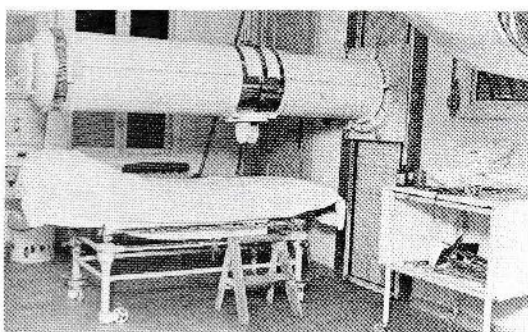
»Der Aufschwung der Arzneimittelindustrie, welchem wir die Einführung vieler wirkungsvoller unersetzlicher Heilmittel verdanken, hat eine Reihe unerfreulicher Begleiterscheinungen gezeitigt, unter denen die ärztliche Praxis und das Ansehen des ärztlichen Standes in gleicher Weise leidet. Alljährlich werden zum Teil von unerfahrener und unverantwortlicher Seite eine Anzahl neuer chemischer Präparate auf den Markt gebracht, die in tönenden Prospekten bestimmte Heilerfolge versprechen, ohne daß eine genügende Prüfung vor der Einführung stattgefunden hätte. Oft wird die chemische Zusammensetzung der neuen Substanzen nicht bekannt gegeben, so daß sich dieselben als Geheimmittel charakterisieren, oft ist die chemische Deklaration ungenau oder trügerisch. In vielen Fällen werden alte Mittel unter neuem Namen herausgebracht oder es werden Gemische bekannter Substanzen als neue Mittel deklariert.«<sup>22</sup>



Pneumothoraxzimmer



Krankenhausapotheke



Röntgentherapie



Jenes Prüfungsamt sollte sämtliche Angaben über neue Medikamente sammeln und veröffentlichen sowie jedes Medikament in seinen eigenen Laboratorien prüfen, ehe es auf den Markt kam. Klemperer entlehnte seine Vorstellungen über dieses Amt amerikanischen Vorbildern. Seine Forderung ist nie erfüllt worden. Bis heute gibt es in Deutschland keine solche Einrichtung. Klemperer mahnte in seinen Schriften zum sparsamen und kritischen Umgang mit Medikamenten. Am Beispiel des »Placeboeffekts«, von ihm »larvierte Suggestion« genannt, führte er aus:

»Ich möchte nur sagen, daß die Erkenntnis der larvierten Suggestion uns immer mehr von der Polypragmasie (gleichzeitige Verwendung verschiedener Mittel, der Verf.) abhalten, daß sie unsere Kritik gegenüber neuen Heilmitteln und -methoden immer mehr schärfen und daß sie unsere Therapie immer mehr vereinfachen und zur Natur zurückführen wird. Im Sinne einer bewußten Psychotherapie scheint mir auch die hippokratische Mahnung zu liegen: »Es ist manchmal nützlich, kein Arzneimittel zu verordnen«. Arzneilos behandeln heißt nach Hippokrates sich um so inniger mit dem Kranken beschäftigen, um jede andere Behandlungsmöglichkeit auszunutzen.«<sup>23</sup>

Diese Sätze schrieb Klemperer 1924, die auch nach 60 Jahren nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben!

### Künstlerische Darbietungen im Ärztekasino

Klemperers Vorliebe für die Hypnose als Behandlungsmethode innerer Krankheiten inspirierte seinen Kollegen, den Assistenzarzt der chirurgischen Abteilung Gerhard Sachs, zu einer Satire. In Anspielung auf Wirtschaftskrise und Inflation, die die Ärzte zu äußerster Sparsamkeit im Umgang mit Medikamenten zwangen und die Klemperers Heilmethoden als willkommenen kostenlosen Ersatz erscheinen ließen, dichtete er:

*»Von allen den Mitteln berühmt und bekannt  
gefällt mir am besten Hypnose.  
Ich gebe sie gerne, ich gebe sie oft,  
ich geb' sie in jeglicher Dose.  
Der Kranke, der freut sich, als wär' er gesund  
und blüht sogar auf wie 'ne Rose.  
Drum geb' ich bei allem und jedem Weh Weh  
nur immer, nur immer Hypnose.  
Ob der Kranke kalte Füße, ob Tbc, ob Soor,  
Suggestion ist die Devise, auf die hier jeder schwor.  
Suggestion heilt wirklich alles  
vom Fuße bis zum Haupt.  
Suggestion, die heilt auch Dalles\*,  
wenn man daran glaubt.*

\* wirtschaftliche Pleite (Wort aus dem Jiddischen)



Künstlerische Darbietungen im Ärztekasino, in grauer Uniform  
von links: Dr. Karl Meyer, Dr. Siegbert Joseph, Dr. Erwin Rabau



Schwesternkurs, sitzend von links: Dr. Wilhelm Beck, Oberin Dorothea Thomas, Prof. Klemperer, Dr. Erwin Rabau



*Muß es denn, muß es denn, immer gleich Jodkali sein,  
tut es denn, tut es denn, aqua nicht und Himbeerwein?  
Wozu all das Salvarsan\*\*, das man hier verpraßte?  
Laß ihm seinen Wassermann\*\*\*, was de hast, das haste!»<sup>24</sup>*

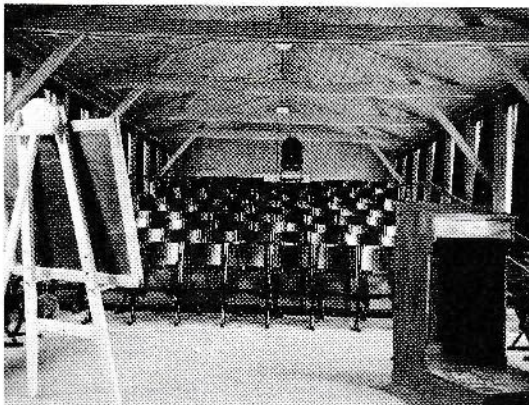
Dieses Gedicht wurde als Lied mit verteilten Rollen vorgesungen, der erste Teil nach der Melodie des Volksliedes »Lore am Tore«, der zweite Teil nach der Melodie des Schlagers »Muß es denn gleich die große Liebe sein«. Solche humoristischen Schwanks auf die Chefärzte wurden auf Faschingsbällen im Kasino vorgetragen, wo alles zusammenkam. Die Assistenten sangen und Oberarzt Leffkowitz von der II. Inneren Abteilung begleitete sie auf dem Klavier. Die besungenen Vorgesetzten pflegten dann den Autoren die Liedertexte abzukaufen und das Geld wanderte in die Gemeinschaftskasse zur Finanzierung weiterer Veranstaltungen und Vergnügungen.<sup>25</sup>

Zwei Schüler Klemperers erinnern sich an ihre Ausbildung:

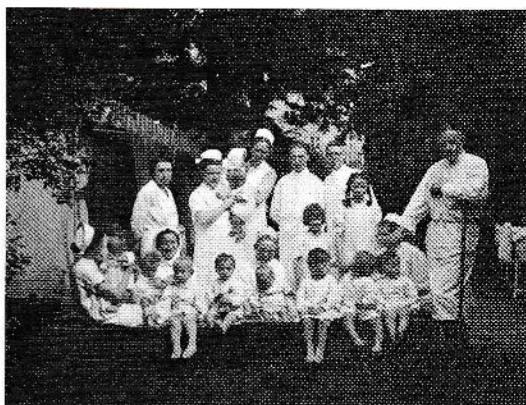
»Am Moabiter Krankenhaus fand ich in Professor Georg Klemperer den Lehrer, der es verstand, zu selbständigem ärztlichen Denken und Handeln zu erziehen – und der mich endgültig von meiner Schüchternheit kurierte. Als er bemerkte, daß es mir schwer fiel, in größerem Kreise meine Meinung zu äußern, rief er mich in sein Zimmer. »So geht das nicht, mein Kind«, sagte er väterlich. »So werden Sie sich nie eine Praxis verschaffen! Ich werde Ihnen eine eigene Station geben und jeden Tag bei Ihnen Visite machen mit meinem ganzen Stabe; und Sie werden mir jeden Tag einen Fall vorstellen und Bericht erstatten. Ich denke, dann werden Sie bald genug diese Schüchternheit los sein! Ich war völlig verduzt – eine unbezahlte Volontärärztin als Stationschef – das hatte es noch nie gegeben! Aber es wurde so, wie er gesagt hatte: Jeden Tag kam er und ich mußte große Reden halten; und es dauerte gar nicht lange, da war ich kuriert. Die Station behielt ich trotzdem – auf ausdrückliches Geheiß des Chefs – und lernte dabei so viel, daß ich weit über das Praktische Jahr hinaus dablief. Es war *doch* etwas Herrliches, Arzt sein zu dürfen!«<sup>26</sup>

»Die Klinik war zum großen Teil eine propädeutische Klinik, d. h. es wurde empfohlen, fangt an bei Klemperer und geht dann weiter zu anderen. Bei Klemperer bekommt ihr den Überblick. Er war ein ausgezeichnete Lehrer, er verstand Dinge so klar zu machen, wie sie nicht waren...«<sup>27</sup>

Am 7. Mai 1930 bekam mit der Eröffnung einer Neurologischen Abteilung am Krankenhaus Moabit die Klemperersche Schule Zuwachs in Gestalt des Neurologen Kurt Goldstein. Prof. Goldstein stellte sich in Berlin vor mit einem Vortrag über »Das psycho-



Alter Hörsaal in der Baracke 28



Patienten der inneren Kinderstation im Garten

\*\* Von Paul Ehrlich 1909 entwickeltes Mittel zur Behandlung des Syphilis

\*\*\* serologischer Test zur Feststellung einer Syphilis



physische Problem in seiner Bedeutung für ärztliches Handeln«<sup>28</sup>. Im Vorwort zu Goldsteins Referat bekannte Klemperer sich zur Offenheit seiner Schule:

»Jede Art, jede Form und jede Richtung der Therapie wollen wir pflegen, ohne ein Vorurteil und ohne einen anderen Anspruch als den der Ehrlichkeit und den der Logik. Unsere besondere Liebe aber gelte der seelischen Durchdringung ärztlichen Handelns, durch welche der ärztliche Beruf seine höchste Weihe, seine tiefste Wirksamkeit erlangt.«<sup>29</sup>

Jedoch sah Klemperer 1931 bereits Anzeichen dafür, daß diese Offenheit bedroht war:

»Der Beginn des neuen Jahres, zeigt den ärztlichen Horizont von dunklen Wolken verhängt; immer schwerer werden Sorgen und Kämpfe des ärztlichen Standes, der gegen Unbill und Verkenntung zu ringen hat.«<sup>30</sup>

Bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 hatten die Nationalsozialisten ihren bisherigen Stimmenanteil nahezu verzehnfachen können. Ihre antisemitische Hetze fiel auch innerhalb der Ärzteschaft auf fruchtbaren Boden. Der Ärztestand war in seiner überwiegenden Mehrheit konservativ-deutschnational eingestellt. Daß er 1933 in Scharen zum Nationalsozialismus übergelaufen ist, ist inzwischen hinreichend belegt<sup>31</sup>. Die Beliebtheit der jüdischen Ärzte bei der Bevölkerung erregte den Neid der Kollegen.

»Darüber habe ich einmal mit Klemperer gesprochen. Klemperer hat mir gesagt: »Wissen Sie, der Unterschied zwischen einem arischen Arzt und einem jüdischen Arzt ist folgender: Der jüdische Arzt sieht seine Arbeit als Dienst an, er ist der Diener der Patienten und der arische Arzt ist der Kommandeur, er befiehlt. Der arische Arzt befiehlt, der jüdische Arzt dient.« Das hat er so gesagt. Er hat ja auch immer viele jüdische Ärzte eingestellt. Ich glaube, das empfand er als eine Pflicht, er sagte, die jüdischen Ärzte kommen woanders nicht an, dann nimmt er sie. Nicht alle, wir hatten vier christliche Ärzte auf der Abteilung, Oberarzt Beck, Dr. Grunke, Frau Dr. von Bülow und Frau Dr. König.«<sup>32</sup>

In den Jahren 1928 bis 1932 hatte Klemperer zusammen mit seinem Bruder Felix Klemperer ein zehnbändiges Handwörterbuch der praktischen Medizin zusammengestellt, die »Neue Deutsche Klinik«. Sie sollte anknüpfen an die von Leyden begründete »Deutsche Klinik«. Viele Beiträge zu diesem Handbuch stammen von seinen Kollegen aus dem Krankenhaus Moabit wie seinen Assistenten Fleischmann und Haase, den Chirurgen Borchardt und Marcus, dem Gynäkologen Joseph etc.

Im 3. Ergänzungsband 1935 verabschiedete sich Klemperer als Herausgeber mit einem Kapitel über »Lungenabszeß und Lungengangrän«<sup>33</sup>. Mit Dankesworten überdeckte der Verlag den peinlichen Vorgang des Hinauswurfs. Im Krankenhaus Moabit hatte man sich seiner bereits Anfang 1933 entledigt. Da er sein Pensionsalter erreicht hatte, hatte man seinen Vertrag einfach nicht verlängert, wie das bei verdienten Professoren jedoch üblich war. Im Dezember 1933 hatte er auch als Herausgeber der Zeitschrift »Therapie der Gegenwart«, die er 1899 gegründet hatte und die das wissenschaftliche Forum seiner Klinikkollegen und vieler anderer qualifizierter Forscher gewesen war, abtreten müssen. In der Therapie der Gegenwart hatten der Fleiß und der Ideenreichtum der Moabiter Ärzte ihren Niederschlag gefunden mit Beiträgen aus allen Abteilungen – von den Internisten Beck, Radt, Fleischmann, Grunke, Posener, Zinn, Katz, Leffkowitz, von den Chirurgen Borchardt, Marcus, Ostrowski, von den Gynäkologen Joseph und Rabau, von den Neurologen Goldstein, Joel und Haase. Im letzten Heft des Jahres 1933 schrieb Klemperer »Zum Abschied«:

»Mit der Herausgabe dieses Heftes endet mein Dienst an der Therapie der Gegenwart... Am 1. Januar 1899 hat kein Geringerer als *Rudolf Virchow* die Therapie der Gegenwart mit einem Aufsatz über allge-



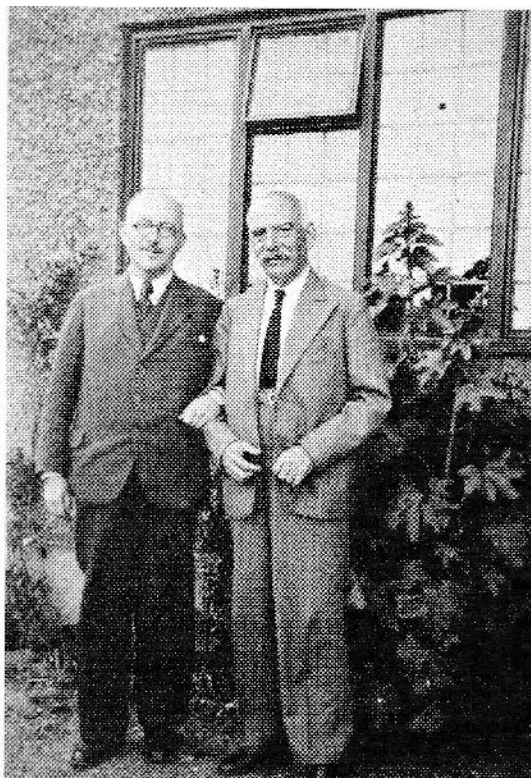
meine Therapie eröffnet; er hat damit die unabänderliche Richtlinie vorgezeichnet, daß die Krankenbehandlung, welche in der Erfahrung wurzelt, der wissenschaftlichen Kritik und der Befruchtung durch die reine Wissenschaft niemals entraten darf. Was der deutschen Heilkunde ihre Weltgeltung verschafft hat, das unerschütterliche Bündnis zwischen Erfahrung und Wissenschaft, dafür bin ich stets in dieser Zeitschrift eingetreten. Hier gab es keinen Unterschied zwischen Schul- und Volksmedizin; maßgebend war nur die Leistung für den kranken Menschen. Es war mein Stolz, daß neben den großen Forschern *Behring* und *Ehrlich*, neben der Blüte der deutschen Klinik und Ärzteschaft, auch die ärztlichen Außenseiter zu Wort gekommen sind, die der Krankenbehandlung neue Wege gewiesen haben ...

... Wenn nach Richard Wagner deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun, so hoffe ich, das Zeugnis zu verdienen, daß ich die Therapie der Gegenwart allzeit in deutschem Geist geleitet habe.<sup>34</sup>

Sein Nachfolger wurde der deutsche Arzt Prof. Dr. Kurt Gutzeit, frischgebackener ärztlicher Direktor des Rudolf-Virchow-Krankenhauses. In seiner Einführung als neuer Herausgeber der Therapie der Gegenwart legte er die künftigen Schwerpunkte fest:

»(es ist die) Aufgabe der kommenden Zeit, die Erhaltung und Förderung gesunden Erbgutes unter Zurückdrängung kranker und rassefremder Erbanlagen wirksam zu unterstützen.«<sup>35</sup>

Er war in dieser Aufgabe bereits mit praktischem Beispiel vorangegangen, indem er auch seinen »rassefremden« Vorgänger im Amt des ärztlichen Leiters des Virchow-Krankenhauses, Prof. Leopold Lichtwitz, vor die Tür gesetzt hatte.<sup>36</sup> Ende 1935 wanderte Klemperer nach Amerika aus. Seine ärztliche Tätigkeit konnte er dort nicht mehr fortsetzen. Er war verbittert über die Art und Weise, wie man ihn in Deutschland abserviert hatte<sup>37</sup>. 1946 verstarb er in Boston im Alter von 79 Jahren.



Prof. Klemperer (rechts) und sein ehemaliger Oberarzt Dr. Erich Nathorff in London 1939



Büste von Prof. Klemperer im Krankenhaus Moabit



Aus der Klempererschen Klinik gingen eine Ärztin und zwei Ärzte hervor, die mit ihrem Nonkonformismus und ihrem Mut, Tabus zu brechen, zu den Außenseitern des Ärztestandes gehörten: Lilly Ehrenfried, Ernst Haase und Ernst Joel. Sie gehörten zum Verein sozialistischer Ärzte und arbeiteten an den sozialmedizinischen Brennpunkten dieser Zeit. Der Verein sozialistischer Ärzte war ein Zusammenschluß von Ärzten aller linken Schattierungen. Auch während der heftigen Auseinandersetzungen zwischen KPD und SPD gegen Ende der Weimarer Republik hielt der Verein zusammen, leistete Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung und engagierte sich sowohl tagespolitisch als auch standespolitisch in Sachen Geburtenkontrolle, § 218, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Minderung der Wohnungsnot, Ausbau der kommunalen Gesundheitsfürsorge etc.<sup>38</sup> Das Engagement jener Kollegen muß vor dem Hintergrund des ungeheuren Elends gesehen werden, das während der zwanziger Jahre in den Arbeitervierteln Berlins herrschte.

Georg Loewenstein, Stadtarzt von Berlin-Lichtenberg, schreibt über die Wohnungsnot im Berlin von 1927:

»Noch nicht  $\frac{1}{5}$  der Bevölkerung wohnt in einigermaßen menschenwürdigen Verhältnissen... Man erinnere sich an den Lichtmangel in den Wohnungen, an ihre häufige Sonnenlosigkeit, an ihre ungesunde Beschaffenheit und an ihre Schallundichtigkeit. Hausrat jeder Art engt die an sich schon unzureichenden Wohnflächen ein. Schlechte Luft, Geruch von Speiseresten und schmutziger Wäsche, Tabaksqualm, Geschmacklosigkeiten an den Wänden, eine dauernde Unruhe im Hause und in der Wohnung, die Anwesenheit von vielen Menschen in einer Wohnstube, in der jeder dem anderen im Wege ist, gestalten das Wohnen, die Gemeinschaft, die Familie zu einer unerträglichen Hölle...«<sup>39</sup>

Nach dem Börsenkrach und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise im Oktober 1929 stieg die Zahl der Arbeitslosen sprunghaft an – von 2,85 Mio. im Januar 1929 auf 6,042 Mio. im Januar 1932<sup>40</sup>. Die Wirtschaftskrise verursachte eine Krise der Volksgeundheit. Überall war die Rede von einem bedrohlichen Anwachsen seelischer Störungen, Zunahme von Alkoholismus, steigenden Selbstmordraten etc. Aus einer statistischen Erhebung Berliner Trinkerfürsorgestellen geht hervor, daß Alkoholiker überaus häufig aus schlechten überbelegten Wohnungen kommen<sup>41</sup>. Schon Anfang der zwan-



Arbeitslose im Berlin der zwanziger Jahre



Wohnungsnot



ziger Jahre hatte sich die Anzahl der der Fürsorge gemeldeten schweren Alkoholerkrankungen vervierfacht<sup>42</sup>.

»Gerade die Trunksucht findet ihren Nährboden in der herrschenden Wohnungsnot... Die Verdrängung der Lebensfreude, die gespannte, zu Zornausbrüchen, Stimmungsschwankungen... zwingende Enge, ihr ungemütliches Aussehen, das sie (die Wohnung) mehr zu einer Schlafstelle als zu einem Heim macht, treiben Mann und Frau, Halbwüchsige und Kinder auf die Straße... den Mann und die Frau in die Kneipe... die Kinder ins Halbdunkel der Höfe und Hausflure...«<sup>43</sup>

## Ernst Haase

Ernst Haase wurde am 9. 5. 1894 in Königsberg geboren. Sein Vater, Hugo Haase, Kriegsgegner, USPD-Reichstagsabgeordneter und Mitglied des Rats der Volksbeauftragten während der Novemberrevolution 1918, fiel 1919 einem Attentat durch Freikorps-soldaten zum Opfer. Das Leben und Schicksal seines Vaters haben Ernst Haase entscheidend geprägt<sup>44</sup>. Im Ersten Weltkrieg war er Frontsoldat. Nach seiner Rückkehr aus dem Feld begann er 1918 mit dem Medizinstudium und trat 1923 als Assistenzarzt in die IV. Med. Klinik am Krankenhaus Moabit ein. Er gewann sehr schnell das Vertrauen Klemperers. Von Anfang an beschäftigte ihn das »Seelenheil« des Kranken. 1925 schrieb er in Anlehnung an Thomas Manns Roman »Der Zauberberg« eine Abhandlung über die »Seelenverfassung der Tuberkulösen«<sup>45</sup>. Angeregt durch Klemperer widmete er sich dem Studium psychotherapeutischer Behandlungsmethoden<sup>46</sup>. 1927/28 ging er nach Wien und machte eine psychoanalytische Ausbildung bei Prof. Schilder und Alfred Adler. Letztendlich interessierten ihn Neurologie und Psychiatrie mehr als Innere Medizin. In Klemperers Handwörterbuch »Neue Deutsche Klinik« schrieb er die Kapitel über Little'sche Erkrankung (kindliche Spastik) und Commotio Cerebri (Gehirnerschütterung). 1930 wurde er Oberarzt der neu eröffneten neurologischen Abteilung unter Kurt Goldstein.

## Suchtkrankenbehandlung

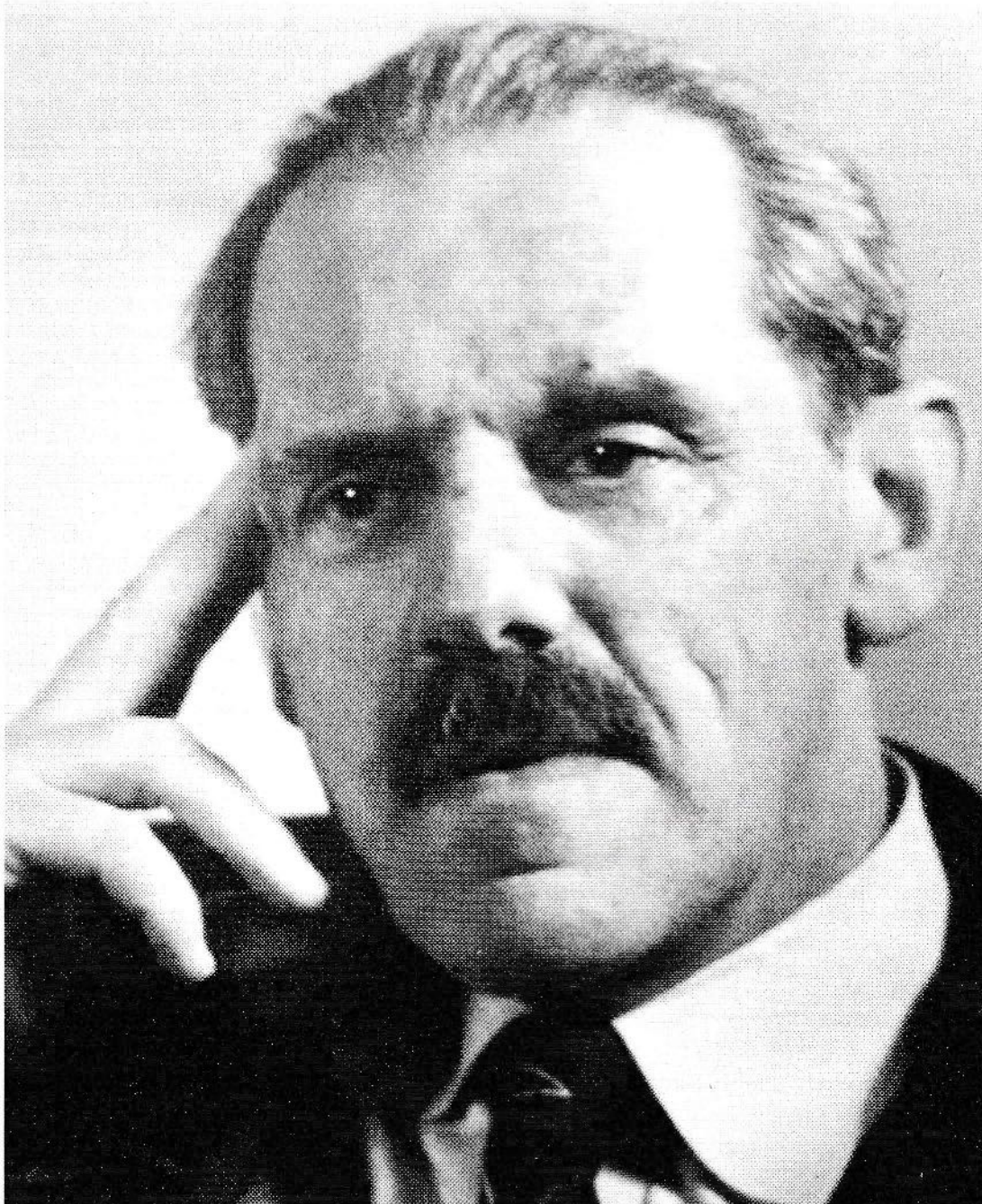
Schon auf der Inneren Abteilung widmete er sich der Behandlung des Alkoholismus und der Morphinsucht. Er trat für die *offene* stationäre Behandlung von Suchtkranken ein, ein Wagnis für die damalige Zeit. Er wies auf die besseren Erfolge hin, die die offene Behandlung gegenüber der Zwangsbehandlung in geschlossenen Anstalten brachte.

»Wir glauben eine nicht geringe Zahl von Kranken erfaßt zu haben, die sich zur Aufnahme in eine geschlossene Anstalt nie entschlossen hätten, da sie das Odium der Irrenanstalt fürchteten, oder die ihr Leiden selbst vor den nächsten Angehörigen verborgen gehalten haben und sich niemals zur Preisgabe ihres Geheimnisses verstanden hätten.«<sup>47</sup>

»Die Befürchtung, daß im offenen Krankenhaus die Entziehung wegen mangelnder Kontrolle nicht streng durchgeführt werden könne, hat sich als nicht begründet erwiesen. Entscheidend ist die Geeignetheit des Personals, auf dessen Auswahl wir den größten Wert legten, und das sich ausnahmslos als zuverlässig und unbestechlich erwies und verständnisvoll mitarbeitete.«<sup>48</sup>

Die Behandlung geschah in enger Zusammenarbeit mit der bezirklichen Suchtkrankenfürsorge, die sein Kollege Ernst Joel leitete<sup>49</sup>. 1929 übernahm Haase selbst die Leitung der Fürsorgestelle für Alkoholranke und Giftsüchtige des Gesundheitsamts Tiergarten. Der Psychiater Karl Stern, damals Medizinalpraktikant am Krankenhaus Moabit, erlebte Haase in seinen Sprechstunden als Fürsorgearzt:

»Der Mann, der während meiner Arbeit im Moabiter Krankenhaus den unvergeßlichsten Eindruck auf mich machte, war Ernst Haase, Oberarzt der neurologischen Abteilung. Seine Interessen gingen weit über die technischen Seiten der Medizin hinaus. Er war ein ziemlich großer, hagerer, blasser Mann mit dunklen Augen. Obgleich er ein äußerst spezialisierter Neuropsychiater war, hielt er direkt im Arbeiter-viertel Sprechstunden. Er besaß ein tiefes soziales Bewußtsein; eine Güte und Geradheit ging von ihm



*Dr. Ernst Haase*



aus, die so kennzeichnend für viele dieser Menschen war. Zugleich besaß er Qualitäten, die früher in kitschigen Romanen »hypnotisch« genannt wurden. Wenn er es gewollt hätte, wäre er tatsächlich ein sehr begehrter Psychiater für die elegante Damenwelt geworden. Mir ist nie jemand begegnet, der so beliebt bei den Armen war... Zweimal in der Woche versah Haase Dienst an einer städtischen Klinik für Rauschgiftsüchtige und Alkoholiker, und ich assistierte ihm. Die Sprechstunden waren von sechs bis acht Uhr abends; aber häufig arbeiteten wir bis lange nach Mitternacht. Dort befand ich mich in einer seltsamen und außergewöhnlichen Welt, völlig verschieden von allem, was ich je gesehen hatte. Wir sahen einen ständigen Strom von Patienten. Mütter kamen mit ihren Kindern geradewegs aus ihrem Heim, das ein Alkoholiker demoliert hatte, Betrunkene erschienen, Morphinisten und Kokainisten, die Hoffnungslosen, die Mittellosen; solche, die sich zynisch und rebellisch isoliert hatten und an ein Leben gefesselt waren, das immer einsamer und destruktiver wurde; und solche, die der Unzulänglichkeit einer lieblosen Welt unterlegen waren. Hier war ein Querschnitt durch die dunkelste Schicht der Großstadt, jener äußerste Rand des Lebens, an dem die menschliche Existenz endgültig atomisiert ist und sich mit einer Öde, einem Raum der Verneinung umgibt. Nur ein ganzes Buch könnte all dies so beschreiben, daß der Leser es wiedererleben würde. Mittendrin saß anscheinend unbekümmert Haase, der in einer Person den Arzt und den ausgezeichneten Sozialfürsorger vereinigte. Manchmal erschienen plötzlich Betrunkene mit geladenen Revolvern auf dem Schauplatz. In einer solchen Situation übertraf Haase sich selbst.

Trotz seiner hervorragenden Ausbildung schien Haase nur in einer bedingten Weise an den wissenschaftlichen Aspekt der Medizin zu glauben. Er war ein scharfsinniger Diagnostiker, glaubte aber wohl nicht an die absolute Trennung des ärztlichen Berufes von dem des Sozialfürsorgers. Sobald er eine neurologische Läsion diagnostiziert und lokalisiert hatte, wollte er wissen, wo die Kinder der Patientin ihr Abendessen erhalten würden. Bei den Konferenzen schaute er ungeniert gelangweilt aus. Ein ziemlich großes Gebiet der »Forschung« schien er fast zu verachten. Aber in dem endlosen Strom menschlichen Elends, der durch die Poliklinik für Alkoholiker und Rauschgiftsüchtige zog, war er gleichsam ein Fels der Rettung. In jedem einzelnen Falle, mochte es sich um einen Alkoholiker aus »besserer Familie« handeln, der jetzt unter den Brücken schlief oder um ein ostpreußisches Dorfmadchen, die bei der Prostitution und Kokain gelandet war, überall drang er sogleich zum Kern der psychologischen und sozialen Situation vor. Wenn es darauf ankam, eine praktische Lösung zu finden, schien er über unbegrenzte Hilfsquellen der Phantasie und Sachkenntnis zu verfügen. Für diese ganze Arbeit erhielt er ein unerhört kleines Gehalt, und doch bemerkte ich oft, daß er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, der Frau irgendeines Alkoholikers Geld zusteckte.

Ich erholte mich niemals von dem Schock dieser Erfahrungen, d. h. ich konnte die grenzenlose Bewunderung des jungen Medizinstudenten für die Wissenschaft und die absolute Heiligkeit der Forschung nie wieder aufbringen... Ich hatte die Kehrseite der medizinischen Praxis entdeckt... und vergaß die Erfahrungen in Moabit nie. Sie schienen mir die abstrakte wissenschaftliche Seite der Medizin auf ihren richtigen Platz verwiesen zu haben.<sup>50</sup>

Auch Werner Forßmann begegnete Haase während einer Famulatur im Moabiter Krankenhaus:

»Dr. Haase war ein Lieblingsschüler Klemperers, ein hervorragender Internist und besonders an der Neurologie interessiert. Der Einfluß seiner Persönlichkeit war so stark, daß sich ihm selbst die schwierigsten und widerspenstigsten Patienten beugten. Obwohl er auch bei den Studenten sehr beliebt war, wurde ich von einigen konservativ eingestellten Kommilitonen vor ihm gewarnt: »Wenn du zu Haase kommst, kannst du ungeheuer viel lernen. Aber sei vorsichtig, er ist ein unbelehrbarer USPD-Mann.« Und USPD-Leute waren in deren Vorstellung ausnahmslos randalierende und gewalttätige politische Sektierer, die mit dem Kommunismus sympathisierten. Als ich Haase dann kennenlernte, war ich überrascht, daß er ganz anders war.«<sup>51</sup>

In einer seiner letzten Veröffentlichungen auf deutschem Boden äußerte sich Haase selbst zu seinem Behandlungsstil:

»Der Rauschgiftsüchtige hat eine begreifliche Scheu, zum fremden Arzt, namentlich zum beamteten Arzt zu gehen. Auf seinem Leidenswege ist er viel Unverständnis begegnet, Enttäuschungen und Demütigungen sind ihm nicht erspart geblieben, er fürchtet mehr einem Verhör denn einer ärztlichen Untersuchung unterzogen zu werden... Wenn er gewahr wird, daß man ihn als Kranken ansieht, und nicht als



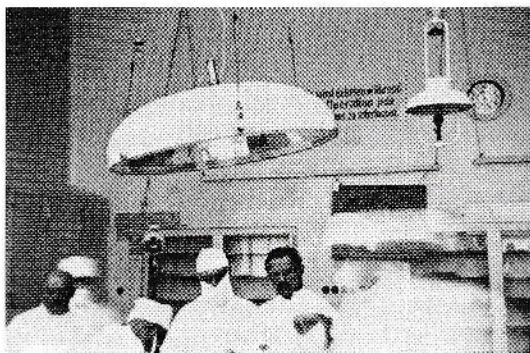
minderwertigen Psychopathen und Verbrecher, daß man bemüht ist, ihn zu verstehen und ihm zu helfen, wird er schließlich Vertrauen gewinnen und sich offenbaren ... Nichts ist weniger am Platz als moralische Vorhaltungen. Günstig wirkt vielmehr das Zugeständnis der Größe der Leiden; dann braucht der Kranke nicht um deren Anerkennung zu kämpfen und hat Vertrauen, daß man das Bestmögliche zu ihrer Linderung tut. Die Hauptsache ist, daß er einen festen Plan spürt, aber auch die Bereitschaft, auf seine besonderen Beschwerden elastisch einzugehen.«<sup>52</sup>

Im Beitrag für eine Frauenzeitschrift setzte er sich mit den sozialen Hintergründen des Suchtproblems nach dem Ersten Weltkrieg auseinander:

»Das Kokainschnupfen ist, wie es sich fast in der ganzen Welt im Kriege und vor allem in den ersten Nachkriegsjahren ausbreitete, lediglich aus den sozialen Verhältnissen dieser Zeit zu verstehen. In der Inflationszeit wurde es zur Mode, wie die Tanzwut und das Likörtrinken. In kürzester Zeit wurde das bisher unbekannte Kokain unter dem Decknamen »Koks« an Straßenecken und in Nachtcafés, in Spelunken und Bars angeboten. Bald blieb der Kokaingenuß nicht mehr auf die Halbwelt und Bohème beschränkt, sondern ergriff alle möglichen sozial entwurzelten und gescheiterten Existenzen: Müßiggänger aus der literarischen und artistischen Welt, Spieler, Schieber, Schleikhändler, Filmstatisten, Kellner, Nachtportiers, Hotelpagen, Prostituierte, Zuhälter, Gelegenheitsarbeiter und Gelegenheitsverbrecher, vor allem aber auch sehr viele Jugendliche, die infolge Arbeitslosigkeit und Verlustes der häuslichen Ordnung ein Opfer der Verführung wurden. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen Existenz, das Zerrinnen des Geldes verstärkte das Bestreben nach Erraffen des Augenblickes. Der tiefste Sinn mag darin liegen, daß nach den Jahren des Todesgrauens, des Leidens und des Verzichtes das Bedürfnis nach gesteigertem Sich-ausleben übermächtig wurde, wie es gerade der Kokainrausch mit seiner beschwingten Stimmung, seinen verfeinerten Sinneswahrnehmungen, seinem halluzinatorischen Erleben, seinem »Außersichgeraten« ... mit sich bringt...



Das Gesundheitsamt Tiergarten in der Turmstraße



Dr. Ernst Haase (in der Mitte ohne Haube) bei einem Konsiliarbesuch im Operationssaal



Soziales Elend in den zwanziger Jahren, demonstrierende Kinder



Auch bei den Homosexuellen und anderen Triebabwegigen spricht das soziale Moment insofern mit, als viele Konflikte mit der Umwelt aus der gesetzlichen und gesellschaftlichen Verfemung erwachsen, in dem die Befriedigung einer der Veranlagung entsprechenden Erotik erschwert oder unmöglich gemacht wird...

Zu denjenigen, die infolge körperlichen Leidens zur Morphingewöhnung gekommen sind, ... zählen auch ein Teil der Kriegsbeschädigten, die infolge ihres Kriegsleidens an Morphin gewöhnt sind...

Haase folgerte daraus die Notwendigkeit einer Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse:

»Alle gesetzgeberischen Maßnahmen, so dringend sie zu fordern sind, müssen daher Stückwerk bleiben, solange es noch eine Gesellschaftsordnung gibt, bei der ein bestimmter Teil der Menschen von der Ausbeutung des Unglücks der anderen lebt.«<sup>53</sup>

Peter Fleischmann vertrat Haase gelegentlich in der Tiergartener Fürsorgestelle und war sehr eng mit Haase befreundet.

»Ernst Haase war für mich ein guter Freund, vielleicht der nächste Freund, den ich je gehabt habe... Ich habe ihn schon gekannt, als wir Kinder waren, ihn verehrt als »älteren Bruder«. Im Jahr 1925 war er mir behilflich, als Medizinalpraktikant bei Klemperer im Krankenhaus Moabit anzukommen. Er hat sich schon von vorneherein besonders für die Neurologie und die Psychiatrie interessiert. In der Psychotherapie war er sehr erfolgreich. Ich habe einmal eine Arbeit von ihm zu lesen bekommen, in der er klar macht, daß es ihm überhaupt nicht darauf ankommt, welches System der Psychotherapie man anwendet. Er hat alle Systeme angewandt, es kam ihm nur darauf an, daß der Patient eine Stütze an dem Arzt hatte, und eine solche war er auch. Er war ein sehr attraktiver Mensch, man mußte ihn gerne haben...

Einmal erzählte er mir, seitdem er in dieser Fürsorge arbeite, trinke er nicht einen Tropfen Alkohol, obwohl er sonst sehr gerne mal ein Glas trank. Aber er sagte, während er mit Patienten spreche, könne er nicht lügen. Wenn der Patient nun sagte: »Nun Herr Doktor, einen guten Tropfen trinken sie ja wohl auch!«, sagte er: »Nein, ich trinke keinen.«...

Klemperer schätzte ihn sehr. Er hat sich immer mit ihm in allen Sachen, in diesen Dingen beraten. Klemperer selbst war ja auch interessiert an Psychotherapie, an Seelenbehandlung.«<sup>54</sup>

## Jugendberatung

Ernst Haase griff ein weiteres Problem auf, mit dem sich die Medizin damals kaum beschäftigte: die körperlichen und seelischen Nöte Jugendlicher.

»Das Pubertätsalter stellt uns ernste sozialhygienische Probleme, die von der offiziellen Medizin und der offiziellen Gesetzgebung bisher viel zu wenig berücksichtigt worden sind.«<sup>55</sup>

1922 begann er Vorträge und Arbeitsgemeinschaften zu halten bei der freigewerkschaftlichen Jugend und in Gruppen der jugendlichen Facharbeiter über Themen wie »Die Geschlechtsfrage«, »Sexualnöte der Jugend«, »Unsere Stellung zu § 218«, »Kameradschaftsehe«, »Pubertätsschwierigkeiten«, »Nacktkultur« etc. Solche Vorträge hielt er auch vor Jugendleitern, älteren Arbeitern und Werkleitern, die größtes Interesse zeigten<sup>56</sup>. Seine Aufklärungsarbeit mündete 1928 in der Schaffung einer von ihm geleiteten Jugendberatungsstelle der Jugendzentrale der Berliner Gewerkschaften. In einer Zeitungsnotiz und mit Plakaten wurde für die Beratungsstelle geworben:

»... Gerade das Jugendalter bringt mit seinem raschen Tempo körperlicher, geistiger und seelischer Entwicklung, mit seinen neuartigen stürmischen Erlebnisweisen, mit der oft quälenden Hervordrängung sexueller Fragen, mit den ersten selbständigen Auseinandersetzungen mit der Welt der Erwachsenen so viel als ganz persönlich empfundene Konfliktsituationen, daß der junge Mensch sich Rat und Hilfe sucht... Trotz theoretischen »Aufgeklärtheits« versagt jedoch oft genug der einzelne im aktuell gegebenen Konflikt. Und gerade die nachdenklichen, tiefen, scheuen Naturen können vor anderen nicht das vorbringen, was sie wirklich bewegt. Allen denen, die mit sich oder der Umwelt nicht fertig werden, wollen wir in unserer Beratungsstelle die Möglichkeit zu persönlichster Aussprache unter strengster Verschwiegenheit geben.«<sup>57</sup>

Triebfeder zur Gründung dieser Beratungsstelle waren Not und Auflehnung der Jugend, die Haase Partei ergreifen ließen:

»Besonders der proletarische Jugendliche ... hört und sieht Dinge, die die Vorstellung von der Vollkommenheit der Erwachsenen jäh zerreißen. Überall begegnen ihm Bilder der Ungerechtigkeit, der Lieblosigkeit, des Eigennutzes, der Brutalität, der Heuchelei und der Zweideutigkeit ... Diese feindliche Einstellung gegen die ganze Schicht der Erwachsenen wird in der bürgerlichen Jugendbewegung noch deutlicher als in der proletarischen. Gerade für die Entstehung des bürgerlichen »Wandervogels« war die leidenschaftliche Ablehnung der im Materiellen versinkenden kapitalistischen Welt mit ihrer Unwahrhaftigkeit, mit ihren platten, erstarrten, spießbürgerlichen Lebensformen, ihrem Mangel an Geistigkeit und Schwung die Triebfeder zum oppositionellen Zusammenschluß der Jugend. Eine Erziehung zudem, deren Hauptinhalt Geistesdrill, öder Gedächtniskram und gespreizter Formalismus ist, vermittelt durch verknöcherte Beamtennaturen, muß die jugendliche Seele verdorren oder sich auflehnen lassen. Besonders verhängnisvoll wird diese Einspannung in ein starres System für die sehr große Zahl unter den höheren Schülern, ... die die wichtigsten Jahre ihrer Jugend mehr oder weniger stumpf auf der Schulbank ver sitzen, die freie Zeit mit Büffeln verbringen und tote Sprachen und Literatur pauken müssen. Wieviel Jugendfrische und frohe Ungebundenheit wird hier vernichtet! ... Das Bleigewicht dieser gewaltsamen und gequälten Bemühungen hängt ihnen fürs ganze Leben an, und noch Jahre später schrecken sie nachts aus drückenden Schul- und Examensträumen auf ... Und werden sie dann selbst einmal Lehrer, Beamte, Richter, dann ist es nicht zu verwundern, wenn die verlorene und zerquälte Jugend sich rächt und ihnen den Stempel griesgrämiger Pedanten und kleinlicher Philister aufdrückt und sie zu Hassern der neuen Jugend macht.«<sup>58</sup>

Vor diesem Hintergrund, der Kritik an den verknöcherten deutschen Beamtennaturen, die die Jugend hassen, definierte er die Aufgaben des Jugendberaters:

»Wir haben gesehen, wie tief psychologisch und sozial der Gegensatz zwischen Jugendlichen und Erwachsenen begründet liegt. Im Zusammenprall dieser beiden Welten hat die Jugend recht. Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß jeder Jugendliche in jedem einzelnen Konfliktfall mit einem Erwachsenen immer recht, der Erwachsene immer unrecht hätte. Auch ganze Gruppen von Jugendlichen können irregeleitet und im Unrecht sein. Aber sofern sich die Jugend aus innerster Lebensnotwendigkeit gegen diese Welt der Erwachsenen mit ihrer Unvollkommenheit, Unwahrhaftigkeit und Ungerechtigkeit auflehnt und ihre satte Spießbürgerlichkeit verachtet, müssen wir uns uneingeschränkt auf die Seite der Jugend stellen. In diesem Sinne kann jede Jugendarbeit nicht anders als revolutionär sein. Unsere Aufgabe ist nicht, den jugendlichen Elan zu brechen, seinen Enthusiasmus zu kühlen, mit kleinlichen Korrekturen an der Jugend herumzuerziehen, das Beste an ihr zu verschütten, sondern wir müssen versuchen, in vertrauensvoller Zusammenarbeit ihre Entwicklung zu fördern und in fruchtbare Bahnen zu lenken. Nur so gelangt der Jugendliche selbst zu freudiger Selbstverantwortung und zu gesundem Selbstvertrauen. Selbstvertrauen aber brauchen wir alle, um leben zu können.«<sup>59</sup>



Waisen- und Kriegerwitwenfürsorge

## Verein Sozialistischer Aerzte (ORTSGRUPPE GROSS-BERLIN)

### SITZUNG

Freitag, den 8. Januar 1923, abends 8 Uhr, im Reichswirtschaftsrat,  
Bellevuestraße 15 (Potsdamer Platz)

#### TAGESORDNUNG:

1. Die Grenzen der gegenwärtigen Jugendfürsorge.  
Referent: Justus Ehrhardt (Landesjugendamt).
2. Arzt und Jugendpfleger.  
Referent: Dr. Ernst Haase.

Zur Diskussion sind u. a. vorgemerkt:  
Stadttrat Walter Friedländer,  
Dr. Erna Magnus,  
Dr. Wilhelm Reich,  
Landtagsabgeordneter Karl Schultze,  
Dr. Erna Corie.

Gäste willkommen!

#### DER VORSTAND.

Dr. Ewald Fabian, Hohenzollerndamm 191

Vortrag Ernst Haases über »Arzt und Jugendpfleger«



Seine Grundsätze und seine Erfahrungen in dieser Arbeit faßte Haase in einer Broschüre zusammen, die vom Jugendsekretariat des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes herausgegeben wurde, und als Anleitung für Jugendleiter und Jugendpfleger gedacht war: »Die Seelenverfassung der Jugendlichen«<sup>60</sup>. Für seine ärztlichen Kollegen schrieb er in Georg Klemperers Handwörterbuch der Medizin »Neue Deutsche Klinik« eine ähnliche Zusammenfassung mit einer ausführlichen Darstellung der organischen Erkrankungen des Pubertätsalters<sup>61</sup>.

Diejenigen Jugendlichen, deren Not im allgemeinen Elend der ausgehenden zwanziger Jahre am schwersten war, kamen jedoch nicht in seine Beratungsstelle. Selbstkritisch bemerkte er:

»Wir haben es bei der Gewerkschaftsjugend schon mit einer sozial und kulturell gehobenen und in geordnetem Gemeinschaftsleben eingefügten Jugend zu tun. An die jugendlichen Schichten unseres Volkes, die Beratung und Hilfe am dringendsten brauchen, kommt leider keine Beratungsstelle in genügendem Maße heran.«<sup>62</sup>

Einige Fallbeschreibungen vermitteln einen Eindruck von seiner Klientel und der Stellung der Beratungsstelle zwischen staatlichen Institutionen – Jugendamt, Krankenhaus – und Jugendgruppen:

»Aus dem Gefühl der Verlassenheit versuchte ein achtzehnjähriges, ernst veranlagtes, gemütszartes Mädchen aus dem Leben zu scheiden. Mit zwölf Jahren hatte sie den Vater verloren, an dem sie sehr hing. Die Mutter tröstete sich rasch über den Tod ihres Mannes, ging ihrem eigenen Leben nach, vernachlässigte die Kinder. Besonders das rasche Vergessen des Vaters vergrößerte die Kluft zwischen ihr und der Mutter. Auf Veranlassung des Jugendamtes kam sie mehrere Jahre aufs Land... Immer mehr in Einsamkeit vergraben, öffnete sie eines Tages den Gashahn. Gleich nach der Entlassung aus dem Krankenhaus durch Vermittlung unserer Beratungsstelle einer Jugendgruppe zugeführt, gelang es ihr, über das Vergangene hinwegzukommen und Kontakt zum Leben zu finden.«<sup>63</sup>

»So gestand mir ein 19jähriger, der mit einer auf krankhafter Einbildung beruhenden hysterischen Beinlähmung ins Krankenhaus kam, daß er jahrelang unter der aus Büchern entnommenen Vorstellung gelitten habe, daß beim Onanieren die »Rückenmarksflüssigkeit« abgehe. Die immer weiter gesteigerte Angst, eines Tages an einer Rückenmarkserkrankung gelähmt zu werden, ließ ihn seelisch zusammenbrechen und die Einbildung entstehen, er könne die Beine nicht mehr bewegen. Nach Aufklärung und seelischer Beeinflussung war er bald geheilt.«<sup>64</sup>

Auch mit Vorgesetzten und Lehrherrn seiner Patienten setzte sich Haase auseinander, wenn Jugendliche in ihrer »negativen Phase« in Schwierigkeiten gerieten:

»Bei Unverständnis der Erwachsenen kann ein solches Verhalten des Jugendlichen ihm seine ganze Zukunft verderben. So erfuhren die ahnungslosen Eltern eines Lehrlings, der aus solcher negativen Haltung heraus unvermittelt die Lehrstätte verlassen hatte, von der Verfehlung ihres Jungen erst, als der treuherzig erzählte, er sei beurlaubt, da die Maschinen entzwei gegangen seien. Erst durch Vermittlung unserer Beratungsstelle gelang es, die Beteiligten über die seelischen Zusammenhänge des Vorfalles aufzuklären und den Lehrherrn zur Wiedereinstellung des Jugendlichen nach Ablauf der Konfliktzeit zu bestimmen.«<sup>65</sup>

Am 1. Oktober 1932 schied Ernst Haase aus den Diensten des Krankenhauses Moabit aus und widmete sich ganz seiner sozialfürsorgerischen Arbeit in der Jugendberatungsstelle und in der Alkohol- und Suchtkrankenfürsorge des Bezirks Tiergarten sowie seiner politischen Arbeit im Verein sozialistischer Ärzte, dessen Vorstand er längere Zeit angehörte. Er hielt weiterhin enge Verbindung zur Klinik, zu seinem Lehrer Klemperer und zu seinem letzten Chef und Gesinnungsgenossen Kurt Goldstein, den er für die Mitarbeit im Verein sozialistischer Ärzte gewonnen hatte. Auch andere Kollegen des Moabiter Krankenhauses bewegte er zur Mitarbeit im Verein wie Lilly Ehrenfried



und den Medizinalpraktikanten Rudolf Goldstein. Max Leffkowitz, Oberarzt der II. Inneren Abteilung am Krankenhaus Moabit, gewann er für eine Kandidatur zu den Ärztekammerwahlen 1931 auf der Liste »Freigewerkschaftliche Ärzte«. Auf einer Wahlversammlung am 19.10.1931 sprach er zum Thema »Wirtschaftskrise und Ärztekammerwahl.« Auf anderen Versammlungen sprach er über seine Arbeit als Jugendberater.

Am 14. April 1931, auf dem Höhepunkt der Kampagne gegen den § 218, sprach er zusammen mit Else Kienle, die zu den Protagonisten der Bewegung gehörte, auf einer Veranstaltung »Ärzteschaft und § 218« in der Spichernstraße. Vom 23.–25. Mai 1931 nahm Haase teil an der 4. Reichstagung des Vereins sozialistischer Ärzte und der 1. Internationalen Konferenz sozialistischer Ärzte in Karlsbad<sup>67</sup>. Im Frühjahr 1933 wurde Haase von allen Ämtern entbunden. Die Fürsorgestelle für Alkoholranke und Giftsüchtige des Bezirks Tiergarten wurde geschlossen, die Jugendberatungsstelle nach dem Verbot der Gewerkschaften aufgelöst. Als ehemaliger Frontkämpfer durfte er noch eine Weile als niedergelassener Nervenarzt eine Praxis betreiben. Persönlich wurde er nicht behelligt. »Wir glaubten, daß er wohl durch Patienten aus der NSDAP geschützt wurde, die ihm einen Wink gaben, wenn er sich versteckt halten sollte.«

„Freigewerkschaft-  
liche Aerzte“

Wahlvorschlag

**3**

**Zur Aerztekammer-  
wahl 1931, Berlin**

#### **Einladung zur Wahlversammlung**

Am Montag, dem 19. Oktober 1931, 20.15 Uhr, findet im Feurich-Saal, Lützowstraße 76, eine **VERSAMMLUNG DER BERLINER AERZTE** statt. Thema: „Wirtschaftskrise und Aerztekammerwahl“. Referenten: Haase, Klauber, Bruno, Cohn, Paul Levy, Hodann, Frau Bieber, Frau Flake, Simmel, Professor Kronfeld.

**F R E I E A U S S P R A C H E**

Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen wird gebeten.

#### **Verein Sozialistischer Aerzte**

(Ortsgruppe Gr. Berlin)

#### **Öffentliche Diskussion**

Dienstag, 14. April 1931, abends 8 Uhr  
in den Spichernsälen (unterer Saal),  
Spichernstraße 3a, Nürnberger Platz.

##### **1. Ärzteschaft und § 218**

Es sprechen:

*Dr. Else Kienle-Jacobowitz*

*Dr. Ernst Haase*

*Dr. Alfred Alexander*

*Dr. Hedwig Prager-Heinrich*

*Dr. L. Klauber*

##### **2. Diskussion**

Gäste willkommen!

Für den Vorstand:

*Dr. Ewald Fabian, Uhlandstr. 52*

#### **Mitgliederversammlung**

**Freitag, 24. April**



Im Oktober 1938 wurde ihm die Approbation entzogen und im März 1939 wanderte er nach England aus. Die ehemalige Schwester des Krankenhauses Moabit Agnes Werigin, die im Frühjahr 1933 aus politischen Gründen entlassen worden war, half ihm bei der Auswanderung. Sie wurde danach von den Nazis verfolgt und mißhandelt, weil sie einem »Juden« geholfen hatte<sup>68</sup>. 1940 ging Haase nach Amerika und ließ sich in Chicago als Nervenarzt nieder. Er beantragte keine Wiedergutmachung nach dem Kriege, da er der Auffassung war, daß es die unschuldigen kleinen Leute in Deutschland wären, die für die Verbrechen der großen Schuldigen zahlen müßten. Am 10. Oktober 1961 verstarb er in Chicago im Alter von 67 Jahren<sup>69</sup>.

### *Ernst Joel*

Der Werdegang Ernst Joels, geb. am 18. 1. 1893 in Berlin, ähnelt in vielem dem Ernst Haases. Im ersten Weltkrieg verfaßte er als politisch aktiver Student mehrere Flugschriften gegen die Hohenzollern-Monarchie und gegen den Krieg. Zusammen mit Gustav Landauer, einem der späteren Führer der Münchener Räterepublik, gab er die revolutionäre Studentenzeitung »Der Aufbruch« heraus. 1915 wurde das Blatt vom Generalkommando der Wehrmacht verboten.<sup>70</sup> Seine medizinische Grundausbildung erhielt er in der IV. Medizinischen Klinik am Krankenhaus Moabit bei Prof. Klemperer. Am Chemischen Institut bei Prof. Jacoby und in den Laboratorien von R. Magnus in Utrecht betrieb er Studien über die Pharmakologie des Kokains und des Morphins<sup>71</sup>. Er wies nach, daß das Kokain nicht wie damals allgemein angenommen zur körperlichen Abhängigkeit führt sondern nur zur psychischen Gewöhnung<sup>72</sup>. Angeregt durch den Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler erforschte er die Zusammenhänge zwischen seelischer Konstitution und Sucht.

Seine Arbeiten über Cocain faßte er in dem Buch »Der Cocainismus – Ein Beitrag zur Geschichte und Psychopathologie der Rauschgifte« zusammen, das heute noch als Standardwerk anzusehen ist<sup>73</sup>. Am 1. Februar 1926 gründete er die erste »Fürsorge stelle für Alkoholranke und andere Giftsüchtige« im Bezirk Tiergarten. Diese in mehreren Berliner Bezirken damals geschaffenen Fürsorgestellen boten erstmals die Möglichkeit, dem stürmischen Anwachsen des Suchtproblems nach dem Ersten Weltkrieg zu begegnen und anhand der großen Klientenzahl neue Erkenntnisse über Natur und Behandlung der Suchtkranken zu gewinnen. Joel stellte einen Ratgeber zur »Alkoholkranken-Fürsorge« zusammen für das Personal von Beratungsstellen, Wohlfahrtsämtern und Heilanstalten<sup>74</sup>. Darin betonte er, daß das Suchtproblem nicht polizeilich gelöst werden dürfe. So dürfe eine Anfrage des Fürsorgearztes bei der Polizei keinesfalls gleich ein Ermittlungsverfahren auslösen, weil dadurch das Vertrauensverhältnis zum Patienten gestört werde. Aus allen seinen Schriften klingt ein starkes Mitgefühl mit den Süchtigen als Ausgestoßenen und Verachteten.

»Sie haben einen schlechten Ruf. Man hält sie für Psychopathen, Asoziale, Schwächlinge, Genuß-süchtige, unehrliche, unzuverlässige Naturen. Immer wieder haben uns solche Kranken geklagt, daß sie durch den barschen, bitteren und oft cynischen Ton, in welchem man sie weniger befragte, als verhörte und durch die schlechte Prognose, die man ihnen schon am ersten Tage stellte (»Wenn Sie heraus kommen, spritzen Sie ja doch wieder ...«, usw.) auf's schlimmste beschämt und entmutigt wurden. Es ist ein



Der Arzt soll über die medizinischen Gifte wachen, die allein in seine Hand gehören. Er soll niemandem den Entschluß zu fliehen, erleichtern; er wird trotzdem oft genug resignieren müssen. Auf jeden Fall aber sollte er sich einsetzen für eine solche Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, aus dem die Flucht nicht mehr so dringlich ist.<sup>78</sup>

131



Alle seine bis dahin geleisteten experimentellen Arbeiten und seine Erfahrungen als Leiter der »Fürsorgestelle für Alkoholkranke und andere Giftsüchtige« im Bezirk Tiergarten faßte er 1928 zusammen in dem Buch »Die Behandlung der Giftsüchten«<sup>79</sup>. In seinem Abschlußwort kritisierte er Inhalte und Ziele der gängigen Entwöhnungskuren:

»Das Suchtmittel ist ein Betäubungsmittel. Irgendein Drang, ein Begehren, ein Unvermögen soll beschwichtigt, zugeschüttet, ersetzt werden... Wo... eine tiefe bedürfnismäßige Bindung der Persönlichkeit an das Gift besteht, beschwört sein Entzug neue Schwäche und Pein herauf. Der Mensch, der sich mittels der chemischen Prothese seines Narkotikums einigermaßen sicher fühlte, steht nun wieder als Torso da... Niemals kann das Kriterium des ärztlichen Erfolgs die Gewichtsmenge Gift sein, die nun gespart wird... sondern einzig die Hebung der Lebensfreude und der Leistungskraft. Es muß einmal ausgesprochen werden, daß viele »erfolgreiche«, d. h. endgültige und rückfallfreie Entwöhnungskuren das nicht zustande brachten.

Angeichts dieser Tatsache ist es notwendig, die Methoden bei dem Kampf gegen die Giftsüchten ein wenig zu revidieren. Es kommt primär gar nicht darauf an, dem Kranken sein Gift abzunehmen, sondern es kommt darauf an, ihm zu helfen, ihn zu behandeln. Dazu ist aber auch notwendig, die Berührungszone mit den Rauschgiften zu schmälern... die verbrecherische Verführung, den Profitgeist und am allermeisten die Sitte des Rauschmittelkonsums zu vereiteln... Die kleine Truppe der illegalen Gifthändler und das große Heer der legalen muß mit aller Entschiedenheit getroffen werden. Die Bereitstellung von ungeheuren Mengen Alkohol (auf Kosten von Nahrungsmitteln) einerseits, und die eifernde Verfolgung der Alkaloide andererseits ist eine Unlogik, die sich vielleicht privatökonomisch, aber nie sozialhygienisch verstehen läßt...«<sup>80</sup>

Sein Ruf als Kenner des Suchtproblems war derart, daß man ihn bat, zusammen mit Fränkel das Kapitel über Suchtkrankheiten im Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre von Brugsch/Lewy zu schreiben<sup>81</sup>. Anfang 1929 gab er die Leitung der Fürsorgestelle Tiergarten an Ernst Haase ab – mit dem er seit Gründung der Stelle eng zusammengearbeitet hatte – und wechselte an das Gesundheitsamt Kreuzberg über. Etwa zur selben Zeit trat er in den Verein Sozialistischer Ärzte ein. Wenige Monate später starb er eines plötzlichen Todes. Sein Mitarbeiter und häufiger Mitautor seiner Schriften Fritz Fränkel erwähnt in seinem Nachruf, daß Joel kurz zuvor noch im Verein sozialistischer Ärzte hervorgetreten sei mit einem glänzenden Vortrag gegen Korruptionerscheinungen auf dem Gebiet der pharmazeutischen Industrie.<sup>82</sup>



»Vor allem lehrte mich Goldstein, Patienten zu untersuchen und allen Theorien zu mißtrauen, einschließlich der eigenen«<sup>100</sup>.

*Kurt Goldstein (1878–1965):*

*Begründer einer psychosomatischen Neurologie?*

Als am 7. Mai 1930 am Krankenhaus Moabit eine Neurologische Abteilung – früher als an manch anderen Berliner Kliniken – eröffnet wurde, hatte man in Kurt Goldstein einen der erfahrensten klinischen Neurologen, aber auch originellsten Wissenschaftler gewonnen. Die Berufung Kurt Goldsteins nach Moabit wurde damals in Berlin »als ein ganz großer Triumph angesehen«<sup>83</sup>, aber seinem Wirken auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft sollte durch die erzwungene Emigration am 5. April 1933 nur die kurze Periode von knapp drei Jahren beschieden sein.

Dies ist wohl ein Grund dafür, daß Kurt Goldstein in Berlin für viele Kliniker, insbesondere auch Neurologen, unbekannt geblieben ist. Obwohl ihm für die Entwicklung der Neurologie durchaus die Bedeutung eines Viktor von Weizsäcker zukommen mag, wurde in Deutschland weder seines 100. Geburtstages noch seines zehnjährigen Todestages gedacht.

Ein weiterer Grund für das Vergessen Kurt Goldsteins im Nachkriegsdeutschland könnte in seinem außergewöhnlichen Verständnis für den »Aufbau des Organismus«<sup>84</sup> liegen, das er in einer Monographie ein Jahr nach seiner Flucht in Amsterdam darlegte. Ihn interessierte das gleichzeitige oder alternierende Auftreten psychischer und somatischer Symptome bei neurologischen Erkrankungen zu einer Zeit, als sich die Neurologie durch Fortschritte in Neuroanatomie, Histologie und Lokalisationslehre gerade von der Inneren Medizin wie von der Psychiatrie »emanzipiert« hatte<sup>85</sup> und sich gegen viele Widerstände anschickte, ein eigenständiges Fach zu werden.

Ohne ausdrückliche tiefenpsychologische Orientierung kam Kurt Goldstein aus dem unmittelbaren Umgang mit neurologisch Kranken zu der Einsicht, daß auch bei lokalisierbaren neurologischen Störungen der Organismus immer als körperliche und psychische Einheit in veränderter Weise auf Anforderungen der Umwelt antwortet<sup>86</sup>. Dies bedeutete eine grundsätzliche Kritik an der damals gültigen Lokalisationstheorie, wie sie auch Monakow schon geäußert hatte, und den Beginn eines neuen Konzepts von der Tätigkeit des menschlichen Nervensystems.

Diese bahnbrechenden psychosomatisch-neurologischen und »ganzheitsmedizinischen« Ansätze wurden nach der Vertreibung Kurt Goldsteins und der jüdischen Psychoanalytiker bis heute in Deutschland kaum aufgegriffen. Stattdessen stellte sich die Neurologie wie auch die verbleibende Psychoanalyse – als »Deutsche Seelenheilkunde« – in den Dienst nationalsozialistischer Gesundheitsutopie<sup>87, 88, 89, 90</sup>. Die Folgen dieser Anpassung sind für die Theorieentwicklung beider Disziplinen bis heute nicht zu ermesen.

Wegen der besonderen Stellung Kurt Goldsteins als Schüler von Carl Wernicke (1848–1905), Hermann Oppenheim (1858–1919) und Ludwig Edinger (1855–1918) hinsichtlich der Geschichte einer psychosomatischen Neurologie sei der damalige Ent-

wicklungsstand der beiden Disziplinen kurz skizziert. Trotz einer sehr engen und vielfältigen Verbindung zwischen Neurologie und Psychosomatik blieb ihre Beziehung problematisch. Während sich Kurt Goldstein für die Integration einer psychischen und somatischen Behandlung ausspricht, da sie

»nicht wesentlich verschieden, sondern verschiedene Wege (sind), die im Prinzip zum gleichen Ziele führen« und »der eine oder andere ... nur deshalb gewählt (wird), weil im gegebenen Falle dieser ... als leichter und schneller zum Ziele führend betrachtet wird«<sup>91</sup>,

äußert Freud in einem Brief an Viktor von Weizsäcker 1932 Berührungsängste mit der Neurologie:

»Von solchen Untersuchungen mußte ich die Analytiker aus erzieherischen Gründen fernhalten, denn Innervation, Gefäßerweiterung, Nervenbahnen wären zu gefährliche Versuchungen für sie gewesen, sie hätten zu lernen, sich auf psychologische Denkweisen zu beschränken«<sup>92</sup>.

Aus neurologischer Sicht wies damals Erwin Stransky auf die Grenzen der Psychotherapie in der Neurologie hin, die bis heute noch nicht überwunden sind, indem er meinte, daß

»die wesentlichste Grenze ... wohl die (ist), die durch einen, sei es anlagemäßigen, sei es erworbenen kardinalen histologischen, die Funktionsmöglichkeiten determinierenden ..., nicht ersetzbaren Defekt, bzw. Mangel gegeben ist«.

Durch die eigenständige Entwicklung der Psychosomatik als psychotherapeutische und psychoanalytische Spezialdisziplin mit eigenen Institutionen – Folge dieser Abspaltung – entging den Neurologen zunehmend die biographische Methode. Die technologische Entwicklung bildgebender Verfahren ebenso wie die molekularbiologische und biochemische Entwicklung lenkte dagegen den Blick bis heute verstärkt auf die Lokalisierung neurologischer Krankheiten. Pharmakologische Fortschritte erschlossen zwar auch der Neurologie zunehmend therapeutische Möglichkeiten – insbesondere bei Morbus Parkinson, den Epilepsien, den ischämischen Hirninfarkten und entzündlichen Erkrankungen des Nervensystems –, drängten aber psychosomatische Ansätze in den Hintergrund. So wurde im Titel des 1928 gegründeten »Nervenarzt«, zu dessen Beirat neben Kurt Goldstein Gustav von Bergmann, Ludwig Binswanger, Karl Bonhoeffer, Otto Warburg und Viktor von Weizsäcker gehörten, der Zusatz »mit besonderer Berücksichtigung der psychosomatischen Beziehungen« 1967 gestrichen<sup>94</sup>.

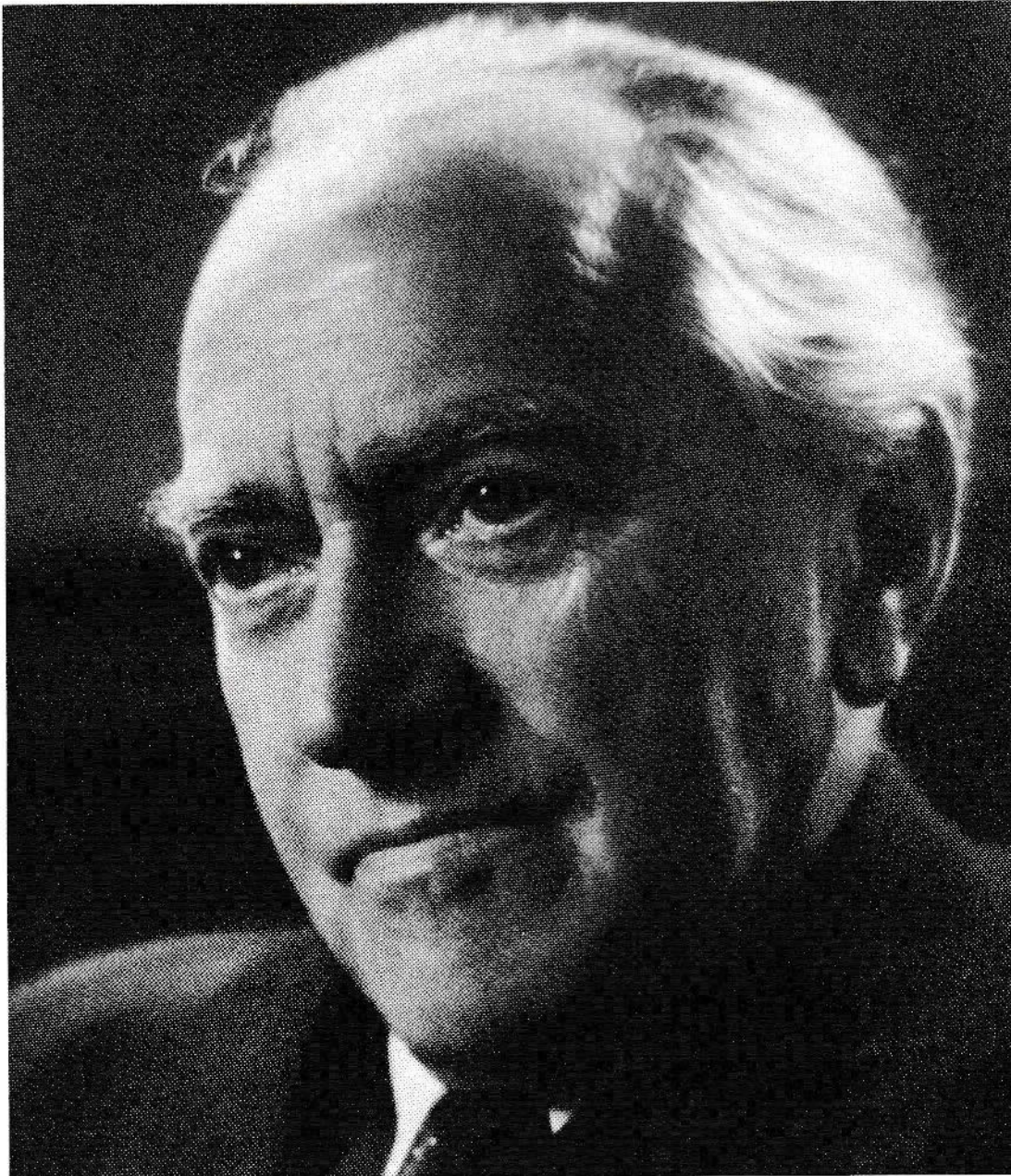
Trotz der Entwicklung, daß mehr und mehr Disziplinen der Medizin auf ihren Jahrestagungen in letzter Zeit psychosomatische Sektionen einrichten, mangelt es einer solchen bis heute auf den Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Neurologie. Es scheint, daß die mühsam errungene Anerkennung der Neurologie durch andere organmedizinische Fächer nach einem langsamen Ablösungsprozeß von der Psychiatrie nur durch eine Abspaltung des »Psychischen« gewährleistet ist.

Die methodischen Prinzipien Kurt Goldsteins, »alle Erscheinungen, die ein Kranker bietet«, zu »berücksichtigen und keiner einen Vorrang bei der Beschreibung (zu) geben«, wie auch »keine Erscheinung ohne Bezug auf den Organismus und die Situation, in der sie zur Beobachtung kommt« zu betrachten<sup>95</sup>, könnten zur Öffnung verschlossener Türen in beide Richtungen beitragen. Manchmal hat es aber den Anschein, daß die erzwungene Vertreibung der Schule Kurt Goldsteins durch den Nationalsozialismus auch die von ihm vertretenen Inhalte noch immer nicht heimisch werden läßt. Es ist beinahe eine Art Rache der Geschichte, daß sie uns anhält, auf mühseligen Umwegen zurückzuholen, was uns einst wie selbstverständlich gehörte.



Kurt Goldstein bevorzugte ebenfalls die Umwege. So promovierte er, nachdem er bereits zwei Arbeiten veröffentlicht hatte<sup>96, 97</sup>, bei dem Anatomen Prof. Schaper 1903 über »Die Zusammensetzung der Hinterstränge. Anatomische Beiträge und kritische Übersicht« an der Universität Breslau<sup>98</sup>.

Es ist an dieser Stelle erwähnenswert, daß sich Kurt Goldstein damit – ähnlich wie Sigmund Freud, der sich als Neurologe und Neuropathologe mit dem Ursprung der hin-



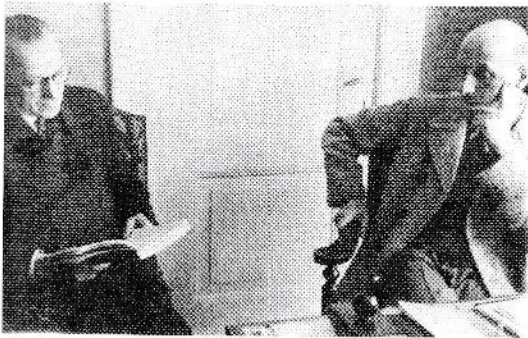
*Prof. Kurt Goldstein*



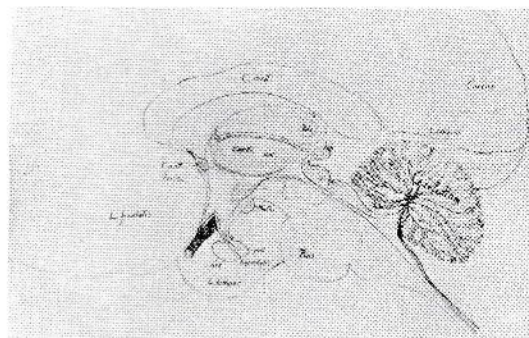
teren Nervenwurzeln und Sensibilitätsstörungen beschäftigte<sup>99</sup> – dem morphologischen Substrat von Wahrnehmung und Empfindung (Hinterstränge als Bahnen für »Tiefensensibilität«) widmete.

Mit seiner Habilitation »Über das Realitätsurteil halluzinatorischer Wahrnehmungen« an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Königsberg bei Carl Wernicke blieb er noch der Psychiatrie verbunden. 1914 ging er zu dem Neuropathologen Ludwig Eddinger nach Frankfurt, der lange Jahre Laboratorium und neurologische Tätigkeit aus eigenen Mitteln finanzierte, bevor er zusammen mit Goldstein das berühmte Institut zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen gründete<sup>100, 101</sup>. Dessen Leiter wurde Kurt Goldstein. Zusammen mit dem Psychologen Adhémar Gelb, der ihn über zehn Jahre begleitete, widmete er sich der psychologischen Analyse, besonders den Wahrnehmungsstörungen bei Patienten mit Verletzungen der Sehbahn oder der Sehirinde<sup>102, 103</sup>. Kurt Goldstein und seine Mitarbeiter, zu denen auch der Neurologe Walther Riese und die Psychoanalytikerin Frieda Fromm-Reichmann gehörten, machten die Beobachtung, daß bei Hirnläsionen über die lokale Schädigung hinaus allgemeine Beeinträchtigungen eintreten, sie sich als Störung des »abstrakten Verhaltens« – Goldstein nennt es auch das »kategoriale« Verhalten – zugunsten einer »konkreten«, realistischen Einstellung beschreiben lassen. Die Kranken sind unfähig, einen gedanklichen Entwurf für eine Handlung zu machen, Initiative zu ergreifen oder eine Situation als ganze zu erfassen. Sie haften an Einzelheiten und sind in besonderem Maße abhängig von äußeren Stimuli. Der Wechsel von Aufgaben fällt ihnen schwer. Infolgedessen wirken sie unbeweglich, in ihren Handlungen zwanghaft, überordentlich und stereotyp. Kurt Goldstein hat dieser Einengung auch einen positiven Aspekt beigemessen<sup>104</sup>: Die Patienten schaffen sich – unbewußt – ein überschaubares Feld, in dem ihre Störungen wenig in Erscheinung treten und ihr psychisches Gleichgewicht weniger bedroht ist. Nach Goldstein kann dieses Gleichgewicht jedoch schnell in einer »Katastrophenreaktion« enden, wenn von einem solchen Kranken ein abstrakteres Verhalten, zum Beispiel die freie Wahl zwischen zwei gestellten Aufgaben verlangt wird. Es kann allgemeine Unruhe, Zittern, Angst, zornige Abwehr und Handlungsunfähigkeit auftreten, die sich manchmal auch als abrupte »inadäquate« Stimmungsänderung auf eine Überforderung äußert.

Seine Beobachtungen führten Kurt Goldstein zu einem für damalige Verhältnisse revolutionären Behandlungskonzept, bei dem ärztliche, psychologische, pädago-



Prof. Kurt Goldstein (links) mit dem Psychologen Adhémar Gelb



Das Gehirn, Handzeichnung von Prof. Goldstein



gische und früh einsetzende arbeitstherapeutische Maßnahmen ineinandergreifen. Er forderte, daß dem »Ermessen des Arztes überlassen sein« soll, »über die Dauer des Aufenthaltes zu entscheiden«, »wenn die Arbeit nicht ganz umsonst sein soll«<sup>102</sup>.

In der Folge des Ersten Weltkriegs war Kurt Goldstein auch mit dem massenhaften Auftreten nicht-organischer Störungen konfrontiert, die als »Kriegsneurosen« derart zunahmen, daß die Militärs nicht zu Unrecht eine gefährliche Destabilisierung von Front und »Heimat« befürchteten. Über die Ätiologie hysterischer Erblindungen nach organisch heil überstandenen Gasangriffen, Ertaubungen nach längerem Trommelfeuer ohne nachweisbare Schädigung des Hörorgans, Zittern, Schütteln, Anfällen und Lähmungserscheinungen entbrannte zwischen Neurologen, Psychiatern und Psychoanalytikern eine heftige Auseinandersetzung, die auch die unterschiedlichen therapeutischen Vorgehensweisen betraf<sup>105, 106</sup>.

Der berühmte Berliner Neurologe Hermann Oppenheim hatte sich mit seiner Vorstellung, daß es sich bei den Kriegsneurosen um die Folgen von irreversiblen molekularen Schädigungen der Hirnrinde handle, die die Soldaten, oft äußerlich unverletzt, durch ein Kriegstrauma erlitten hätten, vor seinen Kollegen lächerlich gemacht. Dagegen entwickelten die von der Psychogenie der Kriegsneurosen überzeugten Neurologen und Psychiater ihrerseits nun mechanistische, »naturwissenschaftliche« Therapieformen, die am Beispiel der »Kaufmannschen Methode« brutale und manchmal sogar terroristische Züge annahm<sup>107</sup>. So berichtete Max Nonne auf der achten Jahresversammlung der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte:

»Als für die Beseitigung von Symptomen geeignet hat neuerdings die Methode Kaufmanns Aufsehen erregt, die in der Anwendung starker Ströme in Kombination mit mehr oder weniger rücksichtsloser Verwendung der militärischen Vorgesetzten-Autorität besteht. Nach allem, was ich davon gehört habe, ist diese energische Form der Suggestion, der Überrumpelung bzw., wie Kehler die Methode genannt hat, die »gewaltsame Exerziermethode« sehr geeignet, in vielen Fällen die Kranken symptomfrei und symptomärmer zu machen...«<sup>108</sup>.

Kurt Goldstein grenzt sich bereits 1916 von diesen Methoden ab und entscheidet sich für eine »gütliche Suggestion«, da

»die Anwendung der starken Ströme an sich... Gefahren (birgt). Das haben besonders die zwei Todesfälle nahegelegt, die nach der Kaufmannschen Behandlung eingetreten sind«<sup>117</sup>.

Während die überwiegende Zahl der damaligen Neurologen, Psychiater, ja sogar Psychoanalytiker mit dem Therapieerfolg Kriegsverwendungsfähigkeit meinen, ohne den tieferen Grund einer unbewußten Kriegsverweigerung oder »Verdrängung einer Aggression«<sup>109</sup> aufzudecken, gibt Goldstein vorsichtig zu erkennen, daß er den Hintergrund der Kriegsneurosen verstanden hat:

»Wichtig ist, daß man den Kranken sagt, daß sie trotz Heilung nicht mehr ins Feld kommen, was nach meiner Auffassung auch wissenschaftlich und praktisch das richtige Verfahren ist, da ja die größte Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß diese Kranken den Anforderungen des Felddienstes nicht gewachsen sind und bei jeder besonderen Situation versagen und ihre frühere oder eine ähnliche Störung wieder bekommen würden«<sup>108</sup>.

In den Jahren nach dem Kriege wendet sich Kurt Goldstein mit besonderer Aufmerksamkeit und Vorliebe in einer Fülle von Einzelarbeiten der Sprache und Aphasieforschung zu, andererseits der besonderen Beziehung zwischen Psychoanalyse und Biologie oder Physiologie<sup>100, 111, 112</sup>. So nimmt es nicht wunder, daß sich Goldstein in Berlin mit einem Vortrag über »Das psycho-physische Problem in seiner Bedeutung für ärztli-

ches Handeln« vorstellt<sup>113</sup>, der von dem Internisten Georg Klemperer in einer erfrischenden und neugierigen Weise eingeleitet wird:

»Jede Art, jede Form und jede Richtung der Therapie wollen wir pflegen, ohne ein Vorurteil und ohne einen anderen Anspruch als den der Ehrlichkeit und den der Logik. Unsere besondere Liebe aber gelte der seelischen Durchdringung ärztlichen Handelns, durch welche der ärztliche Beruf seine höchste Weihe, seine tiefste Wirksamkeit erlangt«<sup>113</sup>.

Kurt Goldstein kritisiert in diesem lesenswerten und programmatischen Vortrag die Einseitigkeit eines ausschließlich somatischen oder psychotherapeutischen Ansatzes:

»Wenn wir speziell die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Methode für ärztliches Handeln ins Auge fassen, so konnte sie sich im Grunde nur deshalb so lange halten, weil das konkrete ärztliche Handeln letztlich von ihr unberührt blieb und seine eigenen Wege ging«... »Nimmt man hinzu, daß sich die Vertreter der neuen Lehre (gemeint ist die Psychoanalyse Freuds, K./S.) in einer Oppositionsstellung gegenüber der herrschenden Lehre der Somatiker befanden, so wird man es verstehen, daß für sie das Psychische immer größere, ja beherrschende Selbständigkeit gewann. So wurde für die Konsequenten das Körperliche eigentlich fast nur noch als Ausdruck des Seelischen, als Symbol des Seelischen von Bedeutung«<sup>113</sup>.

Um die Trennung der beiden Disziplinen im ärztlichen Umgang aufzuheben, bejaht er die Frage, ob man »einen Neurotiker gleichzeitig psychisch und körperlich behandeln« dürfe<sup>113</sup>. Nach Kurt Goldstein ist

»die somatische Untersuchung und Behandlung... auch bei psychogenen Erkrankungen als der psychischen Untersuchung und Behandlung prinzipiell gleichwertig zu betrachten. Es ist nicht angängig, die somatische Untersuchung und Behandlung einem anderen Arzte zu überlassen. Die somatische Behandlung ist nicht eine Behandlung *neben* der psychischen. Sie muß in den gesamten Behandlungsplan organisch eingebaut sein und dieser Zusammenhang muß auch dem Patienten zum Bewußtsein und Erlebnis gebracht werden«<sup>114</sup>.

Es war Kurt Goldstein nicht vergönnt, dieses Konzept einer für damals wie heute außergewöhnlichen psychosomatischen Neurologie klinisch in Deutschland so umzusetzen, daß es eine Fortsetzung seiner Lehre und eine Goldsteinsche Schule gegeben hätte. Von Frau Marianne L. Simmel, die Kurt Goldstein 1942 in Boston kennenlernte, erfahren wir, daß die erzwungene Emigration seine Karriere ruiniert habe. Der Empfang durch die amerikanischen Kollegen sei zwar herzlich und voller Anerkennung gewesen, aber man habe in ihm doch einen Konkurrenten gesehen. Da er sich scheute – trotz großer Privatpraxis – aus Anstand und Bescheidenheit, von den Patienten Geld zu verlangen, habe er in den USA zeitweise unter schweren finanziellen Problemen gelitten<sup>115</sup>.

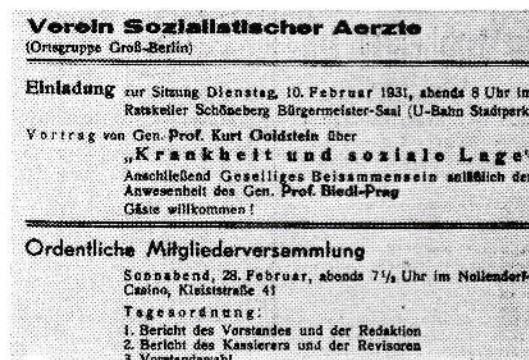
Immerhin haben amerikanische, jüdische und französische Wissenschaftler (so z. B. Merleau-Ponty) Kurt Goldstein auf ihre Weise zu seinem 80. Geburtstag<sup>116</sup> und nach seinem Tode<sup>100</sup> in Festschriften anerkannt und geehrt.

Unsere Darstellung kann wegen ihrer Kürze allenfalls Neugier wecken auf seine Biographie und sein Werk, das über 300 Arbeiten umfaßt. Kurt Goldsteins Buch »Der Aufbau des Organismus« und das von Frau Marianne Simmel herausgegebene Buch »The Reach of Mind. Essays in memory of Kurt Goldstein« (1968), das auch eine Bibliographie der Schriften Goldsteins enthält<sup>100</sup>, erleichtern die Möglichkeit des Erinnerns und Durcharbeitens.



**KURT GOLDSTEIN**  
1878–1965

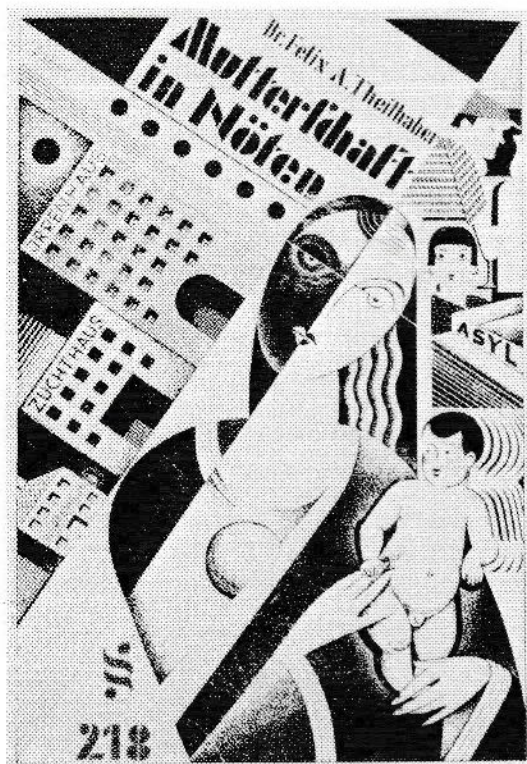
- 6. 11. 1878 als 7. von neun Kindern eines jüdischen Holzhändlers in Kattowitz geboren.  
Umzug nach Breslau. Besuch des Humanistischen Gymnasiums
- 1897 (?) Beginn eines Philosophie-, Literatur- und Medizinstudiums in Breslau und  
Heidelberg
- 1903 Promotion über »Die Zusammensetzung der Hinterstränge. Anatomische  
Beiträge und kritische Übersicht« in Breslau
- 1905 (?) Berührung mit psychologischen Fragen durch Carl Wernicke
- 1907 Habilitation in Königsberg »Über das Realitätsurteil halluzinatorischer Wahr-  
nehmungen«
- 1914 Wechsel zu dem Neuropathologen Ludwig Edinger nach Frankfurt und  
Gründung eines Instituts zur Erforschung der Folgeerscheinungen von  
Hirnverletzungen
- 1919 Nach dem Tode Edingers o. ö. Ordinarius für Neurologie an der Universität  
Frankfurt
- 1930 Berufung an die neu eingerichtete Neurologische Abteilung des Kranken-  
hauses Berlin-Moabit (Honorar-Professur)  
Beziehung mit der Nervenärztin Eva Rothmann, die später seine Frau wird.
- 5. 4. 1933 Flucht über die Schweiz nach Amsterdam
- 1934 Arbeitslos. Fertigstellung seines Werks »Der Aufbau des Organismus«
- 1935 Wechsel nach New York  
Professor für klinische Psychiatrie an der Columbia-University. Einrichtung  
eines neurophysiologischen Labors am Montefiore Hospital
- 1940–45 Professor für klinische Neurologie an der Tufts Medical School in Boston.  
Amerikanische Staatsbürgerschaft
- ab 1945 Privat-Praxis als Psychotherapeut und Neuropsychiater  
Gast-Professor für Psychopathologie am College of the City of New York
- 19. 9. 1965 Tod nach linksseitigem Hirninfarkt



Vortrag von Prof. Goldstein im Verein Sozialistischer Ärzte

Zwei Ärztinnen des Krankenhauses Moabit engagierten sich besonders auf dem Gebiet der Geburtenkontrolle und der Sexualreform. Sie gründeten Ehe- und Sexualberatungsstellen in zwei Berliner Bezirken außerhalb Tiergartens. Im Gesundheitsamt Tiergarten selbst wurde auch eine solche Beratungsstelle eingerichtet. Wer in ihr gearbeitet hat, ließ sich leider nicht feststellen.

Das Problem der Geburtenkontrolle war ein Politikum ersten Ranges zu Beginn der dreißiger Jahre. 1930 schätzte man die Zahl jährlicher Abtreibungen in Deutschland auf ca. 1 Million.<sup>118</sup> Frauen traf die Notverordnungspolitik des Reichskanzlers Brüning besonders hart. Sozialleistungen wie Mütter- und Kinderbeihilfen, Schulspeisung etc. wurden radikal gestrichen und reprivatisiert. Die Doppelbelastung – Versorgung der Kinder und Fabrikarbeit, bzw. bei Arbeitslosigkeit Broterwerb durch Heimarbeit – war für die Arbeiterfrau nicht mehr zu bewältigen. Die Frauen versuchten ihren Nachwuchs mit allen Mitteln zu begrenzen. Sie setzten dafür ihre Gesundheit, ihr Leben aufs Spiel oder nahmen Gefängnisstrafen in Kauf. Die Verzweiflung darüber, nicht für die Existenz eines neugeborenen Kindes garantieren zu können, trieb viele zum Kindesmord oder Selbstmord. 1929 stellte Dr. Roesle vom Reichsgesundheitsamt fest: »Deutschland hat die höchste Selbstmordrate in Europa und wahrscheinlich der ganzen Welt.« Ca. 40 000 Frauen starben jährlich an den Folgen illegaler Schwangerschaftsunterbrechung<sup>119</sup>.



Titelbild des Buches von F. Theilhaber „Mutterschaft in Nöten“



Es bildeten sich zahlreiche Initiativen zur Aufklärung der Ärzte und der Bevölkerung über Methoden der Empfängnisverhütung. Die Einrichtung von Ehe- und Familienberatungsstellen wurde gefordert. Zu den aktivsten Gruppen gehörten der von Helene Stöcker gegründete Bund für Mutterschutz und der Reichsverband der Mütterberatungsstellen von Else Kienle. Auf den wachsenden Druck dieser Initiativen hin errichtete der Verband der Berliner Krankenkassen 1929 sieben Beratungsstellen für Geburtenkontrolle in Berlin. Der praktische Arzt Friedrich Wolf schrieb das berühmte – auch verfilmte – Drama »Cyankali«. Der Gynäkologe Carl Credé das Drama »§ 218, gequälte Menschen«. Beide Theaterstücke erreichten eine enorme Publizität. Die Neujaarszyklika des Papstes Pius XII, in der er das absolute Verbot von Geburtenkontrolle und Schwangerschaftsabbruch bekräftigte, und die Verhaftung von Friedrich Wolf und Else Kienle, denen illegale Abtreibungen untergeschoben wurden, lösten einen Proteststurm aus. Es kam zu Demonstrationen in ganz Deutschland, auf denen die Aufhebung des § 218 gefordert wurde. Frauen aus allen Schichten beteiligten sich an dieser Kampagne. Im Sommer 1930 waren 356 Berliner Ärztinnen (von insgesamt 476) aus der starren Front der ärztlichen Standesverbände ausgebrochen und hatten eine Eingabe an den Strafrechtsausschuß des Reichstages unterzeichnet, in der die Freigabe des Schwangerschaftsabbruches nach dem Ermessen des Arztes, bzw. die Zulassung der sozialen Indikation gefordert wurde<sup>120</sup>. Vor diesem Hintergrund muß die Arbeit von Frau Dr. Lilly Ehrenfried und Frau Dr. Hertha Nathorff-Einstein gesehen werden.

### *Lilly Ehrenfried*

Lilly Ehrenfried wurde am 20. August 1896 in Breslau geboren. Sie erlernte zunächst den Schwesternberuf und studierte später auf Anraten eines Freundes Medizin. Die Grundlagen des Arztberufes und ihr Selbstbewußtsein als Ärztin erarbeitete sie sich bei Prof. Klemperer auf der Inneren Abteilung des Krankenhauses Moabit in den Jahren 1926 und 1927. Bei Prof. Finkelstein am Kaiser- und Kaiserin Friedrich Kinderkrankenhaus in der Reinickendorfer Straße bildete sie sich weiter in Kinderheilkunde, in der Klappschen Klinik lernte sie Orthopädie, Krankengymnastik und Sportmedizin. 1928 ließ sie sich in der Motzstraße als praktische Ärztin nieder. Seit 1926 arbeitete sie nebenher als orthopädische Turnlehrerin und betrieb Säuglingsgymnastik und Heilturnen mit verkrüppelten Kindern. Ihre erste Begegnung mit der Frage der Geburtenkontrolle hatte sie in der Universitätsfrauenklinik:

»Einige frei gebliebene Vormittage verbrachte ich in der Poliklinik der Universitätsfrauenklinik, denn von »kleiner Gynäkologie« wußte ich so gut wie gar nichts. Auf diesem mir ganz neuen Gebiet stieß ich sehr bald auf das Problem der Geburtenregelung. Meine diesbezüglichen Fragen wurden allerdings mit ironischem Lächeln beantwortet. »Mit so etwas beschäftigt sich ein Arzt nicht«, sagte der Oberarzt. »Ja, aber wie halten Sie es denn mit ihrer Frau?« fragte ich naiv. Er sah mich böse an und ging aus dem Zimmer.

Also mußte ich die Einführung und Unterweisung für dieses mir entscheidend wichtig scheinende Gebiet anderswo suchen. Es war anfangs der zwanziger Jahre; Not und Arbeitslosigkeit waren sehr groß. Den Frauen Arbeitsloser mußte eine Ärztin doch eine Antwort geben können auf ihre Frage nach einem Mittel zur Beschränkung der Kinderzahl! Wie sollte sie sonst ihr Vertrauen erwerben können? Doch nicht durch Heuchelei in dieser entscheidenden Frage!<sup>121</sup>

Sie trat als Fürsorgeärztin in das Bezirksamt Prenzlauer Berg ein, setzte dort ihre Turnkurse fort und übernahm die ärztliche Betreuung von Kindergärten, Kinderheimen, Tageshorten etc. Nebenher begann sie eine psychoanalytische Ausbildung. 1929 bot ihr das Bezirksamt eine Möglichkeit, ihr Interesse an der Geburtenregelung praktisch umzusetzen:

»Es wurde von einer Gruppe frei praktizierender Ärzte ein »Kursus zur Einführung in die praktischen und theoretischen Probleme der Geburtenregelung« angekündigt. Ich schrieb mich also ein und hörte mit Interesse zu. Die sich an die Vorträge anschließenden Diskussionen waren ungewöhnlich heftig und



*Dr. Lilly Ehrenfried als Krankenschwester*



affektgeladen. Ich suchte zu verstehen warum. Bald erkannte ich, daß das Ganze mehr und mehr in eine politische Diskussion ausartete. »Links« war man dafür und »Rechts« dagegen... Die Wogen gingen hoch! Mit Politik hatte ich mich bis dahin überhaupt noch nie befaßt; mir – einer behüteten Tochter aus einem »unpolitischen« Bürgerhause – tat sich eine neue Welt auf. Ich suchte mich möglichst schnell und gründlich zu orientieren: Was stand eigentlich zur Diskussion? Es gab damals ein kleines offizielles Heftchen, welches ohne Kommentare die Programme aller im Reichstag vertretenen Parteien enthielt. Ich studierte es gründlich, und zwar unter dem mich damals gerade beschäftigenden Gesichtswinkel: Welche Parteien äußerten sich überhaupt zum Problem der Geburtenregelung? Die Antwort war nicht schwer zu finden: Fast alle übergingen es mit Stillschweigen. Nur die Sozialdemokraten erkannten es wenigstens an. Die Kommunisten waren die einzigen, die den Mut hatten, praktische Maßnahmen vorzuschlagen... Ich war sehr erstaunt: Nur die »bösen Kommunisten?« Warum, wo es doch alle anging? Die praktische Folge all dessen war, daß ich dem Bezirksamt vorschlug, eine »Ehe- und Sexualberatungsstelle« zu eröffnen; sie wurde eröffnet, mir übertragen und bestand bis 1933. Sie hat in dem von Arbeitslosigkeit schwer heimgesuchten Bezirk viel Not verhüten und so manches Frauenleben retten können, das sonst durch einen sogenannten »kriminellen Abort« zugrunde gegangen wäre.«<sup>122</sup>

Die Frauen aus dem Bezirk Prenzlauer Berg kamen in Scharen in ihre Beratungsstelle. Sie verteilte kostenlos Verhütungsmittel – in erster Linie Scheidendiaphragmas – und lehrte die Frauen, diese richtig anzuwenden. Im Krankenhaus Moabit war sie Ernst Haase begegnet. Durch ihn kam sie im Frühjahr 1929 zum Verein Sozialistischer Ärzte. Zusammen mit Haase kandidierte sie auf der »freigewerkschaftlichen Liste« zur Ärztekammerwahl 1931. Am 13. Mai 1931 reiste sie zum sozialdemokratischen Ärztetag nach

| Wählt die Liste „Freigewerkschaftliche Ärzte“!<br>Wahlvorschlag 3! |                          |
|--------------------------------------------------------------------|--------------------------|
| Kandidatenliste                                                    |                          |
| 1. Ernst Haase,                                                    | 15. Max Leffkowitz,      |
| 2. Leo Klauher,                                                    | 16. Franz Heimann,       |
| 3. Bruno Cohn,                                                     | 17. Kurt Burg,           |
| 4. Moses Flake,                                                    | 18. Richard Fabian,*     |
| 5. Aemmarie Bieher,                                                | 19. Franz Rosenthal,     |
| 6. Max Hodaun,                                                     | 20. Fritz Posner,        |
| 7. Karl Löwenthal,                                                 | 21. Gertrud Bardenhewer, |
| 8. Loth. Wendriner,                                                | 22. Herbert Neumann,     |
| 9. Günther Wolf,                                                   | 23. Lilly Ehrenfried,    |
| 10. Arthur Kronfeld,                                               | 24. Hans Alterthum,      |
| 11. Alfred Döblin,                                                 | 25. Margarete Adam,      |
| 12. Ernst Simmel,                                                  | 26. Ottokar Beschloß,    |
| 13. Fritz Friedländer,                                             | 27. Konrad Hirsch,       |
| 14. Herta Moses,                                                   | 28. Heinrich Löwenfeld.  |

Kandidatur der Moabiter Ärzte Dr. Ernst Haase, Dr. Max Leffkowitz und Dr. Lilly Ehrenfried zur Ärztekammerwahl 1931

Leipzig. Kurz zuvor war sie zusammen mit Haase auf der Karlsbader Internationalen Konferenz sozialistischer Ärzte gewesen. Auf beiden Treffen berichtete sie über ihre Erfahrungen in der Beratungsstelle am Prenzlauer Berg.

Es war die Hoch-Zeit der Bewegung gegen den § 218. In der Öffentlichkeit wurde Lilly Ehrenfried von den »völkischen« Gegnern der Geburtenregelung angeschwärzt, sie verhindere »die Geburt deutscher Soldaten«. Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, blieb es nicht bei Verleumdungen:

»Es kam 1933 – Hitler hatte die Leitung des Staates an sich gebracht. Eines Morgens um 10 Uhr klingelte es – ich öffnete selbst, denn es war außerhalb der Sprechstundenzeit. Vor der Tür standen eine Frau und drei nicht ganz geheimer aussehende Männer. Auf meinen fragenden Blick sagte einer: »Na, Sie haben uns doch auf zehn Uhr bestellt, zu einer Abtreibung! Ich war völlig verdutzt. Ich mache niemals Abtreibungen«, sagte ich, »ich habe gar nicht die Instrumente dazu.« – »Es ist aber doch so, wie ich sage – und sie haben doch gesagt, wir sollen fünf Handtücher mitbringen und ein Paket Watte – das haben wir

hier.« Da liegt ein Irrtum vor«, sagte ich, »ich habe sie nicht bestellt, ich mache so etwas nicht!« Nun sagte ein anderer: »Wir würden aber *sehr* gut bezahlen!« – »Ich brauche Ihr Geld nicht!« sagte ich und machte ihnen die Tür vor der Nase zu.

Nun war ich aber stutzig geworden, was war das? Eine Provokation von nationalsozialistischer Seite? Drei Mann hoch, das konnte doch nur bedeuten, daß sie mich festnehmen wollten! Waren sie einmal in der Wohnung, so hätten sie mich ja leicht überwältigen können... Man hörte öfter solche Dinge... Meine Ehe- und Sexualberatungsstelle lag in einem Arbeiterbezirk Berlins. Die Frauen, denen ich irgendwie hatte helfen und raten können, waren mir dankbar und liebten mich alle sehr. Es war undenkbar, daß eine von ihnen das eingefädelt hatte.<sup>121</sup>

In der Tat hat es solche Provokationen häufig gegeben, auch schon vor 1933. Den Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933, den Auftakt zu den großen Säuberungen, erlebte Frau Ehrenfried mit eigenen Augen:

»Anfang des Jahres 1933 kam ich eines Abends spät mit meiner Sprechstundenhilfe aus der Beratungsstelle nach Hause. Wir fuhren mit dem Autobus 19, der aus dem Nordosten Berlins durch das Brandenburger Tor in den Westen fuhr. Plötzlich rief der Schaffner: »Wir halten nicht am Brandenburger Tor, will jemand aussteigen?« Niemand wollte aussteigen, und der Bus fuhr in rasendem Tempo durch das Tor und bog nach links ein, dem Potsdamer Platz zu. Neugierig sahen wir zum Fenster hinaus – und was sahen wir? Aus vielen Fenstern des Reichstagsgebäudes schlugen die hellen Flammen – man erkannte deutlich mehrere Brandherde!

Am nächsten Nachmittag kam in meine Sprechstunde eine Frau aus Moabit, sie war sehr aufgeregt. »Wissen Sie schon? Der Reichstag ist ausgebrannt! Mein Mann ist bei der Feuerwehr, und es war ja höchste Alarmstufe, da mußte er auch hin. Und als er in dem brennenden Gebäude rumlief, da stieß er auf die SA aus dem Sturm Moabit, die auch da drin herumliefen. Sicher haben die das Feuer angelegt! Wir kennen sie gut, denn sie krakehlen ja genug bei uns herum! Was wird nur daraus werden?«<sup>123</sup>

Am 29. März 1933 wurde Lilly Ehrenfried vom Bezirksamt Prenzlauer Berg »mit Rücksicht auf die bevorstehende grundsätzliche Umgestaltung des Gesundheitswesens« zum 30. Juni das Dienstverhältnis gekündigt<sup>124</sup>. Daß dieses Datum ein fiktives Datum war, sollte sie wenig später zu spüren bekommen:

»Da, an einem denkwürdigen Abend Ende März 1933, kam eine der Frauen aus der Beratungsstelle, die mir Leben und Gesundheit zu verdanken hatte, in die Wohnung meiner Eltern. Die Adresse hatte sie sich aus dem Telefonbuch herausgesucht. »Ich bin froh, Sie anzutreffen«, sagte sie. »Kommen Sie heute abend ja nicht in die Beratungsstelle. Die SA will Ihnen auflauern und Sie festnehmen. Mein Mann hat in einem Café gehört, wie sie sich verabredet haben!«

Also doch! – Ich dankte ihr und blieb natürlich an dem Abend zu Hause. Aber was nun weiter? Daß in den Augen der Nazis meine Tätigkeit in der Beratungsstelle als »Verbrechen am deutschen Volk« gewertet wurde, wußte ich. Da sie nunmehr offenbar ein Auge auf mich geworfen hatten, würden sie mich über kurz oder lang ja wohl abfassen, wenn ich meiner Arbeit nachging. Was also war zu tun?

Ich kannte einen alten russischen Arzt, der der persönliche Arzt von Lenin gewesen war und jetzt vorzog, in Berlin zu leben. Zu ihm ging ich. »Sie haben mehr politische Erfahrung als ich«, sagte ich, »bitte raten Sie mir, was ich jetzt tun soll«, und erzählte ihm das Vorgefallene. »Warten, bis sie mich abfangen? Oder auf und davon gehen?« Er sah mich eine Weile prüfend an. »Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich heute abend wegfahren«, sagte er schließlich. Ich folgte seinem Rat – wahrscheinlich hat mir dieser rasche Entschluß das Leben gerettet...

Ich fuhr also mit dem Nachtzug nach Basel. Es war der 1. April 1933, der letzte Tag vor der Zwangsabgabe der Auslandspässe, in welche das diffamierende »J« hineingestempelt werden sollte. Der Zug war voll, voll lauter ängstlicher Gesichter. Die Luft war förmlich geladen mit Angst. Niemand sprach ein Wort, von Unterhaltungen war keine Rede. Zwei mal im Laufe der Nacht patrouillierten SS in Uniform durch den Zug und ließen sich die Pässe zeigen. Aber sie fanden keine »Opfer«, denn *alle* hatten ihre Papiere in peinlichster Ordnung. Die SS grinsten nur und schienen sich über unsere Angst zu amüsieren, taten aber niemand etwas. Nach der zweiten Kontrolle (längst nach Mitternacht) entspannte sich die Atmosphäre etwas. Butterbrote wurden ausgewickelt, man sah ein schüchternes Lächeln hier und da. Es wurde nun deutlich: man war völlig unter sich – lauter fliehende Juden, die ihre Pässe »sauber« bewahren wollten,

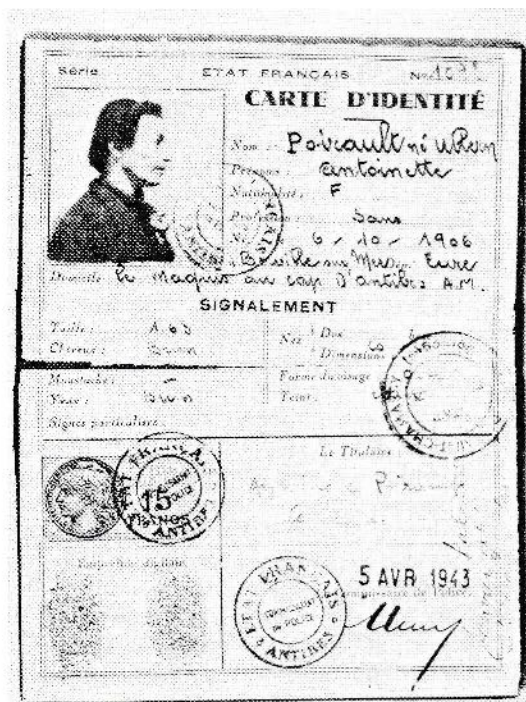


ohne das gefürchtete »J«, das einen zum Freiwild jeder Böswilligkeit machte. Trotzdem – die Wände schienen Ohren zu haben. Eine Unterhaltung kam nicht in Gang.

Erst als der Zug im Morgengrauen in Basel einfuhr – als man durch den Zoll, durch die Paßkontrolle hindurch war und nun wirklich »in der Schweiz« – lösten sich die Zungen und die verängstigten Menschen atmeten auf. Wildfremde fielen einander um den Hals, laut weinend. »Wir sind frei – wir sind wieder Menschen wie andere.« Es erhob sich fast ein Geschrei – der Freude, der Erlösung – nach all den Stunden der Angst und Ungewißheit. Das Bahnhofspostamt wurde förmlich gestürmt – alle wollten nach Hause telegrafieren. Die verschlafenen, bis dahin noch völlig ahnungslosen Schweizer Postbeamten machten große Augen ob diesem Ansturm! Später stand in den Zeitungen, daß vom 30. 3. bis 2. 4. schätzungsweise dreitausend Juden über Basel in die Schweiz gefahren seien...«<sup>125</sup>

Frau Ehrenfried floh anschließend weiter nach Nizza und Paris, wo sie eine Bleibe fand und ihre Eltern aus Deutschland nachholen konnte. Als die Deutschen später in Frankreich einmarschierten, floh sie nach Südfrankreich, wo sie vom 25. 5. bis 25. 6. 1940 im französischen KZ Gurs interniert wurde. In den folgenden Jahren hielt sie sich versteckt unter falschem Namen mit falschen Papieren – teilweise unter schwierigsten Bedingungen – und überlebte so den Holocaust<sup>126</sup>.

Nach dem Kriege übte sie den ärztlichen Beruf nicht mehr aus, sondern arbeitete als Heilgymnastikerin. Sie hat über ihre Behandlungsmethode ein Buch geschrieben<sup>127</sup> und führt mit ihren 87 Jahren heute noch eine kleine Praxis in Paris.



Gefälschter Ausweis von Dr. Lilly Ehrenfried

Hertha Nathorff-Einstein wurde am 5. Juni 1895 in Laupheim bei Ulm geboren. Sie ist eine Nichte des Physikers Albert Einstein. Nach Medizinstudium und Medizinalpraktikantenzeit in Heidelberg, München und Freiburg kam sie 1921 an das Krankenhaus Moabit auf die Chirurgische Abteilung zu Prof. Borchardt und auf die Gynäkologische Abteilung zu Dr. Siegbert Joseph. In Moabit lernte sie ihren Mann Erich Nathorff kennen, zu der Zeit Oberarzt der IV. Medizinischen Klinik bei Prof. Klemperer. Nach Beendigung ihrer klinischen Ausbildung ließ sie sich 1923 als praktische Ärztin und Geburtshelferin in Berlin-Lichtenberg nieder. Sie blieb jedoch dem Krankenhaus Moabit weiterhin eng verbunden durch ihren Mann und als Privatassistentin von Prof. Borchardt und Dr. Joseph. Neben ihrer Praxis leitete sie ab 1923 das Frauen- und Säuglingsheim des Roten Kreuzes in Berlin-Lichtenberg, Moellendorfstraße. 1928 mußte das Heim wegen Geldmangels geschlossen werden.

Frau Nathorff war im Ärztinnenbund organisiert, im Vorstand der Berliner Ärztekammer und wurde als erste Frau in den Gesamtausschuß der Berliner Ärzteverbände gewählt. Bei ihrer Arbeit im Säuglings- und Mütterheim des Roten Kreuzes hatte sie das Los kinderreicher Familien kennengelernt. 1929 übernahm sie die Leitung der neu eingerichteten Ehe- und Familienberatungsstelle am Krankenhaus Charlottenburg, Pulsstraße<sup>128</sup>.

»... es kamen die Ärmsten der Armen, die wußten, die Frau Doktor hat immer noch was übrig für ein Stückle Brot. Es kamen der gute Mittelstand, die sich geniert haben, damals mit ihren Ärzten über solche Themen zu sprechen. Und es kam eine ganz elegante Oberschicht, die sich manchmal – ich hab gedacht, mit dem Mantel der Köchin – eingeschlichen haben, um sich da Rat zu holen... Manchmal haben mir die Leute gesagt: Ich habe meinem Hausarzt gebeichtet, daß ich bei Ihnen war, und der hat dann gesagt, wie konnten Sie da hingehen, die bringt sie doch um und ihre Kinder, Sie werden später nie mehr Kinder kriegen können. Solche Sachen... Die Frauen waren aber klüger als die Ärzte...

Es kamen sehr viele junge Menschen mit dem Problem »soll ich heiraten, soll ich es riskieren...?« Das war ein Risiko, mit einem Mann zusammenzuleben, einfach weil man keine Wohnung hatte und weil man nicht das nötige Geld hatte, um sich einzurichten... es gab unheimliche Probleme: Trennungen, wo es sowieso schon keine Wohnungen gab, es war fürchterlich... Es kamen sehr viele junge Mädchen, die Geburtenregelung haben wollten. Aber es war meine Auffassung, daß man solche jungen Kinder, 16, 17, 18-jährige damals überzeugen konnte, wenn man vernünftig mit ihnen sprach, daß sie mit den Sexualbeziehungen noch lange warten können, das war im Gegensatz zu anderen Beratungsstellen, die sich dann aufboten. Das war eigentlich der Grund, daß ich von den vielen Bewerberinnen für die Beratungsstelle gewählt worden war, weil ich dieses Moment sehr betont habe und gesagt habe, ich würde alles tun, diese jungen Menschen zu überzeugen, daß man sich lieben kann, ohne Sexualbeziehungen zu haben. Und ich glaube, das war besser, wie wenn ich den Kindern gezeigt hätte, wie sie mit irgendeinem Schutz umgehen müssen. Ich habe ihnen allerdings die Menstruationsregelungen, die Zeit, wo es möglich war zu konzipieren oder nicht, anhand einer Kurve genau erklärt...

Ich habe auch chemische Methoden gelehrt, und dann kam etwas sehr merkwürdiges. Es gab damals schon solche Diaphragmas aus Gummi, und es war der Beginn, wo dieses Plastik Mode wurde. Ich habe dann zusammen mit einem Fabrikanten – der mir das Patent sozusagen gestohlen hat und es publiziert hat ohne mein Wissen – ein ganz anderes kleines Diaphragma entwickelt, mit dem diese jungen Kinder, wie ich sie nannte, umgehen konnten und das man auch von einer Menstruation zur anderen drin lassen konnte.«<sup>129</sup>

Im April 1933 wurde Frau Dr. Nathorff-Einstein entlassen und die Ehe- und Familienberatungsstelle Charlottenburg geschlossen. »Geburtenregelung war nicht mehr zeitgemäß«... Am 14. April 1933 schrieb sie in ihr Tagebuch:



»Sie«schalten gleich«, aus allen Berufen schalten sie die Juden aus, Goebbels und Göring wüten. Wer hat bisher gefragt, ob ich Jude oder Christ, dem ich geholfen habe? Sie haben mir geschrieben: »Sie werden gebeten, ihre Tätigkeit als Leiterin der Frauen- und Eheberatungsstelle einzustellen« – fertig, aus! Meine Frauen, wem werden sie jetzt in die Hände fallen?! Ich habe diese Stelle eingerichtet, ohne Bezahlung ehrenamtlich gearbeitet... Aber was soll ich sagen: meinen verehrten alten Geheimrat Borchardt haben sie einfach aus dem Operationssaal herausgeholt und nach Hause geschickt, gleich vielen anderen. Mein altes Krankenhaus hat seine tüchtigsten und besten Ärzte verloren, die Schwestern und die Patienten sind verzweifelt – es geht alles drunter und drüber. »Der jüdische Arzt ist die Inkarnation der Lüge«, »der jüdische Arzt vergiftet seine Patienten«, »der jüdische Arzt hilft nur für Geld«, schwarz auf weiß ist es zu lesen. Das Volk liest es und schweigt dazu. Vor allem die führenden Ärzte, die prominenten Professoren – was tun sie für ihre verratenen Kollegen?«<sup>130</sup>



Dr. Hertha Nathorff-Einstein

Sie führte in den folgenden Jahren ihre Praxis weiter, soweit ihr das als Jüdin erlaubt war (Entzug der Kassenzulassung). Nebenher half sie ihren ehemaligen Moabiter Lehrern Prof. Borchardt und Dr. Joseph in deren Privatpraxis aus. Viele arische Patienten – auch Parteimitglieder – blieben ihr treu und kamen heimlich abends durch die Hintertür in ihre Praxis. Ende 1937 wurde sie zur Polizei vorgeladen, da eine Patientin sie beschuldigt hatte, eine Abtreibung vorgenommen zu haben. Es geschah ihr nichts, sie hatte das Glück, an einen Polizeibeamten zu geraten, der sich korrekt verhielt.

Am 11. November 1938, am Morgen nach der sogenannten »Reichskristallnacht« wurde ihr Mann Erich Nathorff verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Als am folgenden Tag ein Erpresser von ihr eine hohe Summe Geldes verlangte, andernfalls ihr und ihres Mannes Leben bedroht sei, brach sie seelisch zusammen. Mit Hilfe von Ernst Haase, den sie aus ihrer Moabiter Zeit kannte, konnte sie sich in einer fremden Wohnung verstecken, mußte dann aber wegen schwerer Angstzustände im Jüdischen Krankenhaus stationär behandelt werden<sup>131</sup>.

Nach der Entlassung ihres Mannes aus dem Konzentrationslager, die sie über ihre Beziehungen zu Patienten und Ärztekollegen aus der Partei (»meine Nazis«) erkämpft hatte, wanderte sie über England in die Vereinigten Staaten aus. Sie konnte ihren ärztlichen Beruf dort nicht wieder ausüben. Ihr Mann mußte das amerikanische Staatsexamen nachholen, und sie hatten kaum Geld, eine Praxis einzurichten. Sie mußte daher jahrelang als Haushälterin für den Lebensunterhalt der Familie aufkommen, bis ihr Mann seine Praxis eröffnen konnte. Als er 1954 eines frühen Todes starb, konnte sie seine Praxis nicht weiterführen, da sie keine amerikanische Zulassung zur Berufsausübung besaß.

In ihrer neuen Heimstatt New York beteiligte sich Hertha Nathorff sehr rege am deutschen Kulturleben. Sie schrieb Gedichte und Kurzgeschichten für deutsch-amerikanische Zeitschriften. 1967 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz für ihre Bemühungen um die Pflege der deutschen Kultur. 1972 schrieb sie in der deutschsprachigen Emigrantenzeitung »Der Aufbau« einen Artikel zum 100jährigen Bestehen des Krankenhauses Moabit. Dem damaligen Krankenhausleiter Prof. Pribilla gratulierte sie brieflich zu diesem Jubiläum<sup>132</sup>.

Frau Nathorff konnte sich nie mit ihrem Emigrantenschicksal abfinden. Sie hängt sehr an Deutschland und wäre nach dem Krieg gerne zurückgekehrt. Als ich sie im Mai 1983 in New York besuchte, war ihre erste Frage: »Was macht mein Moabit?« ... Am 5. Juni 1984 feierte Hertha Nathorff-Einstein ihren 89. Geburtstag.



*Erste Professorin Preußens und Frauenrechtlerin –  
Lydia Rabinowitsch-Kempner*

Lydia Rabinowitsch-Kempner wurde am 22. August 1871 in Kowno/Litauen geboren. Sie besuchte das dortige Mädchengymnasium, studierte Naturwissenschaften in Zürich und Bern, promovierte 1894 zum Dr. phil. nat. und ging anschließend als einzige weibliche Assistentin zu Robert Koch an das Institut für Infektionskrankheiten in Berlin. Sie wurde so schnell bekannt, daß sie 1896 als 25jährige einen Ruf als ordentliche Professorin an das »Women's Medical College« in Philadelphia, U.S.A., bekam. Dort lehrte sie Bakteriologie und gründete ein Bakteriologisches Institut. In jenen Jahren veröffentlichte sie ihre Arbeiten über die Infektiosität der Milch tuberkulöser Kühe<sup>133</sup>, die sie weltberühmt machten. Sie wies nach, daß der Rindertuberkelbazillus nicht – wie bisher angenommen – harmlos für den Menschen ist, sondern daß die Milch tuberkulöser Kühe sehr häufig tuberkulöse Erkrankungen beim Menschen verursacht.

Auf Grund dieser Pionierleistung erhielt sie um die Jahrhundertwende von Robert Koch und der Berliner Stadtverwaltung den Auftrag, die Milch der Berliner Meierei Bolle zu untersuchen. Die Firma Bolle versuchte sie jedoch zu täuschen und setzte ihr abge-

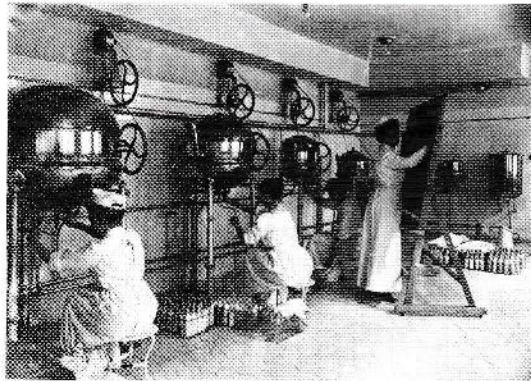


*Prof. Lydia Rabinowitsch-Kempner*



kochte Milch vor. Frau Rabinowitsch deckte den Schwindel auf und ging vor Gericht. Es kam zu einem langen und hart geführten Prozeß, den sie schließlich gewann und der als »Berliner Milchkrieg« in die Geschichte eingegangen ist.

Sie stellte im Auftrag der staatlichen Behörden eine Reihe von Untersuchungen an über die Pasteurisierung der Milch und der Milchprodukte, und erarbeitete Vorschläge für hygienische Vorkehrungen in Molkereien. Daß von nun an nur noch staatlich kontrollierte, tuberkulosefreie Milch verkauft werden durfte, ist ihr Verdienst. 1902 reiste sie



*Milchabfüllung in einem Säuglingsheim 1916*

zusammen mit ihrem Mann Walter Kempner, einem Assistenten Robert Kochs, nach Odessa, um bei der Bekämpfung der dort ausgebrochenen Pest behilflich zu sein. 1912 verlieh ihr Kaiser Wilhelm II. als erster Frau Preußens den Professorentitel, was einen Hetzartikel in der antisemitischen Zeitschrift »Die Wahrheit« zur Folge hatte. Im Ersten Weltkrieg wurde sie vom Generalstabsarzt der Armee zur fachlichen Beraterin berufen, die der Ausbreitung von Epidemien an der Ostfront vorbeugen sollte. Ihr Sohn Dr. Robert Kempner, nach dem Krieg stellvertretender amerikanischer Hauptankläger in den Nürnberger Prozessen, erinnert sich:

»Meine Mutter ist mit meinem Vater zusammen 1902 bei der letzten großen Pestepidemie in Europa in Odessa gewesen. Und als der Erste Weltkrieg ausgerufen wurde, war sie im Reichstag und wurde von den Journalisten gefragt: »Was macht denn die Lydia hier?« – Sie hieß allgemein die Lydia – da sagte sie aus dem Herzen heraus ganz naiv: »Ich warte auf die Pest.« Das war eine sehr ernsthafte Sache, denn gefangene russische Soldaten auf der einen Seite und das Vordringen der deutschen Soldaten im Osten konnte zur Ausbreitung von Seuchen und zu einer Katastrophe führen.«<sup>134</sup>

**Frau Rabinowitsch-Kempner war auch frauenpolitisch engagiert:**

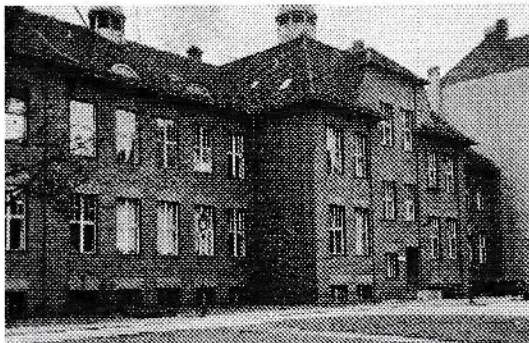
»Meine Mutter gehörte zu dem kleinen Kreis von Frauen, die man heute emanzipiert nennt. Die ersten Doktorinnen, die ersten Professorinnen und Schuldirektorinnen erschienen sonntags zum Kaffee. Meine Mutter wurde von den Frauenrechtlerinnen sehr angeregt, die großen Wert darauf legten, nicht nur Suffragetten und Blaustrümpfe zu sein, sondern auch Forscherinnen vorweisen zu können, die dazu noch Kinder hatten. Aus unserem Haus in Lichterfelde kamen zig Aufrufe und Resolutionen, schärfste Angriffe wurden vorbereitet, gegen Professoren, die Frauen nicht zum Studium zuließen; ich erinnere mich besonders an den Germanisten Röthe. Die Frauenrechtlerinnen waren schon damals ziemlich wild und energisch und hatten mit männlichen Kollegen oft großen Ärger. Zum Reichstag gab's kein Wahlrecht für Frauen, sie waren auch nicht wählbar. Man versuchte das durchzusetzen, was nie gelang, hatte aber den Erfolg, daß Frauen studieren durften.«<sup>135</sup>



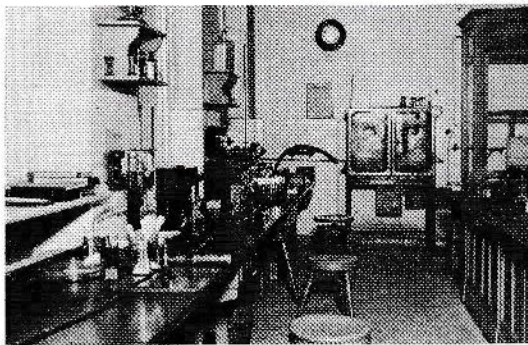
1902 gründete sie zusammen mit Else Neumann einen »Verein zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen«, dem die »Dr. Heinrich-Goburek-Stiftung für Medizin-studierende Frauen« angegliedert wurde. Frau Rabinowitsch-Kempner war jahrelang Vorsitzende dieses Vereins gewesen.

1920 wurde sie Leiterin des Bakteriologischen Instituts am Krankenhaus Moabit, wo sie eine enge Freundschaft mit dem Leiter des Chemischen Instituts Prof. Jacoby und dem Pathologen Benda verband. In Moabit verfaßte sie weiter zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der Tuberkuloseforschung. 1933 verlor sie die Schriftleitung der »Zeitschrift für Tuberkulose«, die sie seit 1914 innegehabt hatte. 1934 wurde sie entlassen. Am 3. August 1935 verstarb sie nach kurzer schwerer Krankheit in Berlin im Alter von 63 Jahren<sup>136</sup>.

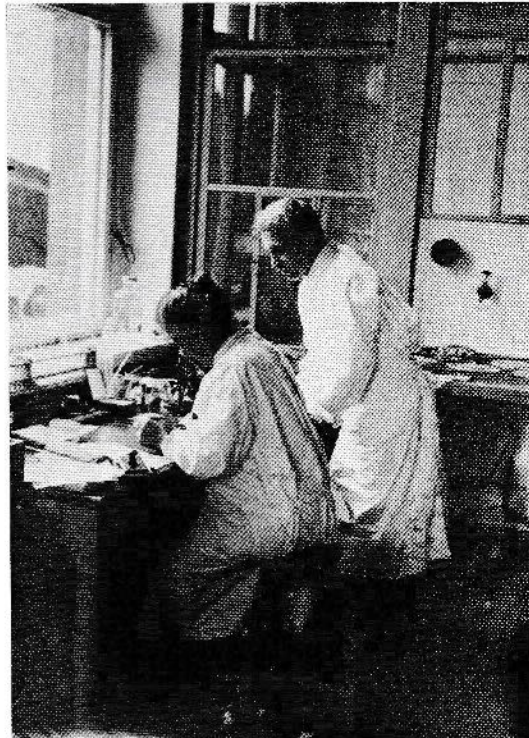
1935, ein Jahr nach ihrem Rausschmiß aus dem Krankenhaus Moabit, wurde dieses sinnigerweise nach dem Namen ihres Lehrers und Freundes in »Robert-Koch-Krankenhaus« umbenannt.



*Chemisches und Bakteriologisches Institut*



*Bakteriologisches Labor*

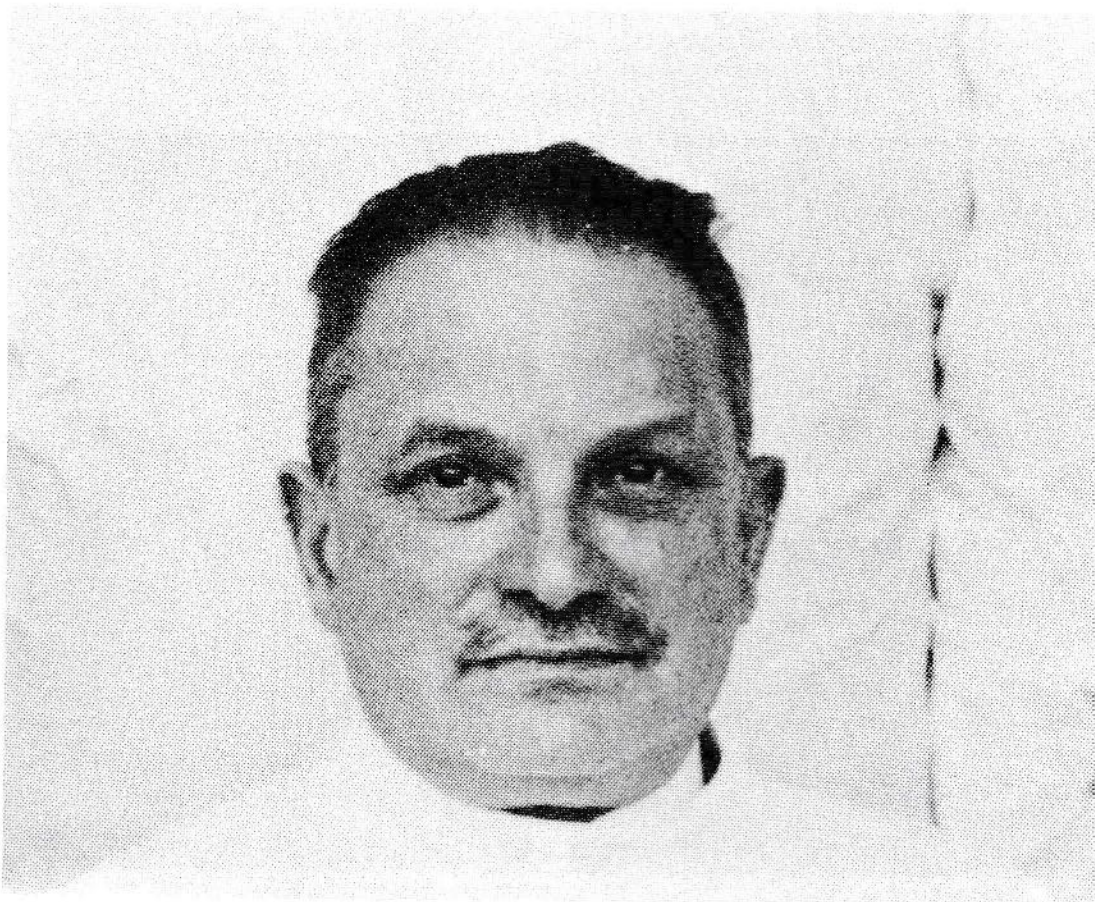


*Prof. Rabinowitsch-Kempner (sitzend) am Mikroskop, neben ihr Prof. Martin Jacoby*



### *Pionier der Neurochirurgie – Moritz Borchardt*

Moritz Borchardt wurde am 6. Januar 1868 in Berlin geboren. Er entstammte einer schon seit Jahrhunderten in Berlin ansässigen jüdischen Kaufmannsfamilie. Die Borchardts gehörten zu jenen 30 Wiener jüdischen Familien, die der Große Kurfürst im Jahr 1673 nach Berlin geholt hatte zum Aufbau der vom Dreißigjährigen Krieg zerstörten Stadt Berlin und der Mark Brandenburg. Moritz Borchardt studierte in Zürich, Berlin, Leipzig und Heidelberg Medizin. Er arbeitete zunächst bei Albert Fraenkel und Werner Körte im Urbankrankenhaus und wurde dann Assistent des berühmten Chirurgen Ernst von Bergmann. Er wurde ein bevorzugter Schüler von Bergmanns und es hätte nahegelegen, daß Borchardt nach seiner Habilitation im Jahre 1901 Ordinarius an einer deutschen Universität geworden wäre. Dies scheiterte jedoch an seiner Abstammung. Er hat unter dieser Zurücksetzung sehr gelitten, erfuhr aber eine gewisse Genugtuung, als er im Jahr 1905 zum außerordentlichen Professor und im Jahr 1906 zum Chef der damals modernsten und größten städtischen chirurgischen Klinik Berlins am Rudolf-Virchow-Krankenhaus berufen wurde. Während und nach dem Ersten Weltkrieg beschäftigte sich Borchardt mit der orthopädisch-chirurgischen Rehabilitation Kriegs-



*Prof. Moritz Borchardt*



beschädigter. Er entwickelte eine ganze Anzahl von Ersatzgliedern und Arbeitshilfen für die Betroffenen<sup>137</sup>. Von Kaiser Wilhelm wurde er zum Geheimrat ernannt.

Von 1919 an leitete Borchardt die Chirurgische Abteilung am Krankenhaus Moabit, die 1920 zur III. Chirurgischen Universitätsklinik erhoben wurde. Er operierte als erster mit Erfolg einen Kleinhirnbrückenwinkeltumor, eine äußerst schwierige und risikoreiche Operation angesichts der primitiven technischen Mittel, die damals zur Verfügung standen. Er entwickelte ein Instrument zur Eröffnung der Schädeldecke bei Gehirnoperationen, das als »Borchardt'sche Fräse« in die Medizingeschichte eingegangen ist. Es bildete die Grundlage aller modernen Trepanationsgeräte. Auch die Chirurgie der peripheren Nerven war eines seiner Spezialgebiete. Als klassisch gilt seine Monographie über den mittleren Hauptnerv des Armes, »Nervus Medianus«. Zusammen mit dem Ingenieur Paul Eimler konstruierte er eine ganze Reihe von Apparaturen

Fig. 2. Anlegung der Bohrflöcher.



Fig. 3. Führung der Fräse.

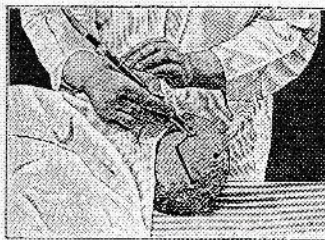
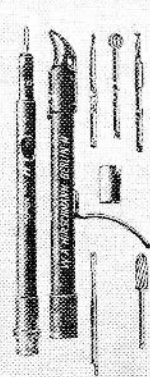


Fig. 4. Verschiedene Fräsen.

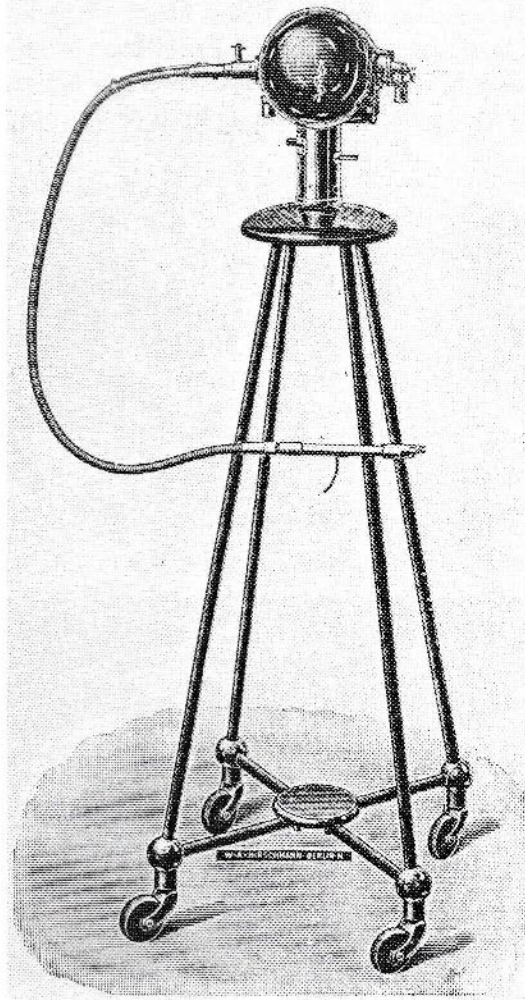


Die Borchardtsche Fräse



Planschbecken vor der chirurgischen Kinderstation, ganz rechts ein am Gehirn operiertes Kind

Fig. 1.

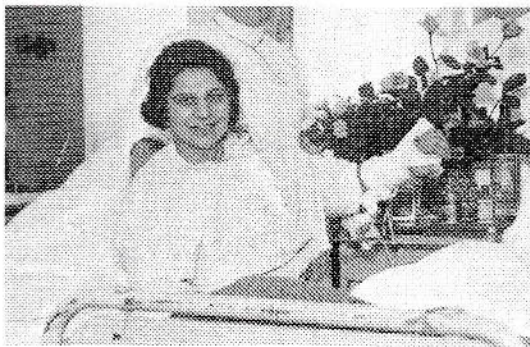


Die Borchardtsche Fräse

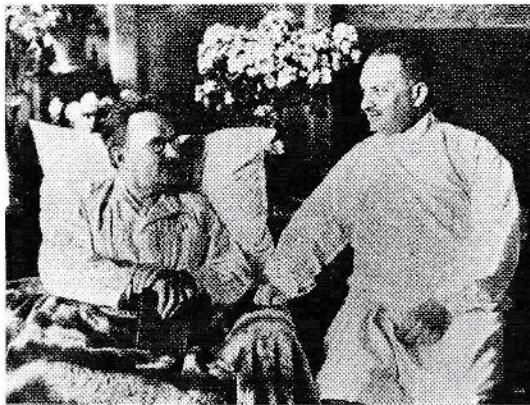


und Instrumenten für die Extremitätenchirurgie. So entwickelte er als erster eine verstellbare Oberarmabduktionsschiene zur Behandlung von Oberarmbrüchen, die auch heute noch in abgewandelter Form gebräuchlich ist. Für das Handbuch der praktischen Chirurgie von Garré/Küttner schrieb er das Kapitel über »Die Chirurgie des Fußgelenkes und des Fußes«<sup>138</sup>. Verbunden mit seinem Namen ist auch eine Vorrichtung zum Anlegen von Verbänden des Rumpfes, das sogenannte »Borchardt'sche Beckenbänkchen«.

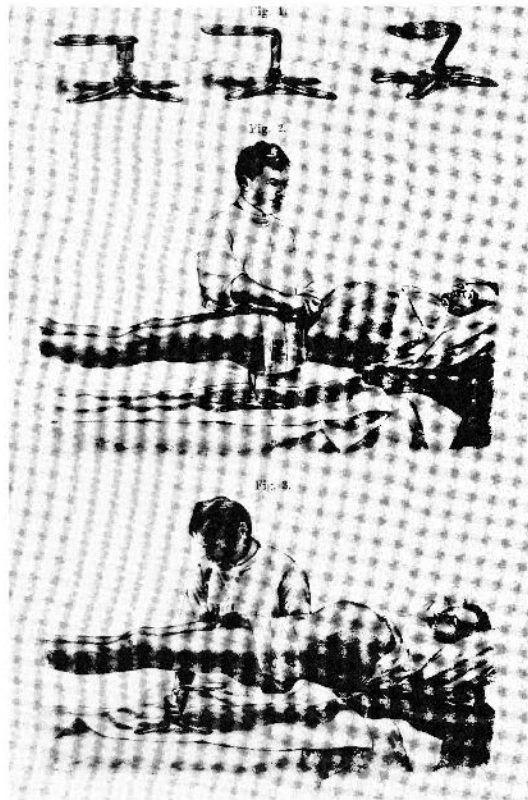
Borchardt wurde 1922 zu Lenin nach Moskau gerufen, um ihm ein von einem Attentat im Jahr 1918 stammendes Geschoß aus dem Hals zu entfernen<sup>139</sup>. 1927 operierte er den Reichspräsidenten Paul Löbe an einer schweren Blinddarmentzündung<sup>140</sup>. Zur Weiterentwicklung seiner neurochirurgischen Methoden schickte Borchardt seinen Assistenten Dr. Carl Felix List an ein neurochirurgisches Zentrum in Amerika im Jahr 1931. Borchardt bezahlte diesen Kollegen aus einem eigenen Fond. Mit dem Neurologen Kurt Goldstein war 1930 ein weiterer Spezialist auf dem Gebiet der Hirnerkrankungen an das Krankenhaus Moabit gekommen. Zusammen mit Goldstein plante Borchardt im Jahr 1932 die Errichtung eines neurochirurgischen Zentrums am Krankenhaus Moabit mit entsprechend qualifiziertem Personal und einer spezialisierten Nachsorgeeinrichtung. Die Zahl der Hirn- und Rückenmarksgeschwulstkranken, die Bor-



*Patientin mit verstellbarer Oberarmabduktionsschiene*

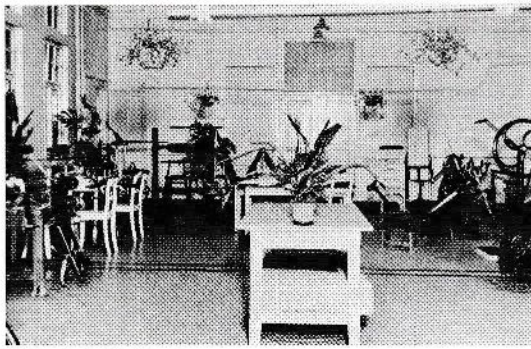


*Prof. Borchardt (rechts) mit Reichspräsident Paul Löbe nach der erfolgreichen Operation*

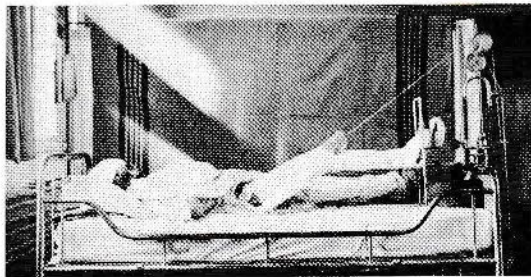


*Das Borchardtsche Beckenbänkchen*

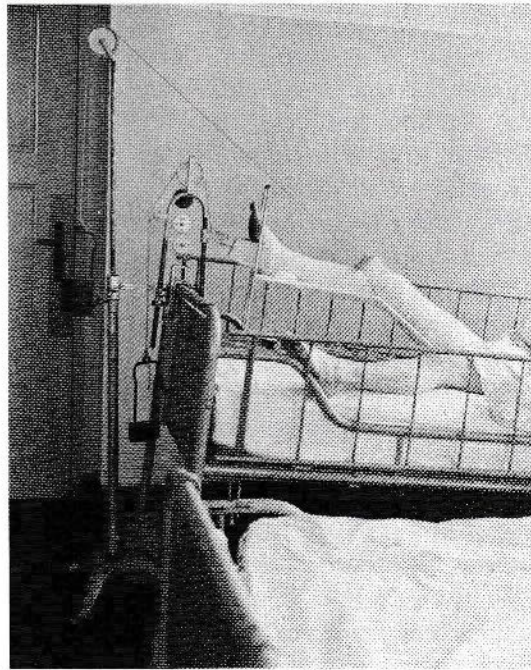




*Orthopädische Krankengymnastik*



*Streckverband zur Knochenbruchbehandlung*



*Streckverband zur Knochenbruchbehandlung*



*Prof. Borchardt (vorne links) bei einer Gehirnoperation, rechts neben ihm Dr. Hellmut Treu und Dr. Leopold Kaufer*



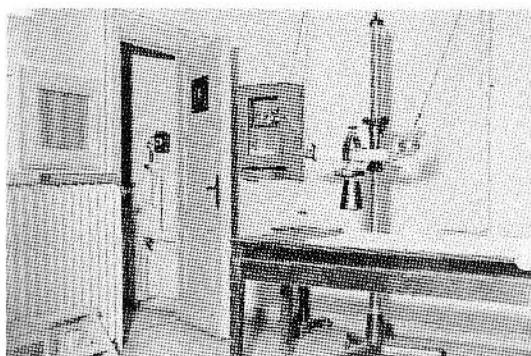
chardt und Goldstein aus allen Stadtteilen Berlins überwiesen wurden, war zu der Zeit dermaßen angewachsen, daß die Errichtung einer Spezialklinik erforderlich wurde. In einem Schreiben vom 22. Oktober 1932 wandten sich beide mit diesem Ansinnen an die zuständigen Behörden<sup>141</sup>. Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten drei Monate später ließ diese Pläne in den Schubladen verschwinden. Schon vorher war unter Borchardts Leitung die Modernisierung des Krankenhauses vorangetrieben worden. 1923 wurde der neue chirurgische Pavillon eröffnet, der nach seinen Anleitungen mit den modernsten Operationssälen und Einrichtungen ausgestattet war. Das Gebäude steht heute noch unversehrt in seiner damaligen Gestalt.

Borchardt war ein Preuße durch und durch. Wegen seiner Strenge war er beim Personal gefürchtet. Wenn er morgens durch den Eingang Turmstraße die Klinik betrat, telefonierte der Pförtner an alle Stationen durch: »Der Alte kommt!«, und in Windeseile wurden Nachttische geputzt, Gardinen zurechtgezupft und die Flure aufgeräumt. Samstags um die Mittagszeit verabschiedete er sich jedes Mal mit dem gleichen Zeremoniell von seinen Assistenten. Sie stellten sich vor dem Gebäude auf in Reih und Glied und verneigten sich ehrerbietig, wenn Herr Geheimrat ins Taxi stieg, um nach Hause zu fahren. Borchardt konnte derart schroff sein, daß es viele Assistenten nicht lange bei ihm aushielten.

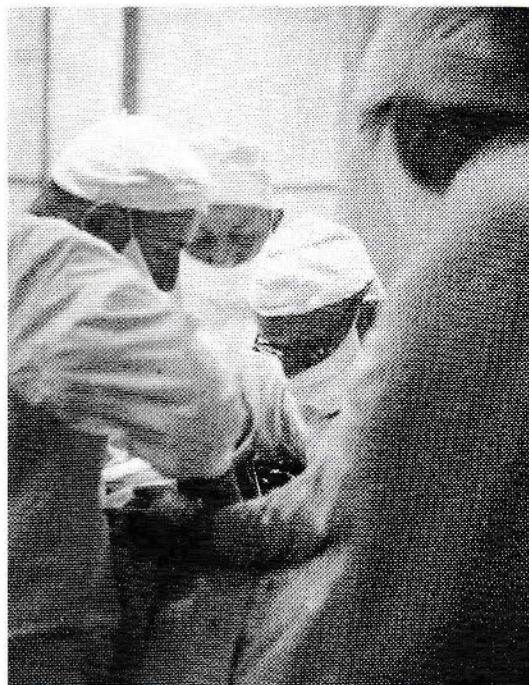
Heiraten durfte man nicht, denn der Dienst kam immer zuerst. Intimitäten innerhalb der Klinikmauern wurden jedoch toleriert, soweit es der Hebung der Arbeitsmoral dienlich war. Bei einer Gelegenheit beschwerte sich die Verwaltung bei Borchardt, daß die



*Borchardt und seine Mitarbeiter im Operationssaal*



*Chirurgische Röntgendiagnostik*



*Prof. Borchardt (mit Brille) bei einer Gehirnoperation, links Dr. Carl-Felix List*



Ärzte ihre Freundinnen immer mit aufs Zimmer nähmen. Darauf entgegnete Borchardt: »Wollen Sie vielleicht, daß meine Assistenten ihre Affairen auf der Bank im kleinen Tiergarten abmachen?«<sup>142</sup> Lore Gomperts, Assistenzärztin bei Borchardt von 1928 bis 1931, erinnert sich:

»Verheiratete Assistenten durften nicht sein, auch ich mußte deshalb gehen. Wir heirateten am 14. September 1931, die Hochzeitsfeier war im Kasino im Krankenhaus Moabit. An diesem Tag waren drei akute Bauchoperationen und Oberarzt Marcus war nicht da. Der Chef ist halb verrückt geworden ohne Marcus. Wir haben schwer arbeiten müssen an meinem Hochzeitstag. Später sagte mir Borchardt: »Sie hätten ruhig bleiben können ...« Man kannte nichts anderes als die Arbeit. Manchmal hat man geweint, weil man einfach nicht mehr konnte. Wir waren nur 7 Leute, 4 Assistenten und 3 Hilfsärzte und für jede Operation brauchte man 4 Kollegen. Wir waren immer dran. Dreimal wöchentlich hatten wir 24 Stunden Dienst und auch die Poliklinik mußten wir nebenher Tag und Nacht mitversorgen. Nachts mehrmals geweckt werden und danach sofort wieder weiterschlafen, das kann ich heute noch, das habe ich in Moabit gelernt. Auch wenn wir keinen Dienst hatten und nachts auf der eigenen Station jemand gebraucht wurde, gingen wir hin. Meine chirurgische Kinderstation lag Parterre. Wir hatten eine Veranda, auf die die tuberkulösen Kinder mit ihren Betten hinausgeschoben werden konnten. Oberschwester Anna Strauch war ein sehr liebenswürdiger Mensch und die nicht schwerkranken Kinder haben sich bei uns wohlfühlt. Draußen hatten wir für sie ein kleines Planschbecken.«<sup>143</sup>

Für Borchardt gab es nur und immer nur die Arbeit. Wer zu nachtschlafender Zeit an seiner Wohnung in der Dörnbergstraße 6 am Lützowplatz vorbeiging, konnte das beleuchtete Erkerfenster sehen, hinter dem er beim Abfassen seiner Arbeiten und beim



Weihnachtsfeier auf der chirurgischen Kinderstation, inmitten der Kinder im dunklen Kleid Dr. Lore Gomperts



Studium der gesamten Literatur unermüdlich tätig war. Wehe, wenn ein Assistent eine wissenschaftliche Veröffentlichung nicht gelesen hatte, nach der Borchardt ihn fragte! Adolf (»Addi«) Driels, ein Kollege mit Schweykschem Humor, pflegte den betrübten, gemäßregelten Assistenten dann aufzumuntern mit Sätzen wie: »Stell ihn dir im Nachthemd vor!« oder: »Gott wird ihn strafen!« So streng er gegen sich selbst und andere war, so milde und freundlich soll Borchardt den Kranken gegenüber gewesen sein:

»Sein geduldiges, einführendes Wesen bei der Erhebung der Krankengeschichte, seine zarte Untersuchungsart, seine mustergültige, äußerst behutsame Verbandstechnik zeigten uns immer wieder sein großes weiches Herz, das in der äußeren rauhen Schale verborgen war...«<sup>144</sup>

Borchardt beschäftigte eine Reihe von Spezialärzten auf seiner Abteilung wie den Urologen Kurt Heinrich, den Gynäkologen Siegbert Joseph, der 1927 die Leitung der eigenständigen gynäkologischen Abteilung am Krankenhaus Moabit übernahm. Weitere Chirurgen, die aus seiner Schule hervorgingen, waren Siegfried Ostrowski, Ernst Berla, Gerhard Sachs, Hans Gossmann, Hellmut Treu, Leopold Kaufer, Lore Stein, Erich Loewenthal, Hans-Gerhard Aronsohn, Hans Schrank, Willibald Heyn, Walter Hahn und Isaac Raschkas.

1933 wurde Borchardt zusammen mit allen anderen jüdischen Ärzten entlassen. Er arbeitete zunächst weiter in der Ungerschen Privatklinik in der Derfflinger Straße und nach deren Schließung 1936 betrieb er eine Privatklinik in der Nassauischen Straße. 1939 wanderte er nach Argentinien aus, nachdem die Zwangsmaßnahmen gegen ihn ein unerträgliches Maß angenommen hatten. An seinem 80. Geburtstag, am 6. Januar 1948, starb er in Buenos Aires.

Ebenso wie alle anderen gerieten auch Borchardt und seine Schule in Vergessenheit. Auf Anregung seines Schwiegersohns Adolf Kurtz erschien zu seinem 100. Geburtstag ein Artikel in der Berliner Morgenpost vom 13. 1. 68 unter dem Titel: »Er operierte Lenin und Paul Löbe«. Ebenfalls auf Betreiben Kurtz' widmete ihm der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie Prof. Zenker ein kurzes Angedenken auf dem Chirurgenkongreß im April 1968. Ein Antrag Kurtz' an den Berliner Senat vom 5. 9. 67, die Dörnbergstraße, in der Borchardt gewohnt hatte, in Moritz-Borchardt-Straße umzubenennen, blieb unbeachtet<sup>145</sup>.

### *Chirurg und Medizinkritiker – Max Marcus*

Einer der genialsten Schüler Borchardts war Max Marcus. Er wurde am 30. Oktober 1892 in Rees am Rhein geboren, besuchte das humanistische Gymnasium in Bonn und studierte Medizin in Bonn und München. Im Ersten Weltkrieg diente er als Stabsarzt auf westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen. Während seines Studiums gehörte er dem Verein jüdischer Studenten »Jordania« an und wurde nach der Niederschlagung der Münchener Räterepublik für kurze Zeit inhaftiert, da er auf einer öffentlichen Versammlung einem antisemitischen Agitator widersprochen hatte.

1920 trat er in die Dienste des Städtischen Krankenhauses Moabit zunächst als Volontärarzt am Pathologischen Institut von Prof. Benda, dann an der II. Inneren Abteilung von Prof. Zinn und schließlich ab April 1922 auf der Chirurgischen Abteilung bei Borchardt. Er entwickelte sich zu einem äußerst geschickten Operateur und wurde am



1. Januar 1927 zum Oberarzt ernannt. Sein spezielles Arbeitsgebiet waren die Bauch- und Gefäßchirurgie, insbesondere die Chirurgie der Bauchspeicheldrüse. Er vertrat Prof. Borchardt häufig in der Vorlesung. Seinen Studenten ist er unvergeßlich, weil er – immer sehr elegant gekleidet in maßgeschneidertem Kittel, weißer Hose und weißen



*Dr. Max Marcus*

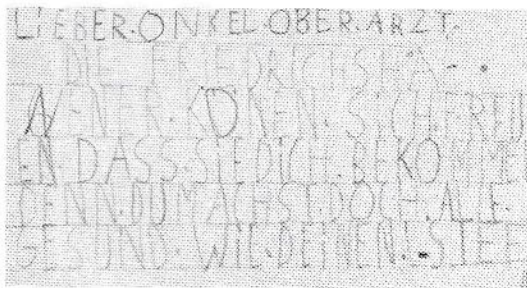




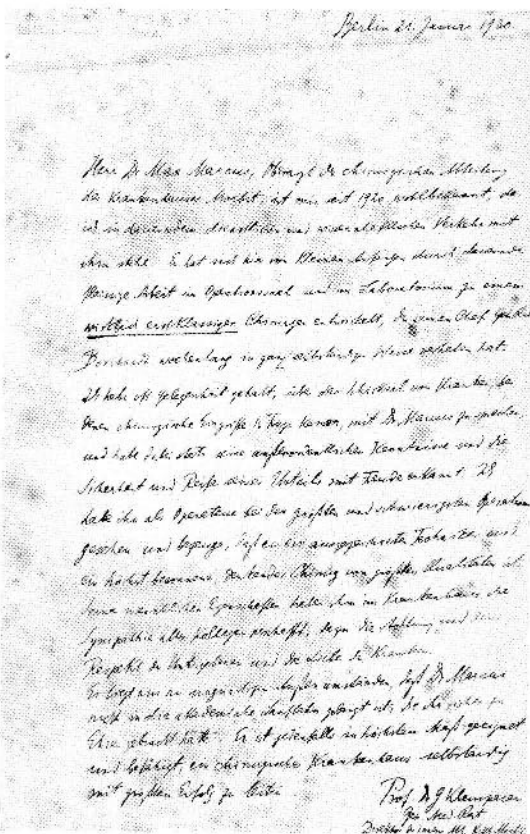
Der Osterhase kommt



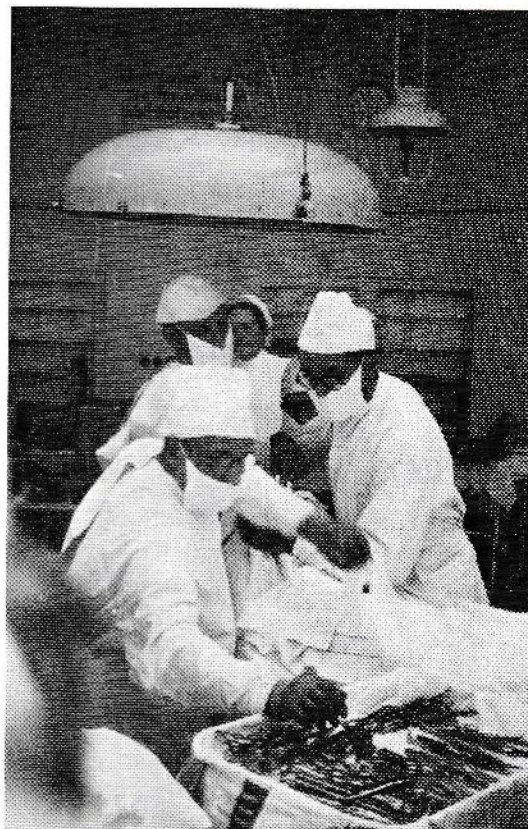
Schwester Margarete Klemz (rechts) auf der chirurgischen Kinderstation



Brief eines kleinen Patienten an Dr. Max Marcus



Handgeschriebenes Zeugnis für Dr. Marcus von Prof. Klemperer



Prof. Borchardt (links) und Oberarzt Dr. Marcus (rechts) beim Operieren



Schuhen – das Flair eines Künstlers um sich verbreitete und bei seinen Vorträgen zu tänzeln pflegte. Hatte er z. B. ein Kolleg über den Ileus (Darmverschluss) gehalten, hieß es hinterher: »Heute hat er wieder den Ileus getanzt.«<sup>146</sup> 1932 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die »Pathogenese der akuten Pancreaserkrankungen«. Für Klemperers Handwörterbuch der Praktischen Medizin »Neue Deutsche Klinik« schrieb er das Kapitel über Mastdarmerkrankungen<sup>147</sup>. Schwester Margarete Klemz erinnert sich:

»Wir hatten damals den Oberarzt Marcus. Der brauchte bloß auf den Bauch zu tippen, dann wußte er schon, was die Leute hatten. Da brauchten keine Blutbilder gemacht zu werden, was heute alles üblich ist. Der tippte nur drauf, dann wußte er, entweder Blinddarm, Galle oder Nierensache... Viele Patienten kamen ja schon mit dem Wunsch rein, nur von Oberarzt Dr. Marcus wollten sie operiert werden. Er war sehr gewissenhaft, kam sehr oft zur Visite und hat die Verbände selbst gemacht...«<sup>148</sup>

Am 1. November 1932 wurde er dirigierender Arzt der II. Chirurgischen Abteilung am Städtischen Krankenhaus Friedrichshain und war damit der jüngste Chefarzt Berlins. Sauerbruch nannte ihn »die Hoffnung der deutschen Chirurgie«. Diese Hoffnung währte jedoch nur wenige Monate. Am 29. April 1933 mußte Marcus seine Diensträume innerhalb von Stunden verlassen. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, seine Patienten einem Nachfolger zu übergeben. Das Krankenhaus Friedrichshain wurde, nachdem es »judenrein« war, in »Horst-Wessel-Krankenhaus« umbenannt. Kurze Zeit später wanderte Marcus nach Palästina aus. Schwester Amalie Kneissler aus dem Krankenhaus Moabit, die mit ihm befreundet war, brachte ihn noch auf den Zug am Anhalter Bahnhof. Am 24. August 1933 schrieb er aus Beirut:

»Ich fühle mich nicht gut, seitdem ich aus Deutschland fort bin. Der Bruch ist sehr schroff, sehr einschneidend. Ich habe wirklich – ich weiß jetzt, was das ist – eine Heimat verloren in Landschaft, Menschen, Klima, Sprache – kurz allem, was das Leben eines überhaupt empfindenden Menschen ausmacht...«

In Palästina leitete Marcus das Hadassah Krankenhaus in Tel-Aviv. Er begann seine Arbeit unter den primitivsten Bedingungen. Die ersten Jahre gehörte er zu den wenigen qualifizierten Chirurgen des Landes. Während der Unabhängigkeitskämpfe der Juden gegen die Engländer arbeitete er in einem Untergrundlazarett der Befreiungsbewegung Haganah. Beruflich bedeutete die Emigration einen gravierenden Einschnitt. Am 27. 7. 1961 schrieb Marcus an seinen in Berlin gebliebenen Kollegen Hans Schrank:

»Die meisten von uns sind wohl durch diese schrecklichste Epoche der deutschen Geschichte, die mir immer noch unerklärlich ist, aus ihrer Bahn geworfen worden. Leider fehlte mir jede Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Ein Land im Aufbau, ohne die Tradition alter Bibliotheken hat im Anfang andere Sorgen und ich mußte mich damit abfinden, meine wissenschaftliche Arbeit abzuberechen...«

Zeit seines Lebens blieb er eng verbunden mit seiner deutschen Heimat, was ihm in Israel den Ruf eines etwas verschrobene »Jekken« einbrachte. (»Jekkes« ist der Spitzname für die deutschen Juden in Israel.) Er vertrat – auch öffentlich – die These, daß es von jeher eine Symbiose gegeben habe zwischen Deutschen und Juden. Während des Dritten Reiches schickte er Geld an Inhaftierte in den Konzentrationslagern. Nach dem Kriege nahm er wieder Kontakt zu seinen ehemaligen Kollegen in Berlin auf und schickte in den Hungerjahren 1946/47 Lebensmittel nach Deutschland. Sauerbruch bot ihm 1947 einen Lehrstuhl in Deutschland an, Marcus jedoch lehnte ab. In einem Artikel für eine literarisch-wissenschaftliche Zeitschrift aus dem Jahr 1966 kritisierte er die babylonischen Dimensionen der modernen Medizin und forderte einen Abbau der Chirurgie zugunsten anderer Heilmethoden:



»Die Medizin steht noch mitten in der – wie Heisenberg sagt – »naiven und materialistischen Denkweise«, und mehr und mehr wächst bei den Ärzten, die nicht reine Heiltechniker sind, das Gefühl, daß der Rahmen nicht mehr paßt...

Was ist der Inhalt der großen Mehrzahl (medizinisch-wissenschaftlicher, d. V.) Arbeiten? Einzelbeobachtungen, Statistik, Kasuistik, Tierexperimente, um irgendeine winzige, punktförmige Tatsache zu beweisen oder zu widerlegen; das Ganze eine unübersehbar gewordene Anhäufung von Tatsachen, rein analytische Methode, kaum irgendwo noch auch nur ein Ansatz zur Synthese; »ideenloser Fachpositivismus«, um ein Wort Max Schelers zu gebrauchen... Die Spezialisierung hat nunmehr auch die Spezialbegriffe ergriffen, die in sich wieder aufgeteilt werden in Spezialitäten, so daß die Medizin beginnt, ein Mosaik zu werden, in dem der einzelne Arbeiter nur noch *das* Steinchen kennt, an dem er arbeitet, von dem Bilde aber nichts mehr weiß... Oft haben die Untersuchungen jede Beziehung zur Klinik verloren und werden nach dem Prinzip »l'art pour l'art« nur um ihrer selbst willen gemacht, um von anderen, etwas niedrigeren Zielen zu schweigen...

... in vielen Domänen, in denen die Chirurgie... Fuß gefaßt hat, ist ihr Abbau erstrebenswert, denn auf vielen Gebieten ist die Chirurgie der Lückenbüßer der fehlenden inneren Therapie – Ausdruck eines Armutszeugnisses; auf manchen Gebieten eine Bankrotterklärung der inneren Medizin. Ist es nicht in der Tat eine primitive Therapie, grob in der Methode bei aller Feinheit der Methodik, einem Krebskranken das erkrankte Organ oder den erkrankten Organteil herauszuschneiden, in der Hoffnung, daß der Krebs sich noch nicht anderswo im Organismus angesiedelt hat? – oder einem Menschen, der an einem Magengeschwür leidet, zwei Drittel des Magens zu entfernen, d. h. die letzte organisch greifbare Manifestation einer Krankheit anzugehen, der wahrscheinlich die Störung des Gleichgewichts bestimmter Nervensysteme zugrunde liegt?



*Im Garten vor der chirurgischen Kinderstation*



*Äthernarkose*



*Intravenöse Narkose (sitzend Dr. Ernst Berla)*



Noch aus einem anderen Grunde ist der Abbau der Chirurgie wünschenswert. Manche der modernen Operationen setzen einen solchen Aufwand an Personal und Apparaturen voraus und stellen solche Anforderungen an die Fähigkeiten des operierenden Chirurgen, daß sie nur an gewissen Zentren durchgeführt werden können. Die Medizin muß aber möglichst – man mißverstehe dieses Wort nicht in politischem Sinne – demokratisiert werden. Die Möglichkeit zur Behandlung der Kranken soll den praktizierenden Ärzten zurückgegeben werden, die heute vielfach, wenn es über die einfachsten Dinge hinausgeht, nur eine Schleuse geworden sind zur Verteilung der Kranken an die verschiedenen Spezialisten.

... Das Ziel muß ein immer weiterer Abbau der Chirurgie sein zugunsten anderer Heilmethoden. Welcher? ... Viel nicht gehobenes Gut liegt sicherlich noch in der unwissenschaftlichen Volksmedizin, auch in der Medizin der primitiven Völker ... Die Wirkung Freuds auf viele Gebiete des Geisteslebens ... ist gewaltig ... Die praktisch ausgeübte Medizin in der Hand der Ärzte, mit Ausnahme der Spezialisten der Psychoanalyse, ist von Freuds Werk noch kaum berührt worden ... Das Ideal der Medizin wäre erreicht, wenn die Chirurgie beschränkt werden könnte auf zwei pathologische Zustände, ... die Chirurgie des Unfalls und die Chirurgie der angeborenen Mißbildungen ...<sup>149</sup>

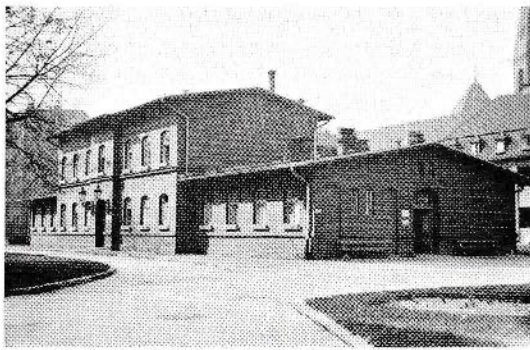
Marcus stammte aus einer für damalige Verhältnisse hochspezialisierten Schule, stellte aber andererseits wie viele seiner Zeitgenossen den Typus des weitläufig gebildeten und auch in seinem Fachgebiet vielseitigen Bürgers dar. Er war Chirurg und Internist, Philosoph und Kunstsammler. Sein Haus in Ramat-Gan bei Tel-Aviv glich einem Museum. Am 17. September 1983 verstarb Max Marcus kurz vor seinem 91. Geburtstag in Tel-Aviv<sup>150</sup>.

### *Frauenheilkunde – Siegbert Joseph und Erwin Rabau*

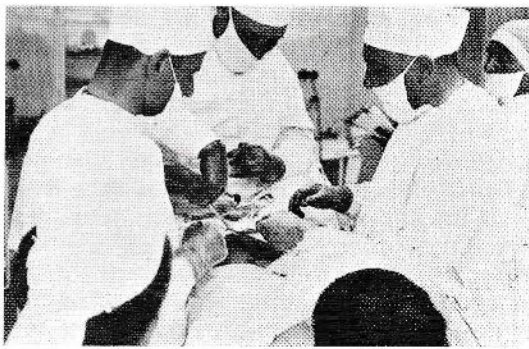
Siegbert Joseph wurde am 18. 7. 1894 in Konitz/Westpreußen geboren. Über seinen Werdegang ist wenig bekannt. Seit Borchardts Berufung an das Krankenhaus Moabit galt er als dessen gynäkologischer Oberarzt. 1925 übernahm er die Leitung der in das Gesundheitsamt Turmstraße verlegten Schwangerenfürsorge des Bezirks Tiergarten, 1927 wurde die gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung von der Chirurgie abgetrennt und damit eine eigenständige Abteilung mit Siegbert Joseph als dirigierendem Arzt. Er war ein sehr volkstümlicher Arzt – man ging zu Joseph, um sich entbinden zu lassen. »Fragten Sie in Moabit mal eine Frau auf der Straße, die ihn nicht kannte – jede kannte ihn ...«<sup>151</sup>

Die geburtshilfliche Abteilung in Moabit erreichte unter seiner Leitung eine sehr hohe Entbindungsrate, ebenso war die Schwangerenberatung stark frequentiert. 1931 wurden auf der Abteilung 1450 Frauen entbunden und 800 gynäkologische Operationen ausgeführt<sup>152</sup>. 1932 wurden in der Fürsorgestelle 2457 schwangere Frauen untersucht<sup>153</sup>. 1933 wurde Dr. Joseph entlassen und in der Presse diffamiert. In den folgenden Jahren leitete er die Frauenabteilung am Jüdischen Krankenhaus und betrieb nebenher eine große Privatpraxis in der Brückenallee. 1939 führte ihn der Hilferuf einer früheren Patientin nach Riga. Auf seiner Reise wurde er vom Ausbruch des II. Weltkrieges überrascht und zunächst von den Russen interniert. Nach dem Einmarsch der Deutschen wurde er in das Judenghetto von Riga verschleppt und später in das Konzentrationslager Libau deportiert, wo er etwa im Dezember 1944 ums Leben kam. Er hatte im Ghetto und im KZ einen legendären Ruf als Häftlingsarzt. Seine Frau war schon 1941 im Rigaer Ghetto umgebracht worden<sup>154</sup>. Aus seiner Schule sind die Gynäkologen Erwin Rabau, Curt Nemrow, Karl Meyer, Salomon Goldberg und Doris Mosheim hervorgegangen.





Geburtshilfliche Abteilung



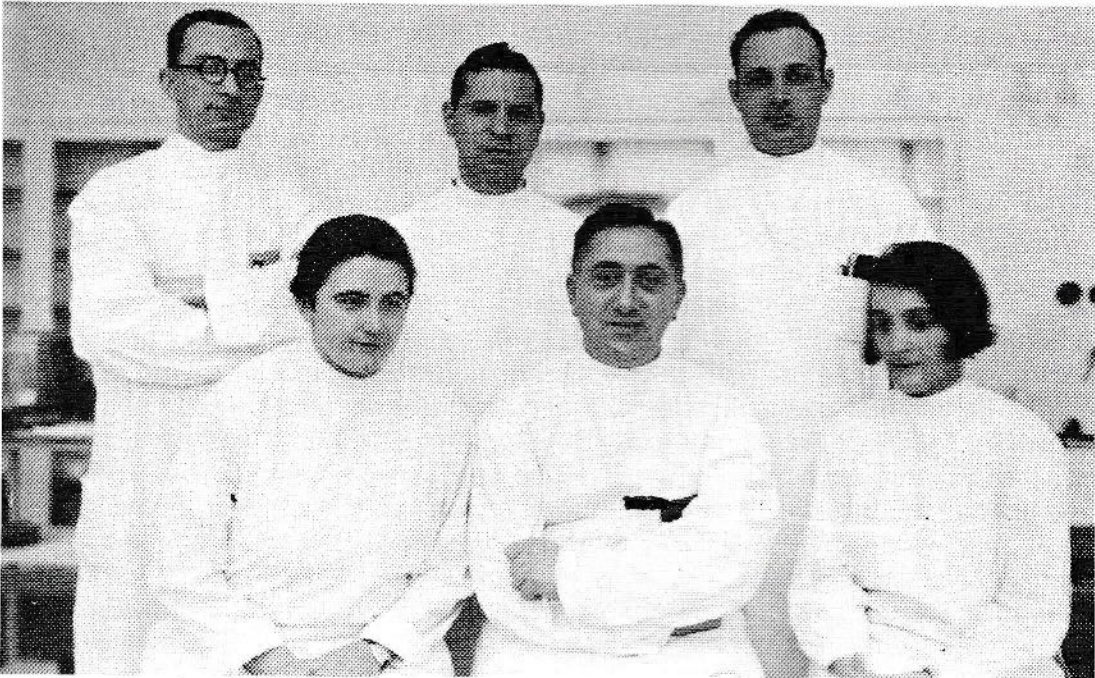
Dr. Joseph (2. von rechts) und Dr. Rabau (links) beim Operieren



Weihnachten auf der Entbindungsstation, unter dem Weihnachtsbaum im Vordergrund Schwester Anna Gähring



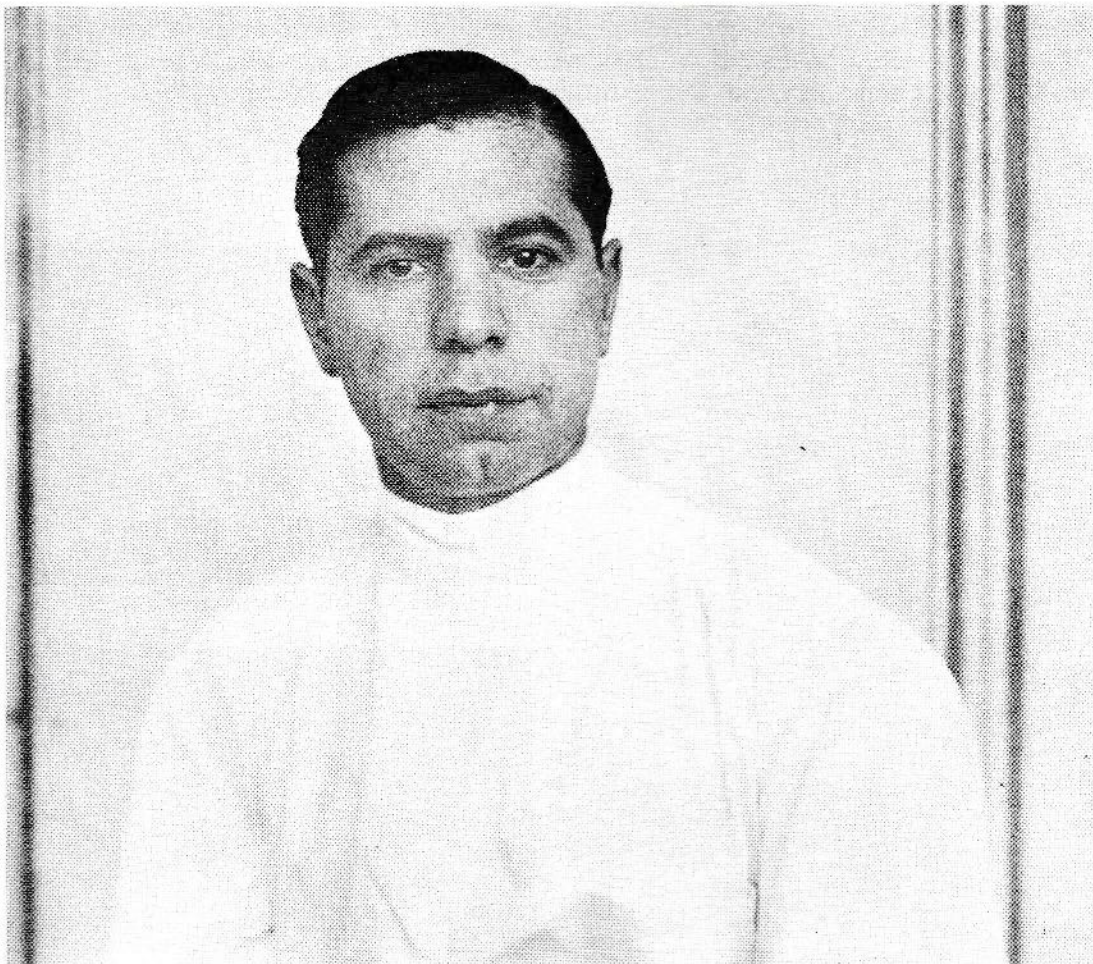
Chirurgen und Gynäkologen im OP, vorderste Reihe von links: Dr. Marcus, Prof. Borchard, Dr. Joseph, Dr. Rabau



Dr. Siegbert Joseph (Mitte sitzend) im Kreis seiner Mitarbeiter. Von links stehend: Dr. Curt Nemrow, Dr. Erwin Rabau, Dr. Karl Meyer, sitzend: Frau Dr. Speck, Dr. Siegbert Joseph, Dr. Doris Mosheim (?)



Dr. Erwin Rabau wurde am 15. November 1899 in Berlin geboren. Am Kölnischen Gymnasium in Berlin bestand er 1917 die Reifeprüfung. Anschließend wurde er sofort eingezogen und diente als Frontsoldat. Er studierte in Berlin und Heidelberg. 1922 begann er seine Ausbildung am Robert-Koch-Institut in Berlin und setzte sie an der I. Medizinischen Klinik der Charité bei Prof. His fort. 1924 kam er an das Krankenhaus Moabit als Assistent von Borchardt und wechselte 1926 auf die Gynäkologie zu Dr. Joseph über, wo er am 1. April 1930 zum Oberarzt und Leiter der Schwangerenfürsorgestelle B des Bezirks Tiergarten ernannt wurde. Er war Assistentenvertreter am Krankenhaus Moabit und Schriftleiter der Assistentenzeitschrift »Arzt, Hochschule, Krankenhaus«. Das versetzte ihn in eine besonders exponierte Lage, als 1933 der Umsturz erfolgte. In Klemperers »Therapie der Gegenwart« war er ständiger Mitarbeiter und Referent für die Fachgebiete Gynäkologie und Geburtshilfe. 1932 bewarb er sich um die Stelle des leitenden Arztes der Frauenabteilung am Israelitischen Krankenhaus in Hamburg, jedoch wurde nach dem 30. Januar 1933 nichts aus diesen Plänen. Sein Chef Siegbert Joseph schrieb ihm damals ins Zeugnis:

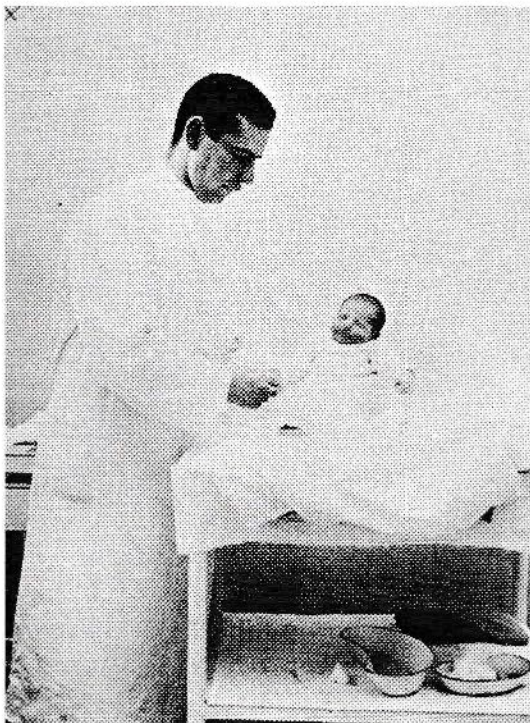


Dr. Erwin Rabau



»Seit zwei Jahren ist er (Rabau, d. V.) selbst Leiter einer städtischen Schwangerenfürsorgestelle. Hier zeigte er bei den heutigen sehr schweren Verhältnissen für die soziale Lage werdender Mütter besonderes Verständnis... Bei der Verschiedenartigkeit der Bevölkerungsschichten in einem Städtischen Krankenhaus ist es nicht immer leicht, sofort den Zusammenhang zwischen Arzt und Patient zu finden. Gerade hier kann Herr Dr. Rabau als vorbildlich gelten. Besonders die einfachen Patienten haben ihn gern, nicht nur als Arzt, sondern als persönlicher Berater in Anspruch genommen.«

Rabau war auch Leiter der Krankenpflegeschule. Viele Schwestern haben ihn noch heute in Erinnerung als ihren Kursarzt. Nach seiner überstürzten Flucht nach Palästina im April 1933 fand er zunächst keine Arbeit. 1936 wurde er Leiter der Frauenabteilung des Beilinson-Krankenhauses in Petach-Tikvah. Ab 1950 war er Direktor der Frauenabteilung des Regierungskrankenhauses Tel-Hashomer bei Tel Aviv und später Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem und an der Universität von Tel Aviv. Rabau wurde in Fachkreisen international bekannt durch seine Arbeiten über die Behandlung der weiblichen Sterilität. 1967 führten er und seine Mitarbeiter die Verabreichung aus dem Harn postmenopausaler Frauen gewonnener Hormone als Behandlungsmethode ein<sup>155</sup>. 1969 kam Rabau zum Perinatologenkongreß nach Berlin und damit zum ersten Mal nach Deutschland nach seiner gewaltsamen Vertreibung 1933. Er stattete auch dem Krankenhaus Moabit einen Besuch ab. Es kannte ihn niemand mehr in seiner alten Arbeitsstätte. »Ich habe mich gefühlt wie eine Leiche«, berichtete er später seiner Frau. Am 14. 6. 1983 verstarb Erwin Rabau in Tel Aviv im Alter von 83 Jahren<sup>156</sup>.



Dr. Rabau auf der Wochenstation



Dr. Rabau (sitzend 2. von rechts) als Leiter der Krankenpflegeschule



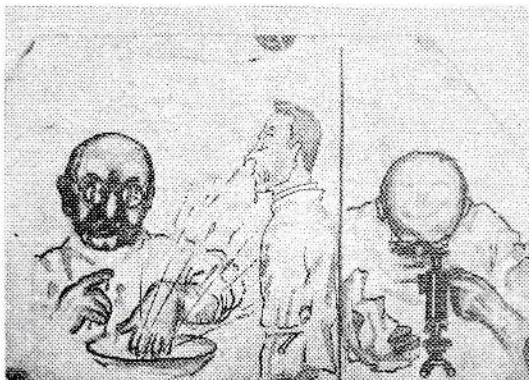
Examensfeier, 3. von rechts Dr. Rabau



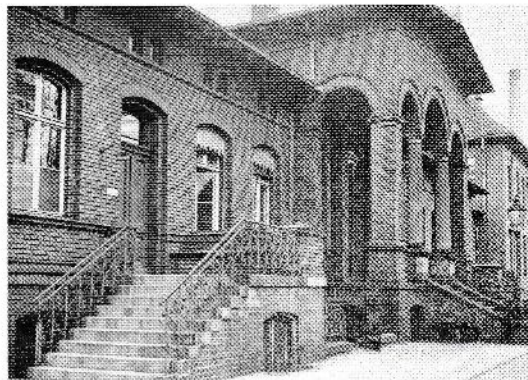
## Entdecker der Mitochondrien – Carl Benda

Carl Benda wurde am 30. Dezember 1857 in Berlin geboren. Sein Werdegang führte über verschiedene Stationen an das Urbankrankenhaus, wo er ab 1896 das Pathologische Institut leitete. 1899 erhielt er den Professorentitel und wurde 1921 zum Honorarprofessor ernannt. Ein Ordinariat an der Berliner Universität war auch ihm wegen seiner jüdischen Abstammung verwehrt, obgleich es ihm aufgrund seiner Leistungen zugestanden hätte. 1896 führten ihn seine Studien über die Spermatogenese und den Aufbau der Zellen zu seiner wichtigsten Entdeckung: der Entdeckung der Mitochondrien, kleinen Zellorganellen, in denen zentrale Stoffwechselvorgänge ablaufen wie die Umwandlung von Nährstoffen in Energie mittels Sauerstoff (diese Funktion der Mitochondrien wurde allerdings erst später erkannt). Er wies in zahlreichen weiteren Arbeiten das Vorkommen von Mitochondrien in den verschiedensten Zellformen nach. Die Ergebnisse seiner Studien, die er in einem großen Referat auf der Tagung der Deutschen Pathologischen Gesellschaft 1914 in München vortrug, blieben über lange Zeit maßgebend für alle weiteren Studien über den feineren Aufbau der Zelle.

1908 wurde Benda Leiter des Pathologischen Instituts am Krankenhaus Moabit. Neben zahlreichen weiteren Forschungen auf allen Gebieten der Pathologie verfaßte er das Kapitel über die Syphilis des Gefäßsystems im Handbuch der Geschlechtskrankheiten, ebenso wie den Abschnitt »Gefäße« im Aschoffschen Lehrbuch und den Abschnitt über die Venen im Handbuch der speziellen pathologischen Anatomie. Benda war ein »Denkmal«, so haben ihn die, die ihn noch gekannt haben, in Erinnerung. Nach seiner Pensionierung im Jahr 1925 behielt er noch ein kleines Zimmer im Pathologischen Institut der Klinik, das er täglich aufsuchte, um seine Studien fortzusetzen. Wenn jemand einen Rat brauchte, ging er zu Benda, sein Wissen war grenzenlos. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit der Funktion der Hirnanhangdrüse. Er war der erste, der den eindeutigen Nachweis des Zusammenhangs der Akromegalie mit den chromophilen Adenomen der Hypophyse erbrachte. Am 24. Mai 1932 starb er im Alter von 75 Jahren während einer Italienreise in Turin<sup>157</sup>.

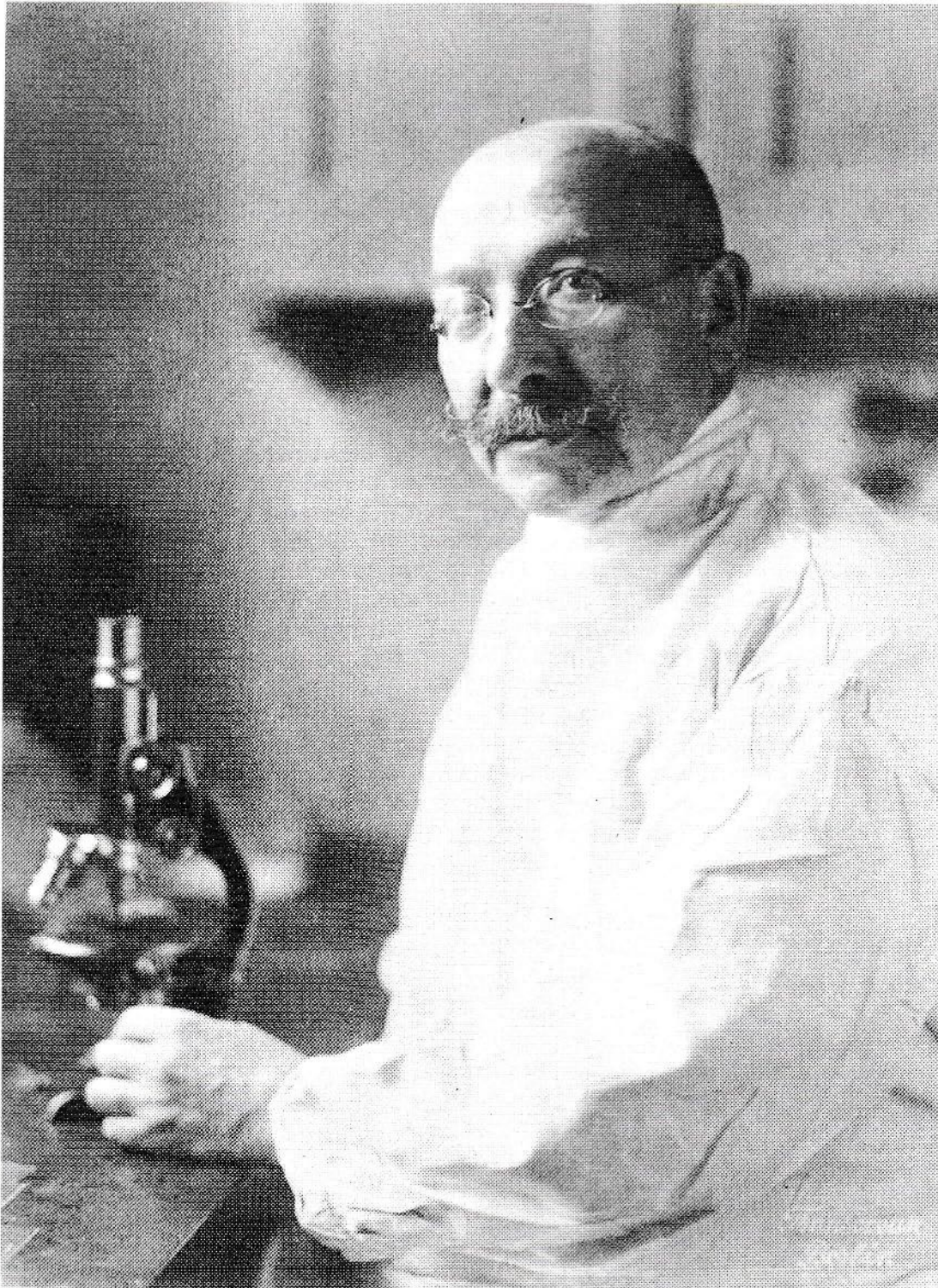


Karikatur von Prof. Benda beim Händedesinfizieren und Mikroskopieren



Pathologisches Institut und Kapelle





Prof. Carl Benda



Rudolf Jaffé wurde 1925 Nachfolger Bendas in der Leitung des Pathologischen Instituts am Krankenhaus Moabit. Er wurde am 14. 10. 1885 in Berlin als Sohn des Stadtrates und Ehrenbürgers von Charlottenburg Benno Jaffé geboren. (Nach diesem ist die Jafféstraße in Berlin benannt.) Sein Weg führte ihn über mehrere Stationen an das Pathologische Institut der Universität Frankfurt im Jahr 1912. Im Ersten Weltkrieg war er Truppen- und Bataillonsarzt in Galizien und Rumänien, wo er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

Im Krankenhaus Moabit veranlaßte er eine Reihe von modernisierenden Umbauten am Pathologischen Institut. In der Berliner akademischen Welt hatte er keinen leichten Stand. Sein Kollege Lubarsch von der Universität war – obwohl selber Jude – ein fanatischer Antisemit:

»Ich bewarb mich um die Stelle am Moabiter Krankenhaus, als Benda in den Ruhestand trat, und erhielt sie auch trotz scharfem Konkurrenzkampf. Mein Abschied aus Frankfurt wurde mir schwer, zumal ich auch an meiner Lehrtätigkeit sehr gehangen hatte und wenig Aussicht bestand, daß ich in Berlin wieder zugelassen würde, da ich mich mit dem dortigen Pathologen Lubarsch schlecht stand, und er einen anderen Kandidaten für meine Stelle gehabt hatte. Es ließ sich dann allerdings auch gegen Lubarsch machen: Benda war Dozent, machte sich aber nicht viel aus dem Unterricht. So zeigte er die Vorlesungen an und ich vertrat ihn in bei weitem der Mehrzahl der Stunden.«<sup>158</sup>

Mit solchen Tricks mußten sich die jüdischen Ärzte gegen die Intrigen ihrer Kollegen Professoren von der Universität zur Wehr setzen ... In Moabit selbst fand Jaffé ideale Arbeitsbedingungen:



Prof. Rudolf Jaffé (sitzend) im Sektionssaal



»Die Jahre meiner Berliner Tätigkeit waren dann wohl die schönsten meiner Tätigkeit überhaupt. Das Institut hatte ein sehr gutes Material, und wenn ich offiziell auch nur einen Assistenten hatte, so kamen doch so viele Volontäre, daß ich stets zwischen 12–15 Assistenten hatte. So herrschte ein reger wissenschaftlicher Betrieb, da ich von jedem verlangte, daß er auch wissenschaftlich arbeitete. Ich hatte viele ausländische Mitarbeiter aus allen möglichen Ländern, was auch viel Anregung brachte. Ich richtete eine experimentelle Abteilung ein und aus meinem Institut kamen in diesen Jahren etwa 200 Arbeiten heraus. Mein Buch über die Pathologie der Laboratoriumstiere sowie mein Buch über die Pathologie der oberen Luft- und Speisewege stammen aus diesen Jahren.«<sup>158, 159</sup>

1933 wurde Jaffé gewaltsam aus dem Krankenhaus Moabit entfernt und wanderte 1935 nach Venezuela aus, wo man ihm die Leitung des Pathologischen Instituts am Hospital Vargas in Caracas angeboten hatte. Er wurde Professor für Pathologische Anatomie an der Zentraluniversität in Caracas und hatte in den folgenden Jahren maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung der Pathologie in ganz Venezuela, die er nach deutschen Maßstäben reorganisierte.

Rudolf Jaffé war ausgesprochen national gesinnt. Er hielt die Monarchie für die beste Staatsform. Wehmütig blickt er in seinen Lebenserinnerungen auf seine Kindheit und Jugend in der Kaiserzeit zurück, die auch seinem Vater als Stadtrat weitgehende Integration und Anerkennung eingebracht hatte. Die Weimarer Republik brachte in seinen Augen ein Chaos. Die Monarchie könne dagegen dem Volk den »Popanz« bieten, zu dem es aufsehe und der seine Phantasie begeistere<sup>158</sup>. Nun war dieser Popanz 1933 in mörderischer Gestalt wiederauferstanden. Der Patriotismus eines Juden zählte nichts mehr. Jaffé schützte auch nicht sein Eisernes Kreuz, wie es anfänglich noch hieß, man schloß ihn aus seiner Studentenverbindung, dem Corps Marchia, aus, und auch seine im Ausland weiter bewiesene »Treue zum Vaterland« wurde nicht belohnt. Er hatte darauf bestanden, seine deutsche Staatsbürgerschaft zu behalten. Als er im Sommer 1940 bei der deutschen Gesandtschaft in Caracas für sich und seine Frau einen getrennten Paß beantragte, eröffnete man ihm, daß sein Name mit dem Zusatz »Israel« versehen und daß ein »J« in den Paß gestempelt werde. Daraufhin verzichtete er mit einem Schreiben an den deutschen Gesandten Dr. Poensgen auf die deutsche Staatsbürgerschaft:

»Ich bin stets mit ganzem Herzen Deutscher gewesen und habe das nicht nur dadurch bewiesen, daß ich als deutscher Beamter meine ganze Kraft in die gewissenhafte Ausübung meines Berufes gesetzt habe, sondern z. B. auch dadurch, daß ich während des ganzen Krieges in Feindesland gestanden habe... Ich bin Deutscher geblieben und habe sogar so lange wie möglich meinen Wohnsitz in Deutschland beibehalten, obwohl ich dadurch gezwungen war, auch mein ganzes hiesiges Einkommen zu versteuern. Ich bin Deutscher geblieben, als mir durch die sog. Judenvermögensabgabe mein gesamtes Vermögen restlos genommen wurde... Ich habe alle materiellen Opfer anstandslos auf mich genommen und hätte noch weitere auf mich genommen, wenn es möglich gewesen wäre und verlangt worden wäre. Wenn aber jetzt meine eigenste Persönlichkeit und meine persönlichsten ideellen Güter angetastet werden, dann bin ich einfach gezwungen, mich zu wehren... In meinem Herzen werde ich stets meinem alten Vaterlande treu bleiben und bleibe im Herzen Deutscher, das kann mir niemand nehmen!«<sup>160</sup>

Rückblickend schreibt er in seinen Lebenserinnerungen über seine Verbannung aus dem Krankenhaus Moabit:

»Der Abschied von meiner Arbeitsstätte im Moabiter Krankenhaus wurde mir sehr schwer. Ich hatte dort in den 10 Jahren meiner Tätigkeit ein Institut geschaffen, das international angesehen war. Wir bildeten dort mit dem gesamten Personal geradezu eine Familie; meine Leute kamen mit allen Sorgen zu mir, um sich Rat zu holen, und alle arbeiteten mit Begeisterung und Hingabe, ohne auf die Uhr zu sehen, sondern wirklich aus Interesse an der Arbeit...«<sup>158</sup>



Nach dem Krieg organisierte Prof. Jaffé zusammen mit seinem Sohn Helmut ein Hilfsprogramm für die eingewanderten Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Dafür erhielt er 1967 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. 1961 wurde ihm der Ehrendoktor der Universität Frankfurt verliehen. Am 13. März 1975 verstarb er in Caracas im Alter von 89 Jahren<sup>161</sup>.

### *Emigrantenschicksale*

Betrachtet man den Lebensweg der jüdischen Ärzte vor und nach 1933, so stellt man fest, daß die meisten von ihnen den Bruch in ihrer beruflichen Laufbahn und in ihrem persönlichen Leben nur schwer oder gar nicht verwunden haben. In den Aufnahmeländern gab es meist schon ein Überangebot an Ärzten, es herrschte eine starke Konkurrenz und infolge der weltweiten Wirtschaftskrise eine hohe Arbeitslosigkeit. Sie konnten oft nicht an die Qualifikation anknüpfen, die sie in Deutschland erworben hatten, und mußten sich mit einer minderen Stellung abfinden oder sich in ein neues Fachgebiet einarbeiten. Die Aufnahmeländer verlangten häufig die Wiederholung des medizinischen Staatsexamens, was ein nochmaliges jahrelanges Studium bedeuten konnte, und sie verlangten ein Spezialistenexamen, wenn man als Facharzt arbeiten wollte. Ihre aussichtsreich begonnene wissenschaftliche Karriere konnten nur wenige im Ausland fortsetzen.

Nach Palästina wanderten zwischen 1933 und 1935 über 1000 deutsche Ärzte ein. So kam dort auf 174 Einwohner ein Arzt! Manche konnten überhaupt nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten und gingen in die Landwirtschaft o. ä. Hinzu kam das heiße Mittelmeerklima, das viele nicht vertrugen. Die Lebensbedingungen im Palästina der 30er Jahre waren äußerst primitiv und stellten den Einwanderer auf eine harte Probe. Die dort lebenden Araber empfingen die Neuankömmlinge nicht gerade mit offenen Armen. Das Gesundheitswesen war kaum entwickelt, es mangelte an chirurgischen Instrumenten, Laboreinrichtungen, Röntgengeräten etc. Man mußte bei Null anfangen<sup>162</sup>.

Der Weg mancher jüdischer Ärzte nach 1933 gleicht einer Odyssee durch aller Herren Länder, ständig auf der Flucht vor den vorrückenden deutschen Truppen. Manche Routen gingen über Italien, Äthiopien, Indien nach Palästina. War man nicht rechtzeitig vor der deutschen Besetzung geflohen, kam man ins KZ oder mußte untertauchen. Zwei Moabiter Ärzte fanden bei Partisanen in Jugoslawien und Frankreich Unterschlupf und überlebten so den Krieg. Auch in Palästina hatte man keinen Grund, sich sicher zu fühlen. Im Mai 1941 landeten deutsche Fallschirmjäger auf der Insel Kreta, im Oktober 1942 standen Rommels Truppen vor El-Alamein nur ca. 700 km von Jerusalem entfernt, im Norden waren die deutschen Panzer Richtung Kleinasien bis zum Kaukasus vorgerückt.

»Der Krieg spielte eine große Rolle auch hier in der Umgebung. Die Gefahr war groß, denn der deutsche Angriff kam von zwei Seiten, über den Kaukasus und von Afrika. Eigentlich war Palästina vorgesehen als der Punkt, an dem sich die beiden deutschen Armeen treffen sollten. Wir sagten damals in Afulah, wir hätten Logenplätze, um diese Schlacht zu beobachten. Das Krankenhaus liegt auf einem Hügel und von dort hätte man diese Schlacht beobachten können.«<sup>163</sup>

Es fällt auf, daß einige der hier beschriebenen Ärzte sehr bald nach der Einwanderung krank geworden sind. Ein Kollege starb an den Folgen der im Konzentrationslager



Sachsenhausen erlittenen Mißhandlungen, ein anderer nahm sich das Leben, da er den Arztberuf aufgeben mußte und mit dem harten Los eines Kibbuzbauers nicht glücklich wurde. In einigen Fällen erkannte das Entschädigungsamt nach dem Krieg die nach 1933 aufgetretenen Krankheiten als Verfolgungsleiden an. Welchen seelischen Schaden der Verlust der Heimat, der Sprache, der Kultur und des sozialen Umfelds anrichtete, ist in keiner Akte festgehalten. Nicht alle konnten ihre Eltern und Angehörigen rechtzeitig aus Deutschland nachholen und mußten zusehen, wie diese in den Gaskammern von Auschwitz ums Leben kamen.

*Ernst Berla*\*, geb. am 11. 3. 1901 in Hamm/Westfalen, kam 1925 an das Pathologische Institut zu Prof. Benda und Prof. Jaffé. Nach einem Jahr wechselte er auf die Chirurgische Abteilung zu Prof. Borchardt über. Nach dem Weggang von Marcus wurde er am 1. 11. 1932 Oberarzt der Abteilung. Entsprechend der Bergmann/Borchardt'schen Schule ausgebildet, waren seine Hauptarbeitsgebiete Bauch- und Unfallchirurgie und Wiederherstellungschirurgie. Nach seiner Entlassung am 2. Mai 1933 ging er zunächst nach Italien und ließ sich nach Ablegung des italienischen Staatsexamens in Mailand nieder, wo er teils in freier Praxis und teils in einer kinderchirurgischen Klinik arbeitete. Anfang 1939 mußte er Italien verlassen und ging nach Palästina, wo er an verschiedenen Krankenhäusern als leitender Chirurg tätig war. Im Mai 1950 kehrte er aus familiären Gründen nach Deutschland zurück. In seiner Heimatstadt Hamm fand er wegen Überbesetzung chirurgischer Stellen an den Krankenhäusern keine seiner Qualifikation entsprechende Anstellung und mußte sich als praktischer Arzt niederlassen. Mit Wiedergutmachungsbescheid vom 13. 7. 1959 des Berliner Innensenators wurde ihm ein Anspruch auf bevorzugte Anstellung als ärztlicher Direktor im öffentlichen Dienst des Landes Berlin zugestanden. Dieser Anspruch ließ sich jedoch nicht einlösen, da sich in Berlin keine geeignete Stelle fand und der Widerstand der eingesessenen Ärzte-Kollegen zu groß war. Ernst Berla wurde in Deutschland nicht wieder heimisch und hatte schwer zu tragen an der beruflichen Sackgasse, in die sein Schicksal ihn getrieben hatte. Am 1. Februar 1962 starb er in Hamm/Westfalen im Alter von 60 Jahren<sup>164</sup>.

*Max Leffkowitz* wurde am 22. 11. 1901 in Sensburg/Ostpreußen geboren. 1925 kam er an das Krankenhaus Moabit in das Pathologische Institut von Prof. Benda. Am 1. 8. 1926 ging er zu Prof. Zinn auf die II. Innere Abteilung und wurde 1930 nach dem Ausscheiden von Dr. Georg Katz Oberarzt. Er war nun der einzige jüdische Arzt auf der Zinnschen Abteilung. Er verfaßte eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten über Asthma und allergische Erkrankungen und schrieb eine Monographie über die Blutkörperchensenkung. Neben seinem Amt in der Klinik war er Leiter der Herzkranken- und der Asthma-krankenfürsorge im Bezirk Tiergarten. Kurz vor der Machtergreifung hatte man ihm noch eine Stellung als Chefinternist in Sensburg und in Frankfurt an der Oder angeboten. Am 3. April 1933 wurde er verhaftet und wanderte einen Monat später am 9. Mai nach Palästina aus. Dort wurde er Leiter des Krankenhauses der Arbeiterkrankenkasse Kupath Cholim in Afulah und später, 1950, Leiter der Inneren Abteilung des Beilinson-Krankenhauses in Tel Aviv. Seine Absicht, eine Universitätslaufbahn einzuschlagen, konnte er nicht verwirklichen. Am 30. 11. 1971 starb er in Tel Aviv<sup>165</sup>.

\* siehe Abb. S. 162 rechts



Erich Nathorff wurde am 13. Juli 1889 in Berlin geboren. Im Ersten Weltkrieg diente er als Bataillonsarzt und erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse. Von 1919 bis 1926 war er Assistenz- und Oberarzt bei Prof. Klemperer an der IV. Medizinischen Universitätsklinik am Krankenhaus Moabit. Er wurde Leiter der Poliklinik und Privatassistent von Klemperer. 1926 ließ er sich als Facharzt für Innere Medizin nieder und übernahm 1930 die Leitung der Tuberkulosefürsorge des Bezirks Tiergarten. Am 1. April 1933 wurde ihm als Jude die Kassenzulassung entzogen und am 30. Juni 1933 mußte er im Zuge der »Neuorganisation auf dem Gebiete des Gesundheitswesens« die Leitung der Tuberkulosefürsorge Tiergarten abgeben.

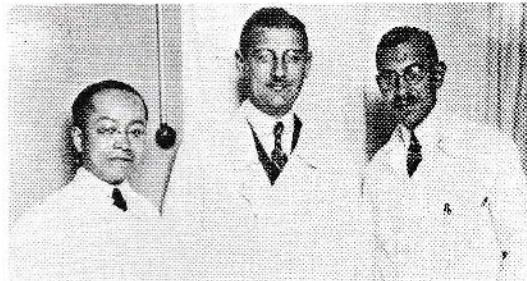
Am 11. November 1938, am Tage nach der »Reichskristallnacht« wurde er verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt. Seine Frau Dr. Hertha Nathorff-Einstein erreichte über ihre Beziehungen zu Reichsgesundheitsführer Conti seine Freilassung. Mit allen Merkmalen der Mißhandlung kehrte er am 15. Dezember 1938 aus dem Konzentrationslager zurück.

»Er ging gebückt. Ich sah Wunden am Rücken, blutunterlaufene Stellen, Striemen. Seine Hände waren aufgesprungen und voller Schrunden und Risse. Er sagte mir aber nicht, wo sie herrühren. Er sagte: »Es geht mir gut, das habe ich unterschrieben bei der Entlassung, bitte frag mich nichts.«

Im April 1939 wanderte er mit seiner Frau und seinem Sohn über England nach Amerika aus. Dort wiederholte er zuerst das medizinische Staatsexamen, wie es von den amerikanischen Behörden verlangt wurde. Wegen eines in der Konzentrationslagerhaft zugezogenen Herzleidens konnte er das Spezialistenexamen nicht mehr nachholen und ließ sich 1941 in New York als praktischer Arzt nieder. Am 25. Juni 1954 starb er an einem Herzschlag im Alter von 65 Jahren<sup>166</sup>.



Dr. Erich Nathorff



Dr. Max Leffkowitz (rechts)



Entlassungsschein von Dr. Erich Nathorff aus dem KZ Sachsenhausen



*Heinz Lewinski* wurde am 8. 7. 1904 in Berlin geboren. Er kam 1931 an das Krankenhaus Moabit und arbeitete als Assistenzarzt auf der Frauenabteilung bei Dr. Joseph. Am 1. April 1933 wurde er zusammen mit den anderen jüdischen Ärzten entlassen und die Abteilung wurde geschlossen. Er floh noch am selben Tag nach Brüssel und wanderte von da aus im Oktober 1933 nach Palästina ein. Er konnte hier wegen des Überangebots von aus Deutschland geflüchteten Ärzten seinen Beruf nicht mehr ausüben und war gezwungen, in einem Kibbuz in der Landwirtschaft zu arbeiten. Die ungewohnte, schwere körperliche Arbeit und das heiße Klima schädigten seine Gesundheit. Von 1935 an litt er zunehmend an Depressionen. Mehrere Versuche, in den ärztlichen Beruf zurückzukehren, mißlangen. Am 9. September 1943 nahm er sich das Leben. Seine Witwe erreichte, daß sein Schicksal vom Entschädigungsamt Berlin als Verfolgungsschaden anerkannt wurde<sup>167</sup>.

*Walter Hahn* wurde am 20. 10. 1907 geboren. Am 15. April 1932 begann er seinen Dienst als Hilfsarzt auf der Chirurgischen Abteilung von Prof. Borchardt am Krankenhaus Moabit. Er leitete dort zunächst eine urologische Station und später eine Unfallstation. Am 1. April 1933 wurde er entlassen. 1934 wanderte er nach Palästina aus, konnte aber dort nicht als Chirurg arbeiten, da seine Ausbildung in Deutschland unterbrochen worden war. Er ließ sich als praktischer Arzt in Ramat-Gan bei Tel Aviv nieder. 1940 erkrankte er an einer Tropeninfektion, die mehrere chronische Organleiden verursachte und seine Arbeitsfähigkeit wesentlich einschränkte. Da er im dortigen Klima nicht genesen konnte, bewarb er sich 1958 um eine Wiederaufnahme in den öffentlichen Dienst in Deutschland. Dies hatte keinen Erfolg, und er starb 1971 an den Folgen seiner Krankheit im Alter von 64 Jahren<sup>168</sup>.



*Dr. Heinz Lewinski*



*Dr. Walter Hahn*

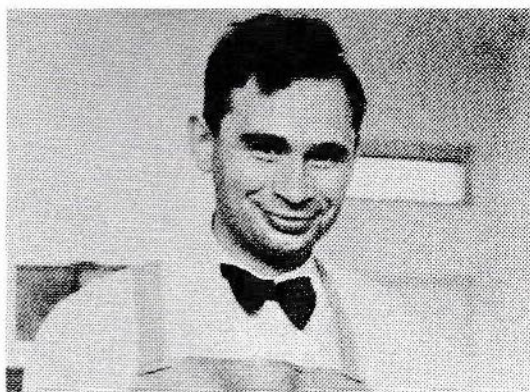


*Julian Casper*, geb. am 16. 9. 1899 in Bromberg, diente im Ersten Weltkrieg als Frontsoldat. 1925 bis 1930 ließ er sich zum Neuropathologen am Hufeland Hospital in Berlin ausbilden und wurde im Oktober 1930 erster Assistent von Prof. Jaffé am Pathologischen Institut des Krankenhauses Moabit. Ende 1932 bewarb er sich um eine Professur für Neuropathologie an der Universität Greifswald. Seine Kandidatur war von der dortigen Professorenschaft zunächst positiv bewertet worden, nach Zuspitzung der politischen Lage im Januar 1933 wurde ihm jedoch abgesagt, da die Berufung eines Juden nicht mehr opportun war. Er veröffentlichte zahlreiche neuropathologische Arbeiten u. a. über die Bedeutung des Stirnhirns für das Zwangsgreifen und über die diffuse Sklerose. Nach der Verhaftung seiner Moabiter Kollegen Goldstein und Leffkowitz verließ er das Krankenhaus, um sich nicht selbst der Gefahr einer Verhaftung auszusetzen. Er fuhr zunächst nur zur Erkundung der Lage nach Palästina und kehrte im Sommer 1933 nach Berlin zurück, um seine Familie nachzuholen. Inzwischen hatte er seine Kündigung vom Bezirksamt Tiergarten zum 30. 9. 1933 erhalten. In seine Personalakte schrieb man »ausgeschieden auf eigenen Wunsch«. Im Oktober 1933 wanderte er endgültig nach Palästina aus und wurde dort Leiter des Pathologischen Instituts am Beilinson Krankenhaus in Tel Aviv sowie Professor an der Universität Jerusalem. Seinen Wunsch, vorwiegend neuropathologisch zu arbeiten, mußte er in Israel aufgeben. Am 30. 11. 1968 starb er in Tel Aviv. Das Jerusalem Universitätsinstitut, dem er vorstand, erhielt seinen Namen. Alljährlich wird ihm zu Ehren dort eine »Casper-Lecture« abgehalten<sup>169</sup>.

*Paul Radt*, geb. am 28. 12. 1902, kam 1927 an das Krankenhaus Moabit auf die Innere Abteilung von Prof. Klemperer. Radt war mit Leib und Seele Wissenschaftler. Er entwickelte ein Verfahren zur bislang unbekannten Kontrastdarstellung von Leber und Milz, eine Sensation für die damalige Fachwelt. Leider stellte sich später heraus, daß das dabei verwendete Kontrastmittel »Thorotrast« krebserregend ist. Als 1932 Vorbereitungen getroffen wurden für die Schaffung einer selbständigen Kinderabteilung am Krankenhaus Moabit, sollte Radt die Leitung dieser Abteilung übernehmen<sup>170</sup>. Dazu kam es jedoch nicht mehr. Als nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 sich eine Verschlechterung des Klimas für die Juden abzeichnete, ging Radt nach Palästina noch vor der großen Entlassungswelle. Da er formaljuristisch gesehen freiwillig gegangen war,



*Dr. Paul Radt*



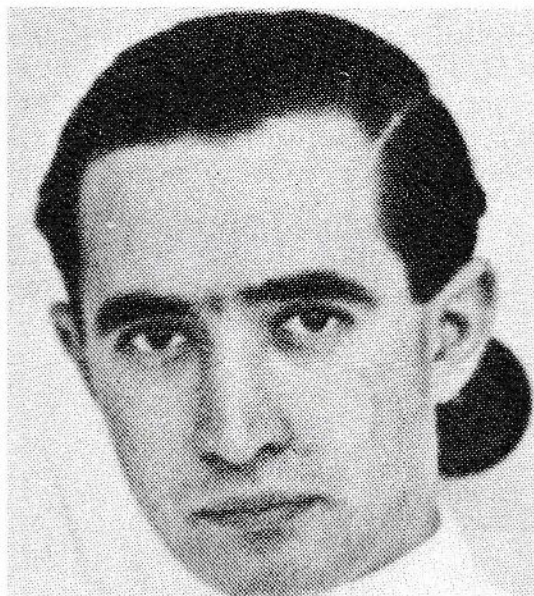
*Dr. Julian Casper*



erhielt er nach dem Kriege keine Entschädigungsleistungen. Seine in Deutschland begonnene medizinische und wissenschaftliche Karriere konnte er in Palästina nicht fortsetzen. Am 20. 4. 1971 verstarb er in Herzlya bei Tel Aviv<sup>171</sup>.

*Leopold Kaufer*, geb. am 7. 3. 1903, arbeitete ab 1. 11. 1929 als Hilfs- und Assistenzarzt auf der Chirurgischen Abteilung unter Prof. Borchardt. Er wurde am 2. Mai 1933 als einer der letzten jüdischen Ärzte entlassen. Bis 1938 arbeitete er als Privatassistent in Prof. Borchardts und Dr. Josephs Praxis, da er von beiden als zuverlässiger Kollege und geschickter Operateur geschätzt wurde. Nach der »Reichskristallnacht« 1938 wurde ihm die Approbation entzogen und er durfte nur noch als »Heilbehandler für Juden« arbeiten. 1939 ging er nach Jugoslawien, wo er 1940 von der faschistischen Ustascha-Regierung inhaftiert wurde. Seine Deportation in ein deutsches KZ stand schon bevor, jedoch konnte ihn ein Kollege retten, durch dessen Vermittlung er nach Bosnien abkommandiert wurde, um eine Aktion gegen die dort sich ausbreitende Syphilis durchzuführen. Das Gebiet geriet bald nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Hand der Tito-Partisanen, in deren Dienste Kaufer dann ein Lazarett leitete. Nach dem Kriege blieb er leitender Militärarzt. 1962 wurde er Professor für Chirurgie an der Universitätsklinik in Sarajevo. Seit 1973 ist er emeritiert und stattet seiner alten Heimat Berlin des öfteren einen Besuch ab, zu den Jubiläumsfeiern seines ehemaligen Ruderclubs<sup>172</sup>.

*Siegesmund Kaplan*, geb. am 28. 5. 1904 in Wilna kam im April 1931 an das Pathologische Institut zu Prof. Jaffé und wurde am 1. 4. 1932 unbezahlter Hilfsarzt bei Prof. Klemperer auf der Inneren Abteilung. Nach seiner Entlassung am 18. 3. 1933 ging er nach Paris und konnte zunächst nur inoffiziell als Arzt weiter arbeiten. Als die Deutschen in Frankreich einmarschierten, tauchte er unter dem falschen Namen Auguste Joseph Larousserie in der Nähe von Limoges unter. Er arbeitete für die Resistance und



*Dr. Leopold Kaufer*



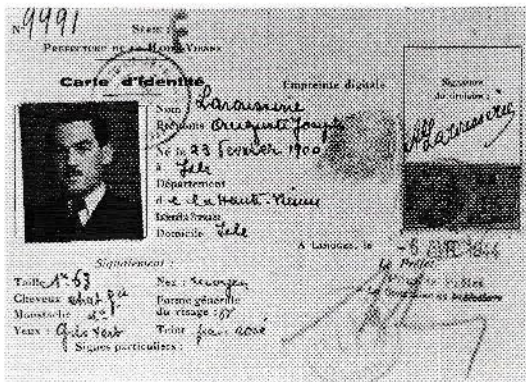
*Dr. Erich Loewenthal*



versorgte verletzte Partisanen in ihren Verstecken. Nach dem Krieg durfte er wieder offiziell als Arzt arbeiten und führte in Paris eine große Praxis. Im Auftrag der Deutschen Wiedergutmachungsämter behandelte und begutachtete er eine große Zahl von Opfern der Menschenversuche aus den Konzentrationslagern. Auch heute noch, mit seinen 80 Jahren, ist er Vertrauensarzt der Deutschen Botschaft<sup>173</sup>.

*Erich Loewenthal*, geb. am 19. 1. 1905, kam am 1. 4. 1930 auf die chirurgische Abteilung des Krankenhauses Moabit. Er assistierte Borchardt häufig bei seinen schwierigen Gehirnoperationen, die damals bis zu 8 Stunden dauerten. Loewenthal wurde zusammen mit Dr. Kaufer und Dr. Berla am 2. Mai 1933 entlassen und arbeitete bis 1938 als Assistent in Prof. Borchardts Privatpraxis. Mitte 1939 wanderte er nach Australien aus, wo er nochmal drei Jahre studieren mußte, um als Arzt zugelassen zu werden. Er lebt in East Brighton, Australien. Mit Schreiben vom 27. 11. 1957 teilte ihm das Bezirksamt Tiergarten mit, daß in seiner Personalakte vermerkt sei: »auf eigenen Wunsch ausgeschieden« ...<sup>174</sup>.

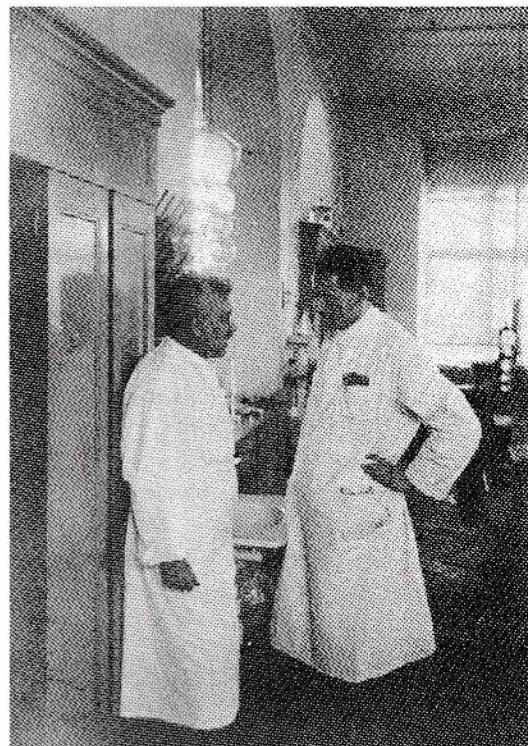
*Martin Jacoby* wurde 1872 in Berlin geboren. Er war vor seiner Berliner Zeit außerordentlicher Professor für Pharmakologie und klinische Chemie in Heidelberg und wurde bekannt durch seine Forschungen über die Regulierung des Blutzuckers und die chemische Natur der Abwehrstoffe des Körpers. In Bern wurde ihm eine Professur angebo-



Gefälschter Ausweis von Dr. Siegmund Kaplan



Versuchstiere von Prof. Jacoby



Prof. Martin Jacoby (links) im Gespräch mit Dr. Peter Fleischmann



ten unter der Bedingung, daß er sich taufen ließe. Dies lehnte er ab. 1907 wurde er Leiter des Chemischen Instituts am Krankenhaus Moabit. Hier arbeitete er eng zusammen mit seinen Kollegen Prof. Benda und Frau Prof. Rabinowitsch-Kempner<sup>175</sup>. Durch seinen internationalen Ruf hatte er viele ausländische Schüler, darunter den Japaner Hata, der später zusammen mit Paul Ehrlich das Salvarsan entwickelte. Jacoby redigierte zusammen mit dem Chemiker Carl Neuberg die »Biochemische Zeitschrift«, in der die meisten seiner Artikel erschienen. Am 10. 11. 1933 wurde er als jüdischer Beamter »vorzeitig in den Ruhestand« versetzt. Er leitete dann von 1934 bis 1938 ehrenamtlich das Chemische Institut am Jüdischen Krankenhaus in Berlin und wanderte 1939 nach England aus. Wegen seines zerrütteten Gesundheitszustandes konnte er dort seine Arbeit nicht wieder aufnehmen. Er starb zwei Jahre nachdem er Deutschland verlassen hatte im Alter von 69 Jahren in Manchester<sup>176</sup>.

#### *Weitere Ärzte, die 1933 entlassen wurden:*

##### **Chirurgische Abteilung:**

Hellmut Treu, \* 18. 8. 1897 in Berlin, † in Israel  
Hans Gossmann, \* 14. 6. 1901, † in USA  
Hans-Gerhard Aronsohn, \* 10. 4. 1905,  
† 15. 8. 1982 in Chicago/USA  
Carl-Felix List, nach USA ausgewandert, dort  
Neurochirurg an der Universität Michigan, Ann  
Arbor, weiteres Schicksal unbekannt

##### **Frauenabteilung:**

Hermann Fröhlich, \* 11. 9. 1902 in Recklinghau-  
sen, † März 1978 in USA  
Hans-Joachim Loewenstein, † in Israel  
Doris Mosheim, \* 28. 4. 1901 in Wrexen/Wal-  
deck, Schwester der Schauspielerin Grete  
Mosheim, Schicksal unbekannt

##### **Innere Abteilung:**

Karl Posener, Schicksal unbekannt

##### **Neurologische Abteilung:**

Lipman Halpern, \* 10. 12. 1902 in Bialystok/  
Polen, ausgewandert nach Palästina, dort Pro-  
fessor für Neurologie an der Hadassah Medical  
School der Universität Jerusalem, † in Israel  
Walter Czapski, \* 16. 12. 1896, ausgewandert  
nach Palästina, arbeitete dort als niedergelas-  
sener Internist, † 9. 4. 1948 in Jerusalem  
Eva Teichmann, \* 25. 3. 1906 in Breslau,  
Schicksal unbekannt

##### **Röntgenabteilung:**

Helmut Böhm, \* 19. 9. 1902 in Berlin, Schicksal  
unbekannt  
Frl. Riesenfeld, Schicksal unbekannt

##### **Gesundheitsamt:**

Bruno Harms, \* 23. 3. 1890 in Berlin, Stadtarzt  
von Tiergarten und Leiter des Gesundheitsam-  
tes, engagierter Sozialhygieniker, 1933 aus  
politischen Gründen entlassen (kein Jude),  
nach dem Krieg Direktor des Robert-Koch-  
Instituts Berlin, † 1. 8. 1967 in Berlin

##### **Medizinalpraktikanten:**

Rudolf Goldstein, \* 17. 6. 1908 in Berlin, Medizi-  
nalpraktikant auf der II. Inneren Abteilung, Aus-  
bildung in Sozialhygiene bei Prof. Alfred Grot-  
jahn, Mitglied der Sozialistischen Arbeiterju-  
gend und des Vereins Sozialistischer Ärzte,  
ausgewandert nach Palästina, dort als Kinder-  
arzt gearbeitet, lebt in Nahariya  
Friedrich Klemperer, \* 2. 1. 1909 in Berlin, Medi-  
zinalpraktikant auf der I. Inneren Abteilung,  
Sohn von Prof. Georg Klemperer, ausgewan-  
dert nach USA, dort Professor für Innere Medi-  
zin an der New York State University in Syra-  
cuse, lebt in Saranac Lake, N. Y.<sup>177</sup>

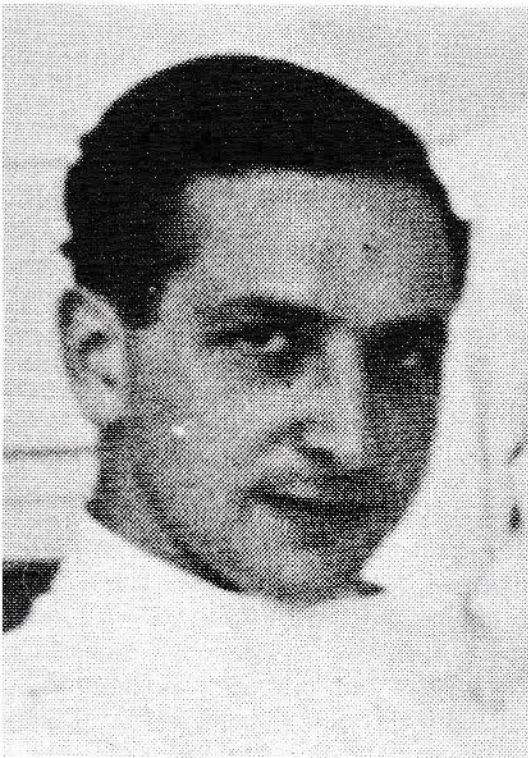




*Rudolf Goldstein (stehend rechts)*



*Sitzend von links: Dr. Hans Gossmann, Dr. Gerhard Sachs, Prof. Borchardt, Dr. Kurt Heinrich, Dr. Adolf Driels*



*Dr. Hans-Gerhard Aronsohn*



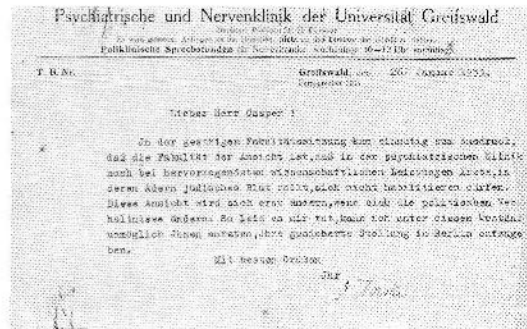
*Dr. Hellmut Treu*

Es konnten nicht alle jüdischen Ärzte ausfindig gemacht werden, die bis 1933 im Krankenhaus Moabit gearbeitet haben. Zum einen sind ihre Namen in keiner Kartei zu finden, zum anderen konnten viele der auf den alten Photos abgebildeten Personen von den überlebenden Zeitzeugen nicht mehr identifiziert werden.



## DIE »MACHTERGREIFUNG« AM KRANKENHAUS

»Unter den in Berlin stationierten Landsknechtsabteilungen waren die am meisten berüchtigten die Stürme 17 und 33, die sogenannten Mordstürme. Die Örtlichkeiten, von denen man mit dem größten Grauen sprach, sind die Keller der völkischen Unterkünfte in der General-Pape-Straße ... Das Schauerlichste ist ... die Durchorganisation, die militärisch-bürokratische Ordnung, nach der die Mißhandlungen und Tötungen vor sich gehen. Alles wird registriert, unterschrieben, protokolliert.«  
(aus dem Roman »Die Geschwister Oppermann« von Lion Feuchtwanger)



Ärzte, »in deren Adern jüdisches Blut rollt...«

### Vorspiel

Das Krankenhaus war nicht unberührt geblieben von dem, was sich Ende 1932, Anfang 1933 draußen auf den Straßen abspielte. Moabit war ein Arbeiterbezirk. Fast täglich provozierte die SA Saalschlachten mit Kommunisten und Sozialdemokraten. Die Opfer landeten in der Rettungsstelle des Krankenhauses Moabit.

»Oft wurden Verletzte von Saalschlachten eingeliefert, die übel zugerichtet waren, mit Blutergüssen am ganzen Körper. Die wurden dann ganz in Tücher eingewickelt. Meist waren diese Verletzten nicht Nazis sondern die von der Gegenseite. Einmal lag ein bekannter SA-Mann bei uns auf der Station. Er hatte einen Bauchschuß. Er lag total abgeschirmt in einem Einzelzimmer. Wir als junge Schwestern wurden da gar nicht rangelassen. Das war eine sehr unangenehme, unruhige Zeit...«<sup>178</sup>

Das Krankenhaus war »rot« und »jüdisch«. Etwa 70 % der Ärzte waren Juden, ein beträchtlicher Teil der Pförtner und Küchenfrauen waren in der SPD oder KPD, ca 10 % des Pflegepersonals waren gewerkschaftlich organisiert. Im Ärztekasino herrschte eine gespannte Atmosphäre. Von neun Abteilungen des Krankenhauses waren zwei »arisch«: die Röntgenabteilung von Prof. Frik und die II. Innere Abteilung von Prof. Zinn. Die dortigen Assistenten waren vorwiegend deutschnational bis nationalsozialistisch eingestellt. Die von der II. Inneren Abteilung nannten sich die »Zinn-Soldaten«. Zu Unrecht, denn ihr Chef, ein liberaler Schweizer, hatte mit derlei Etikette nichts im Sinn. Im Kasino saß man an getrennten Tischen und sprach plattdeutsch oder bayerisch, wenn einen die jüdischen Kollegen am Nachbartisch nicht verstehen sollten. Ein Arzt, der nicht genannt sein möchte, erinnert sich an einen Vorfall aus jenen Tagen:

»Einmal kam es zu einem Wortgefecht zwischen Dr. U., der Nazi war – was jeder wußte – und seinem jüdischen Kollegen W. Dabei geriet dieser so in Erregung, daß er zu U. sagte: »Sie kriechen dem Führer ja so in den Arsch, daß wenn er keine Bauhinsche Klappe\* hätte, sie ihm oben zum Hals wieder herauskämen! Dieser Ausspruch sollte den Kollegen später teuer zu stehen kommen...«<sup>178</sup>

\* Rückflußventil zwischen Dickdarm und Dünndarm



Aus vielen Äußerungen über die damalige Zeit spricht auch heute noch der Antisemitismus, allein schon von der Wahl der Worte. Man begegnet einer Mischung aus Neid, Bewunderung und abgenutzten Klischees: »Man muß doch zugeben, das Krankenhaus war ja auch total verjudet. Man konnte dort nichts werden, wenn man nicht Jude war.« – »Joseph war Jude, das sah man sofort, wissen Sie, der watschelte so, alle Juden haben doch Plattfüße.« – »Leffkowitz war Jude, aus dem konnten Sie dreie machen.«



Dr. Max Leffkowitz

Wie aufgeladen die Atmosphäre schon vor dem 30. Januar 1933 war, zeigt ein Brief an den Oberarzt des Pathologischen Instituts, Julian Casper, der sich um eine Dozentenstelle in der Nervenlinik der Universität Greifswald beworben hatte. Nachdem sein dortiger Förderer Prof. Forster ihm zunächst eine Zusage in Aussicht gestellt hatte, erhielt er am 26. Januar 1933, vier Tage vor Hitlers Einzug in die Reichskanzlei, einen abschlägigen Bescheid: Ärzte, »in deren Adern jüdisches Blut rollt«, dürften sich nicht habilitieren...

In der Nacht vom 27. Februar, knapp vier Wochen nachdem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, brannte der Reichstag. Auf dem Dach des Ostpavillons versammelten sich Schwestern, Pfleger, Ärzte und Küchenfrauen und sahen dem Schauspiel der lodernden Flammen am Himmel zu. Man redete aufgeregt durcheinander. Einige redeten zu viel und wurden schon am nächsten Tag abgeholt. Die große Stunde der Spitzel und Denunzianten war angebrochen. Nach dem Reichstagsbrand wurden in Berlin hunderte von politischen Gegnern der Nazis – vorwiegend Kommunisten – verhaftet. Jetzt hieß es: Rette sich, wer kann. Herr Goldacker, Aufzugpöftrner im chirurgischen Pavillon, Klinik-Faktotum und Nachrichtenzentrale, war eingeschriebenes Mitglied der Kommunistischen Partei.

»Ich ging damals zu Goldacker und fragte ihn, was er denn jetzt mache, da machte er eine Handbewegung, die bedeuten sollte, daß er sein Parteibuch zerreiße, »das mache ich jetzt«, sagte er...«<sup>180</sup>



Am 12. März fanden Stadtverordnetenwahlen in Berlin statt. Auch nach Annullierung der Mandate der KPD verfügte die NSDAP nicht über die absolute Mehrheit der Sitze. Dem wurde abgeholfen durch die Absetzung des Berliner Magistrats und Einsetzung des Führers der nationalsozialistischen Stadtverordnetenfraktion Julius Lippert zum Staatskommissar von Berlin am 15. März<sup>181</sup>. Jetzt war der Weg frei zur Säuberung der Berliner Verwaltung und der städtischen Einrichtungen. Zehn Tage später, am 21. März, meldete der Völkische Beobachter:

## Jüdische Ärzte beurlaubt

Stadtmedizinalrat Hg. Dr. Klein räumt im Krankenhaus Moabit auf.

Die Beschwerden der Staatskommissare für die Berliner Bezirke über die Verjudung der städtischen Krankenhäuser haben den neuen Stadtmedizinalrat Hg. Dr. Klein veranlaßt, die Verhältnisse im Moabiter Krankenhaus einer Untersuchung zu unterziehen. In deren Verlauf sind nicht nur der Stadtarzt Dr. Harms und der leitende Arzt der gynäkologischen Abteilung Dr. Siegfert Joseph, sondern auch die Volontär-Ärzte Czapski, Halpern, Wolff, Hrl. Kiesenfeld und Hrl. Teichmann, die Medizinalpraktikanten Cohen, Horn, Penjad, Goldstein, Schereschewsky, Steinberg und Hrl. Weill, sowie die Hospitanten Goldstern, Hrl. Mittlin-Mirsky, Hrl. Leong und Hrl. Deutsch mit sofortiger Wirkung beurlaubt worden. Den genannten, die entweder Juden bzw. Ausländer oder Angehörige der marxistischen Parteien sind, ist das Betreten des Krankenhauses verboten worden. Gegen Dr. Joseph wird wahrscheinlich noch ein Strafverfahren eröffnet werden.



Aus: Völkischer Beobachter vom 21. 3. 1933

Dr. Wilhelm Klein

Stadtmedizinalrat und Parteigenosse Dr. Wilhelm Klein<sup>182</sup>, ein Zahnarzt aus Wiesbaden, leitete die Säuberung des Berliner Gesundheitswesens. Im Bezirk Tiergarten stand ihm dabei der ebenfalls neu eingesetzte »Staatskommissar zur Wahrnehmung der Geschäfte des Bezirksbürgermeisters«, Parteigenosse Schuder, zur Seite. Rudolf Goldstein, einer der im Völkischen Beobachter aufgeführten Medizinalpraktikanten, erinnert sich:

»Um den 20. März, das genaue Datum weiß ich nicht mehr, wurden alle jüdischen Medizinalpraktikanten herunterbestellt zum Verwaltungsdirektor, der las uns vor: »Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß alle jüdischen Medizinalpraktikanten ab sofort zu entlassen sind. Sie haben bis 1.00 Uhr das Krankenhaus zu verlassen... so in dem Stil. Einer der Portiers stand hämisch unten, als wir das Gelände verließen, aber das war's und damit endete meine Beziehung zum Krankenhaus Moabit...«<sup>183</sup>

Frau Grete Czapski, Witwe des in der Liste aufgeführten Volontärarztes Walter Czapski von der Neurologischen Abteilung, war an jenem Tag in ihrer Wohnung. Ihr Mann war nicht in die Klinik gegangen, sondern zu einem Hausbesuch gerufen worden:



»Wenige Minuten nachdem er gegangen war, kam ein völlig verstörter Telefonanruf von Halpern: »Grete, wo ist Walter, ist er schon ins Krankenhaus gefahren?«, da sagte ich: »nein, die Johanna R. hat eine Fazialislähmung und er ist dort hingefahren.« – »Rufen sie sofort dort an, er darf nicht ins Krankenhaus kommen, ich kann Ihnen nicht sagen, warum...« – und damit hakte das Gespräch ab. Ich rief meinen Mann an und er kam nachher sehr deprimiert nach Hause. Er sagte nichts, er wollte mich nicht erschrecken, er wußte schon, was los war...«<sup>184</sup>

Nur von wenigen der im Völkischen Beobachter erwähnten Personen haben wir etwas in Erfahrung bringen können. Dr. Joseph, Leiter der Frauenabteilung, kam im KZ Libau 1944 ums Leben. (Harms, Halpern, Teichmann, Riesenfeld, s. o.)

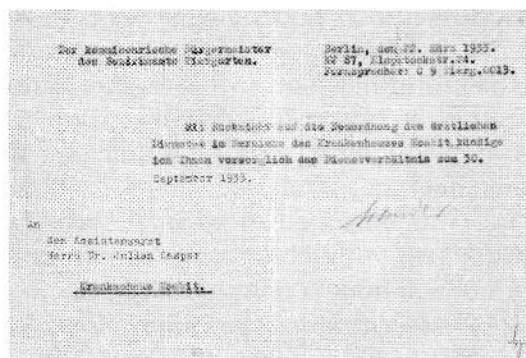
Verhaftet wegen Bevorzugung »russischer und linksgerichteter Patienten«

### SA besetzt das Krankenhaus

Die Entlassungen vom 21. März waren nur ein Vorspiel. Am 24. März um 15.30 Uhr erhielt die Krankenhausverwaltung einen Anruf aus dem Bezirksamt, in dem eine Verordnung des Stadtmedizinalrates Dr. Klein durchgegeben wurde:

»Den im Angestelltenverhältnis befindlichen ärztlichen und ärztlichen Hilfspersonal, Pflege- und Wirtschaftspersonal und Arbeitern ist sofort zum nächstmöglichen Termin vorsorglich zu kündigen... Außerdem bitten wir um Einreichung von Listen des gesamten Personals mit genauen Angaben (Geburtsdatum, Religion pp.) bis zum 25. 3. 1933. Ferner ist bei jeder Person anzugeben, ob Kündigungsmöglichkeiten bestehen und zu welchen Terminen.«<sup>185</sup>

Am 25. März pünktlich um 10 Uhr meldete die Verwaltung die Fertigstellung der schwarzen Listen. Es wurden gleichlautende Entlassungsschreiben aufgesetzt, vervielfältigt und auf den 22. März datiert, an einen Teil der jüdischen Ärzte verschickt. Auf diesen Zetteln hieß es lakonisch: »Mit Rücksicht auf die Neuordnung des ärztlichen Dienstes kündige ich Ihnen vorsorglich... zum...« Unterscriben wurden die Zettel vom kommissarischen Bürgermeister von Tiergarten, Schuder. Sechs Tage später war es so weit. Am Morgen des 1. April 1933, dem Tag des reichsweiten Boykotts gegen jüdische Einrichtungen und Geschäfte, fuhrten Lastwagen des SA-Sturms »33« im Klinikgelände auf<sup>186</sup>. Die SA-Männer marschierten auf die einzelnen Stationen und holten nach den vorgefertigten Listen die jüdischen Ärzte aus ihren Arbeitszimmern, Operationssälen und Krankenzimmern. Man ließ ihnen keine Zeit, ihre persönliche Habe mit-



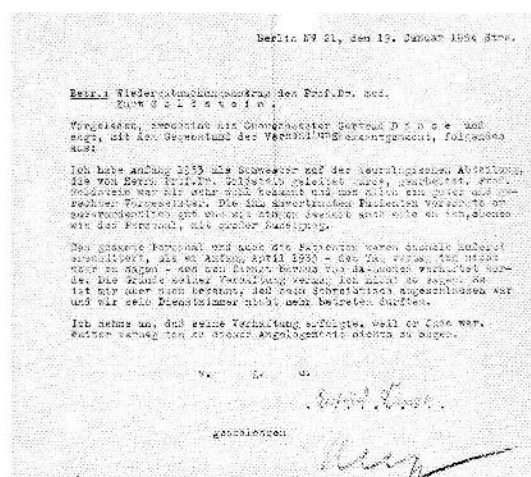
Kündigungsschreiben für Dr. Julian Casper



zunehmen, geschweige denn ihre Patienten an einen Nachfolger zu übergeben. Sie wurden so, wie sie waren, in ihren weißen Kitteln abgeführt, auf die bereitstehenden Lastwagen verladen und abtransportiert. Edith Thurm, MTA auf der Neurologischen Abteilung, war dabei, als die SA in Prof. Goldsteins Dienstzimmer eindrang:

»Ich habe noch genaue Erinnerungen an den Tag, wie Goldstein abgeholt wurde. Es war alles so schrecklich. Ich war noch im Zimmer – die SA-Männer standen da und er saß am Schreibtisch und sollte mitkommen, da hat er noch gesagt: »Erlauben Sie, daß ich meine Patienten noch meinem Oberarzt übergebe?« Dieser war nicht im Zimmer. Da sagten die zu ihm: »Jeder Mensch ist zu ersetzen, Sie auch!« – fertig aus! Die haben ihm nicht mehr die Möglichkeit gegeben... Er mußte mit, noch mit anderen zusammen... Jedenfalls mußten mehrere dann auf diese offenen Lastwagen, einfach solche Bretterwagen. Die waren reingefahren ins Klinikgelände und da mußten die rauf über Leitern. Da haben sie die Ärzte draufgeladen und sind mit denen im Regen einfach so abgefahren! Das war mein letzter Eindruck, das letzte, was ich von Goldstein gesehen habe. Schrecklich, ganz schrecklich!«<sup>187</sup>

Gertrud Dinse, damals Schwester auf Goldsteins Abteilung, gab nach dem Krieg diese Vorgänge zu Protokoll:



Schwester Gertrud Dinse

Bei der Durchsuchung seiner Diensträume zertrümmerte die SA eine von ihm angelegte wertvolle Sammlung von Gehirnpräparaten und Gewebsschnitten<sup>188</sup>. Prof. Goldstein wurde verhaftet und in die ehemalige Kaserne in der General-Pape-Straße verschleppt, die jetzt als »wildes« Konzentrationslager der SA diente. Goldstein war von einem nationalsozialistischen Kollegen seiner Abteilung denunziert worden wegen seiner Mitgliedschaft in der SPD und im Verein sozialistischer Ärzte. Außerdem wurde ihm vorgeworfen, er habe »russische und linksgerichtete Patienten bevorzugt«<sup>189</sup>.

Prof. Erich Simenauer, damals Chirurg am Urban-Krankenhaus, saß mit Goldstein in derselben Zelle in der General-Pape-Straße. Er war im Zuge der Razzia, die die SA im Urban-Krankenhaus gegen die jüdischen Ärzte veranstaltet hatte, verhaftet worden. Vom »Kommando der Feldpolizei, Vernehmungsstelle« – so nannten sich die Schergen des SA-KZs – erhielt er die Gefangenenummer 235.

»Zufällig war einer unserer Bewacher ein ehemaliger Patient von mir, dem ich kurz zuvor den Blinddarm rausgenommen hatte. Um sich mir erkenntlich zu zeigen, veranlaßte er, daß auf der Rückseite meines Laufzettels handschriftlich vermerkt wurde: »Nicht mißhandeln!« Als in der folgenden Nacht die SA-



Wachmannschaft eine wilde Prügelorgie veranstaltete, hielt ich denen, als ich an der Reihe war, meinen Laufzettel mit dieser Aufschrift entgegen. Darauf befahl mir einer: »hinlegen!« und ich warf mich zu Boden und wurde verschont. Rechts und links von mir wurden einige Leute mit Knüppeln so lange geschlagen, bis sie tot waren, es war entsetzlich. Wenn sie sie wenigstens erschossen hätten, aber sie haben sie zu Tode geknüpelt! Mir hat dieser Zettel das Leben gerettet.«<sup>190</sup>

Prof. Goldstein, sein Zellennachbar, wurde auch gerettet. Seine Kollegin und spätere Frau, die Nervenärztin Eva Rothmann bekam ihn über Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten aus der Haft frei... Goldstein wurde nach 4 Tagen am 5. April 1933 aus der General-Pape-Straße entlassen unter der Auflage, daß er sofort das Land verlasse. Er floh unter Zurücklassung seiner kompletten Wohnungseinrichtung und seiner großen wertvollen Bibliothek in die Schweiz<sup>191</sup>. Toni Cassirer, die Frau des Philosophen Ernst Cassirer, mit dem Goldstein eng befreundet war, traf – selber auf der Flucht – Goldstein in Zürich:

»Er weigerte sich energisch, auch nur ein Wort über seine Erlebnisse zu berichten...«<sup>192</sup>

Kurze Zeit später ging Goldstein nach Amsterdam, wo er ein Jahr ohne Arbeit lebte. Hier schrieb er sein grundlegendes Werk »Der Aufbau des Organismus«, in dem er alle seine bisherigen Forschungen und Erkenntnisse zusammenfaßte. Seine MTA, Frl. Thurm, schickte ihm einen Strauß Blumen nach Zürich, der ihn erst in Amsterdam erreichte. Sie wollte ihm damit zu verstehen geben, daß sie nicht auf der Seite seiner Peiniger stand. Am 30. Dezember 1933 bedankte sich Goldstein mit einem Brief aus Amsterdam:

»Liebes Fräulein Thurm – Ihre freundlichen Zeilen und die schönen Blumen sind erst verspätet, auf Umwegen zu mir gelangt. Sie haben mich nicht mehr in Zürich erreicht. Ich war schon in Amsterdam. Sie haben mich aber deshalb nicht minder erfreut, ja gerührt. Alte Erinnerungen an eine ach, so ferne Welt tauchten in mir auf, an unsere schöne, gemeinsame Arbeit und Ihre Grüße waren mir ein Ausdruck Ihres stets so hilfsbereiten Wesens und des freundlichen Grußes, mit dem Sie mich jeden Morgen zu unserer Arbeit empfangen. Ich habe so gern mit Ihnen gearbeitet und freute mich darum, daß ich den Eindruck haben konnte, daß das auch bei Ihnen der Fall war. Nur dann macht doch die Arbeit Freude und ist fruchtbar. Das ist ein Wert, den niemand zerstören kann. Möchte es Ihnen doch recht gut gehen, wie ich es Ihnen von Herzen wünsche. Gern, sehr gern hörte ich mal was von Ihnen und Vielem, wovon Sie wissen, daß es mich interessiert. Ich habe hier wesentlich theoretische Arbeit. Man muß zufrieden sein, wo es so sehr vielen so sehr viel schlechter geht und Europa in seiner Schicksalsstunde steht. Ob es je wieder dem Christentum gerettet wird? – Grüßen Sie Frau B. von mir und alle, die es gerne hören. Ich hänge noch an all dem, was ich dort aufzubauen versuchte.

Herzlichst Ihr K. G.«<sup>193</sup>



Goldsteins medizinisch-technische Assistentin Edith Thurm



Prof. Kurt Goldstein (links) mit seiner Frau Dr. Eva Rothmann (rechts) in den USA



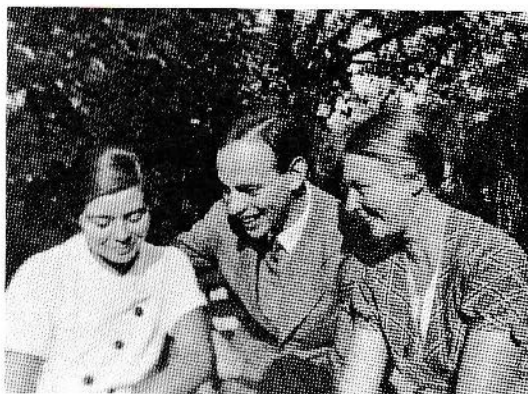
Die Razzia gegen die jüdischen Ärzte verlief in mehreren Schüben. Am 3. April 1933 wurde Max Leffkowitz, Oberarzt der II. Inneren Abteilung verhaftet. Er galt als »Kommunist«, weil er auf einer Liste des Vereins sozialistischer Ärzte für die Ärztekammerwahlen 1931 kandidiert hatte. Man verschleppte ihn ebenfalls in die General-Pape-Straße, wo man ihn demütigte und mißhandelte. Er mußte auf allen Vieren auf dem Boden kriechen, wie ein Hund bellen und Heil Hitler sagen. Man stellte ihn an eine Wand und schoß mit einer Pistole um die Konturen seines Körpers herum, wie man es von Messerwerfern im Zirkus kennt<sup>194</sup>. Da er einen prominenten Nazi als Patienten gehabt hatte, ließ man ihn nach einigen Tagen laufen. Der Terror der SA hatte offenbar auf das verbliebene Personal derart einschüchternd gewirkt, daß Leffkowitz' Chef, Geheimrat Prof. Zinn, es kaum noch wagte, ihn nach der Freilassung aus der General-Pape-Straße zu empfangen. Leffkowitz ließ sich von ihm am 11. April noch ein Zeugnis ausstellen und verließ Deutschland am 9. Mai 1933.

Mit den Professoren Klemperer und Borchardt machten es sich die neuen Machthaber leicht. Beide hatten das Pensionsalter erreicht und ihre Verträge wurden einfach nicht – wie das bei verdienten Professoren sonst üblich war – verlängert<sup>195</sup>. Borchardt war noch zu seinem 65. Geburtstag am 6. Januar 1933 vom Berliner Magistrat in einem ehrenvollen Schreiben aufgefordert worden, trotz Erreichens der Altersgrenze die Leitung der Klinik beizubehalten. Anfang April erhielt er eine Postkarte mit der Mitteilung, daß ihm das Betreten des Hauses ab sofort verboten sei<sup>196</sup>. Schwester Anna Kuke erinnert sich:

»Es war Sitte, daß die Herren Assistenten bereit standen, wenn Herr Geheimrat das Haus betrat. Sie fuhren mit ihm mit dem Fahrstuhl nach oben zu den im 3. Stock gelegenen Dienstzimmern und erstatteten Bericht. Nach einiger Zeit kam Herr Geheimrat von oben allein zurück und verließ schweigend das Haus. Über das Ungewohnte und Ungewisse des Augenblicks waren wir sehr bestürzt, bis man dann die Tatsache des Hausverbots erfuhr.«<sup>197</sup>



Prof. Wilhelm Zinn



Die verschworene Gemeinschaft der Medizinalpraktikanten und Famuli: (von links) Ingeborg Klink, Friedrich Klemperer, Irmgard Koska



Erwin Rabau, Oberarzt der Gynäkologischen Abteilung und Assistentenvertreter, entging nur knapp der Verhaftung. Er war an jenem 3. April, an dem Leffkowitz verhaftet wurde, zufällig zu einer Patientin nach Hause gerufen worden. Als er gegen Mittag in die Klinik zurückkehren wollte, sah er vor dem Eingang Turmstraße eine Menschenansammlung. In dieser Ansammlung bemerkte er Frau Leffkowitz, die ihm ein Zeichen gab, daß er nicht ins Krankenhaus gehen solle. Daraufhin kehrte er um und rief von einer Telefonzelle aus im Krankenhaus an und verlangte, »Dr. Rabau« zu sprechen. Man sagte ihm, daß Rabau von der Polizei gesucht werde... Rabau tauchte daraufhin bei Freunden in Frankfurt unter und floh am 1. Mai 1933 nach Palästina. In seine Personalakte schrieb man: »Entlassen, weil er sich nicht zum Dienst gemeldet hat.«<sup>198</sup> Es gab einige wenige, die den jüdischen Ärzten zur Seite standen. Unter den Medizinalpraktikanten und Famuli gab es eine verschworene Gemeinschaft, die die Nazis verabscheute. Sie hatten einen Warndienst organisiert, der die jüdischen Ärzte informierte, wenn die SA anrückte. Es hielten dann einige die SA-Männer am Eingang auf oder schickten sie in die falsche Abteilung, während andere den jüdischen Ärzten über Hinterausgänge und Fenster zur Flucht auf die Straße verhalfen.<sup>199</sup>

Da nicht schnell genug Ersatz gefunden werden konnte für die entlassenen und verhafteten Ärzte, ließ man den dienstältesten Assistenten der Klempererschen und der Borchardtschen Abteilung noch eine Gnadenfrist. Peter Fleischmann, Assistenzarzt auf der I. Inneren Abteilung, gehörte dazu und mußte mit ansehen, wie seine Kollegen abgeholt wurden.

»Wir, die wir noch bleiben durften, halfen den Ausgestoßenen, ihre Habseligkeiten zusammenzupacken. Der Anblick der Ärzte, die am Ausgang des Krankenhauses mit ein paar Koffern und Bündeln versammelt waren, erregte auch unter den arischen Ärzten Abscheu.«<sup>200</sup>

Natürlich mußte sich ein »anständiger« Mensch von den pöbelhaften Methoden der SA distanzieren. Wie eine solche »Distanzierung« aussah, schildert Dr. Fleischmann:

»Mittags im Kasino kam einer der arischen Kollegen auf mich zu und bat mich, nach dem Essen zu ihm aufs Zimmer zu kommen. Das tat ich dann auch und er sagte mir, er wolle mir im Namen einer Reihe von Kollegen sagen, sie hätten da eben beobachtet, wie die armen Juden da herumstanden, und er wolle im Namen der Kollegen sagen, daß sie dieses Bild mit Abscheu erfüllt habe. Er sagte weiter: »Sie müssen sich klarmachen, daß wir die Überhandnahme der Juden in Deutschland immer als schädlich angesehen haben. Wir sind auch durchaus der Meinung, daß dem ein Riegel vorgeschoben werden mußte... Aber unsere Abneigung ist ja im wesentlichen nicht gegen unsere Juden gerichtet, sondern gegen die Ostjuden.« Da war ich in einer peinlichen Lage. Er hatte es nett gemeint. Er hatte mir doch etwas gutes tun wollen, aber ich konnte doch nicht schweigen. Da sagte ich: »Es tut mir leid, ich muß Sie enttäuschen, ich bin Ostjude!« Da sagte er: »Ja natürlich, ich verstehe, er gibt eine normale Wanderung...« Er hat sich dann herausgeredet.«<sup>201</sup>

Ein anderer »arischer« Kollege verhielt sich weniger opportunistisch und mußte deshalb kurze Zeit später das Haus verlassen. Wilhelm Beck, Oberarzt von Klemperer, war gut befreundet mit einigen seiner jüdischen Kollegen. Nach Leffkowitz' Verhaftung hatte man ihn noch als dessen Nachfolger in die Stelle des Personalarztes eingesetzt. Da er jedoch seinen Beziehungen zu den jüdischen Ärzten nicht abschwor, wie das nun allgemein verlangt wurde, galt er als verdächtig und mußte gehen. Außerdem hatte er der Hochzeit eines jüdischen Kollegen mit einer »arischen« Frau als Trauzeugen beige-wohnt. Solch eine Heirat war »Rassenschande«.<sup>202</sup>

Schließlich kam am 2. Mai auch Dr. Fleischmann an die Reihe. SS-Arzt Dr. Heinrich Teitge, neuer Oberarzt der Abteilung, warf ihn persönlich hinaus.



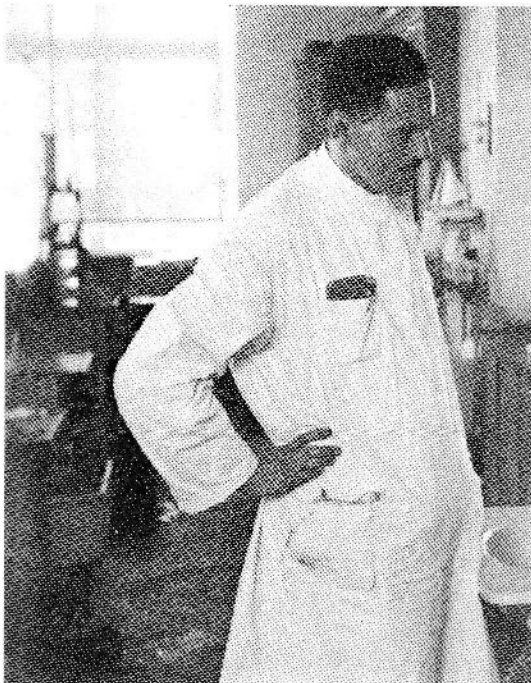
»Es erschien bei mir auf der Station ein mir unbekannter Mann in Uniform, der mich und die Ober-  
schwester in das Ärztezimmer zitierte und sich als den neuen Oberarzt vorstellte. Er sagte mir: »Ich bin  
Nationalsozialist und Exponent meiner Partei, ich kann mit ihnen nicht arbeiten. Ich erwarte von Ihnen ein  
Rücktrittsgesuch beim Verwaltungsdirektor innerhalb einer Stunde. Ihr Rücktritt ist freiwillig, aber die  
Konsequenzen ihrer Weigerung sind Ihnen bekannt, insbesondere weil Ihnen Unregelmäßigkeiten zu  
Schulden gekommen sind. Sie haben Zucker verbraucht im Ärztekasino, ohne zu bezahlen.« Als ich keine  
Anstalten machte, mich zu weigern, wurde diese Beschuldigung fallen gelassen. Das Rücktrittsgesuch  
war rechtzeitig eingereicht und damit war meine achtjährige Beziehung zum Krankenhaus Moabit für  
immer abgeschlossen.«<sup>201</sup>

Am selben Tage wie Fleischmann wurden auch die letzten jüdischen Ärzte der Chir-  
urgischen Abteilung, Oberarzt Dr. Ernst Berla, Dr. Erich Loewenthal und Dr. Leopold  
Kaufer, entlassen:

»Am 2. 5. 1933 erschien der SS-Arzt Dr. Strauß mit mehreren Assistenzärzten und bestellte alle Assi-  
stenzärzte, die in der Abteilung tätig waren, unter dem Vorwand, der neue Chef sei gekommen, in das  
Dienstzimmer des Geheimen Medizinalrats Borchardt. Dort erklärte uns Dr. Strauß, wir wüßten ja, wie die  
politischen Verhältnisse heute seien, und hätten noch am gleichen Tage ihm und seinen Leuten die Klinik  
zu übergeben. Herr Professor Baetzner würde später erscheinen...«<sup>203</sup>

In die Personalakte von Berla schrieb man den Vermerk, »freiwillig aus dem Dienst  
geschieden«. Nach dem Krieg führte Dr. Berla einen jahrelangen Papierkrieg mit dem  
Entschädigungsamt Berlin und mit der Verwaltung des Krankenhauses Moabit um die  
Richtigstellung dieser falschen Eintragung in seine Personalakte<sup>204</sup>.

Die Entlassung der beamteten Direktoren des Pathologischen, Bakteriologischen  
und Chemischen Instituts gestaltete sich etwas schwieriger. Am 7. April wurde das  
»Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom Reichstag verabschie-  
det. Es ermöglichte den Ausschluß politisch mißliebiger und »nicht-arischer« Beamter



Dr. Peter Fleischmann



SS-Arzt Dr. Heinrich Teitge



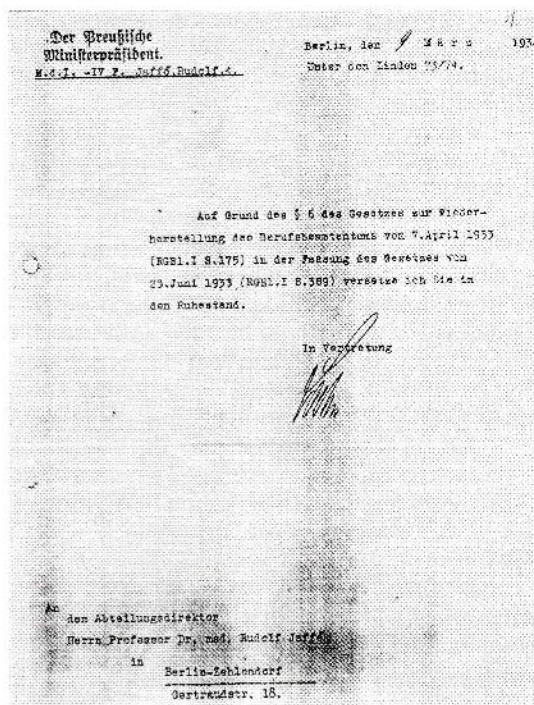
aus dem Staatsdienst. Ausgenommen waren ehemalige Frontsoldaten. Beamte konnten jedoch nicht so reibungslos entlassen werden wie Angestellte. Es bedurfte dazu einer offiziellen Amtshandlung des Preußischen Innenministers und es wurde keine Entlassung ausgesprochen, sondern eine »vorzeitige Versetzung in den Ruhestand«. Rudolf Jaffé, Leiter des Pathologischen Instituts am Krankenhaus Moabit, war noch im Amt, als seine Assistenten und sein langjähriger Oberarzt, Julian Casper, bereits nicht mehr im Hause waren. Anfang November 1933 erhielt er Besuch von seinem Corpsbruder und Duzfreund Berthold Ostertag, Leiter des Pathologischen Instituts am Krankenhaus Buch<sup>205</sup>. Buch war im Vergleich zu Moabit ein kleines, weniger bedeutendes Krankenhaus. Ostertag erschien in SA-Uniform in Jaffés Dienstzimmer und eröffnete Jaffé, daß er seines Postens enthoben sei. Er (Ostertag) werde jetzt Jaffés Stelle einnehmen und Jaffé bekomme dafür seine Stelle in Buch ... Jaffé mußte seine Sachen packen und gehen. Frau Elsbeth Freund, Laborantin von Prof. Jaffé, war Zeugin dieser demütigenden Szene:

»Dieses Ereignis hat mich dermaßen schockiert, daß ich für immer vom Nationalsozialismus kuriert war. Was waren das für Leute, die ihren eigenen Freund verrieten, ihn aus seiner Stellung warfen, um sich selber hineinzusetzen? ...«<sup>206</sup>

Jaffés Versetzung nach Buch bedeutete nur eine Gnadenfrist. Mit Schreiben des Preußischen Ministerpräsidenten vom 9. März 1934 wurde er in den Ruhestand versetzt. Im gleichen Jahr – am 1. November 1934 – wurde ihm das von Reichspräsident Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz für Frontkämpfer verliehen<sup>207</sup>. Hie Rausschmiß aus dem Staatsdienst, hie Ehrenkreuz ... Nach dem Kriege bat Dr. Ostertag – offenbar mit



Prof. Jaffé (2. von links) als Heerespathologe im 1. Weltkrieg



Kündigungsschreiben für Prof. Jaffé



seiner Entnazifizierung in Schwierigkeiten geraten – Prof. Jaffé um einen Persilschein. Jaffé lehnte ab.

Jaffés Kollege Martin Jacoby erhielt seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand am 10. November 1933. Prof. Jacoby – seinen ehemaligen Mitarbeitern als freundlicher alter Herr und toleranter Chef in Erinnerung – hatte das Chemische Institut am Krankenhaus Moabit 27 Jahre lang geleitet<sup>208</sup>. Lydia Rabinowitsch-Kempner, Leiterin des Bakteriologischen Instituts, stand genauso auf der Abschußliste wie ihre Kollegen Jaffé und Jacoby. Jedoch war sie als weltberühmte Tuberkuloseforscherin zum internationalen Tuberkulosekongreß nach Rom eingeladen. Ihr Sohn Robert Kempner, bis 1933 Justiziar im preußischen Innenministerium, intervenierte für seine Mutter bei Stadtmedizinalrat Dr. Wilhelm Klein im Rathaus:

»Als die Situation immer brenzlicher wurde, ging ich zum Medizinal-Obernazi Klein, der saß im Roten Rathaus. Ich meldete mich da an und wenn man an die heutige Zeit denkt, es war für mich gar keine Frage des Mutes, ich ging da selbstverständlich hin als gerade rausgeschmissener Beamter des Innenministeriums. Ich sagte: »Herr Stadtmedizinalrat, – er war, wenn ich mich nicht sehr irre, in SS-Uniform – »Sie wollen meine Mutter an die Luft setzen, wieso, weshalb?« Er sagte: »Na Sie wissen ja.« Ich sagte: »Das ist nicht so einfach. Sie hat im Ersten Weltkrieg was geleistet, Seuchen bekämpft und dergleichen. Sie muß ebenso behandelt werden wie die Frontkämpfer!« Er sagte: »So, Ihre Mutter? Können Sie das beweisen?« Ich sagte: »Sie ist ständig mit dem Generalstabsarzt der Armee, Schulze, tätig gewesen.« – »Ja, wir werden das überlegen«, sagte dann der Klein. Dadurch verzögerte sich das Entlassungsverfahren etwas.

Dann kam ein zweiter Vorstoß. Irgendein NS-Bonze vom Bezirksamt Tiergarten fing weiter an zu drängeln und da ging ich nochmal zu dem Klein. Er war allmählich als ziemlich berüchtigter Bonze bekannt. Ich sagte: »Die drängeln da wieder mit meiner Mutter, was ist da los, ist die Frage überlegt mit dem Frontdienst?« – »Ja, da sind Untersuchungen im Gange.« Es war natürlich nach der Auffassung von diesen Brüdern kein Frontdienst wie bei einem Offizier oder bei einem Arzt, der an der Front war. Ich sagte: »Ich würde das gerne wissen, meine Mutter ist eingeladen, sie soll einen Vortrag halten. Sie steht sich gut mit den italienischen Tuberkuloseleuten. Wenn sie da hingehet beim Mussolini-Empfang, da wird sie doch erzählen, daß man sie in Deutschland rausgeschmissen hat, und da werden die sich sehr wundern.« (Damals war Italien trotz Mussolini gar nicht antijüdisch.) »Ach ist das so!« Ich sagte: »Ja, Herr Medizinalrat. Hier können Sie es sehen, hier ist die Einladung!« Er hat sie sich angesehen, sich ein paar Notizen gemacht und gesagt: »Ich will der Sache nochmal nachgehen.«

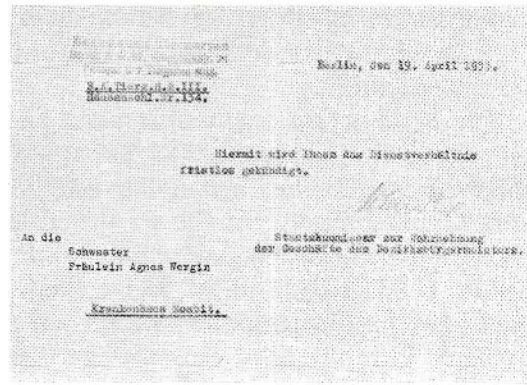
Meine Mutter ist dann nach Rom gefahren und der Klein hat das aufgehalten. Solche Leute haben auf kleiner Flamme gekocht in einzelnen Fällen, das entlastet sie in keiner Weise. Entweder wollten sie Peinlichkeiten vermeiden oder nahmen ein goldenes Zigarettenetui, das gab's ja alles. Und dann ist sie schließlich rausgeworfen worden. Darüber war sie natürlich sehr traurig, denn die Tuberkulosebekämpfung war ihr Lebenswerk, sie hatte bei Robert Koch gearbeitet. Dann kam der zweite Schlag. Sie gab die Zeitschrift für Tuberkulose heraus. Die haben da auch gedrängelt – Eintritt in die NS-Schrifttumskammer hieß das. Bei der Schrifttumskammer wurde sie natürlich aus rassischen Gründen nicht aufgenommen und es wurde ihr nahegelegt, die Schriftleitung abzugeben. Das war wohl im Herbst 34. Dann wurde sie krank, Brustkrebs. Ich wurde im Jahr 35 verhaftet von der Gestapo, mein Bruder war aus der Charité geflogen. Da kam alles zusammen, das war natürlich ein Todesstoß für sie. Sie war auch jemand, der nicht mehr für die Emigration in Frage kam. Mein Bruder Walter, der Arzt ist, hat immer wieder gesagt, die Krankheit hätte sich nicht so schnell ausgebreitet, wenn nicht all diese Umstände einschließlich des Verlustes der Moabiter Stelle, der Zeitschrift für Tuberkulose und meine Verhaftung dazugekommen wären.«<sup>209</sup>

»Ich fuhr früher mit meiner Mutter sehr oft morgens in die Stadt, sie ging ins Krankenhaus Moabit und ich zum Innenministerium. Als eines Tages die ersten Hakenkreuzfahnen in den Straßen erschienen, fing sie im Auto neben mir furchtbar an zu weinen. Ich fragte: »Mutter, was ist denn los?« Da hob sie ihre Hand, deutete auf die Fahnen und sagte: »Jetzt wird hier das Pogrom anfangen.« Seit dem Tage wußte sie, was da hoch kam. Sie hatte nicht vergessen, daß Vorfahren von ihr in Rußland im Pogrom getötet worden waren.«<sup>210</sup>





Schwester Agnes Wergin



Kündigungsschreiben für Schwester Agnes Wergin

### Entlassung von Schwestern, MTAs und Küchenfrauen

Kurze Zeit nach den Razzien gegen die jüdischen Ärzte waren politisch verdächtige Schwestern, Pfleger, Küchenfrauen und Krankenhausarbeiter dran. Stichtag war der 19. April 1933. Schwester Agnes Wergin erinnert sich:

»Ich mußte am 4. April 1933 plötzlich 14 Tage Urlaub nehmen und wurde dann nach meiner Rückkehr fristlos entlassen, weil ich Mitglied der SPD und in der Gewerkschaft organisiert war. Mit mir zusammen wurden Schwester Anna Friehe und Schwester Margarete Krieg entlassen. Wir saßen auf der Straße ohne Papiere, ohne eine Abfindung, ohne Zeugnisse. Alle Unterlagen hatte man in der Verwaltung einbehalten. Das bedeutete ein generelles Berufsverbot, wir konnten nirgendwo anders mehr als Schwester arbeiten. So schlugen wir uns mit Gelegenheitsarbeiten durch. In der Klinik war bei unserem Abgang eine furchtbare Stimmung, keiner wagte mehr, etwas zu sagen...«<sup>211</sup>

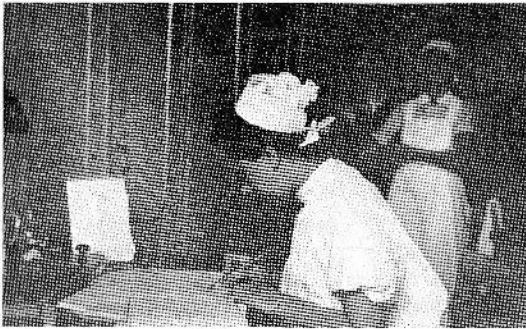
Neben Schwester Agnes Wergin, Anna Friehe und Margarete Krieg wurden entlassen: die Schwestern Margarete Kubis, Irmgard Hutt, Emmi Lehmann, Lotte Gramberg, Frieda Löffstrand, Hildegard Uebel und die Pfleger Erwin Müller, Herrmann Kaatz, Paul Lehmann und Arthur Bengs. Die genannten waren entweder Mitglieder der SPD oder KPD, des Arbeiter-Samariter-Bundes oder waren gewerkschaftlich organisiert. Hildegard Uebel war mit einem jüdischen Arzt befreundet und weigerte sich, diese Freundschaft zu lösen. Schwester Margarete Kubis stand angeblich der KPD nahe und agitierte nach der Machtergreifung unbeirrt weiter gegen die Nazis<sup>212</sup>. Pfleger Erwin Müller gehörte dem Arbeiter-Samariter-Bund an. Als der Arbeiter-Samariter-Bund gleichgeschaltet und unter »nationalsozialistische Leitung« gestellt wurde, wurde Erwin Müller am 1. Juli 1933 wieder eingestellt<sup>213</sup>. Schwester Anna Friehe wurde erst nach 1945 wieder eingestellt und war dann 11 Jahre Oberin am Krankenhaus Moabit. Schwester Emmi Lehmann und Agnes Wergin wurden ebenfalls wieder eingestellt. Frau Wergin wurde Oberin am Krankenhaus Spandau und später Generaloberin für ganz Berlin<sup>212</sup>. Es gab auch einige wenige jüdische Schwestern am Krankenhaus Moabit. Eine von ihnen, Schwester Rosa Höhle, Halbjüdin, wurde am 30. November 1933 entlassen. Eine andere, Schwester Alma Graf, erhielt ein Kündigungsschreiben zum 30. Juni 1933. Sie nahm sich mit Schlaftabletten das Leben<sup>214</sup>. Die hier aufgeführten Schwestern und Pfleger sind nur ein Teil der wirklichen Anzahl Entlassener. In einer Liste der Krankenhausverwaltung ist von 16 Schwestern und fünf Krankenpflegern die Rede, die im Zuge der



»nationalsozialistischen Revolution« ausgeschieden sind. Bei einer Gesamtzahl von 212 Pflegekräften bedeutete dies, daß etwa 10 % der Schwestern und Pfleger entlassen worden waren<sup>215</sup>.

Vom Küchenpersonal wurden laut Liste der Verwaltung sieben Frauen entlassen. Vier davon sind uns namentlich bekannt: Pelagia Bladocha, Else Frisch, Minna Boberg und Frau Jesuiter. Sie waren entweder Mitglieder der SPD oder KPD. Frau Bladocha, verh. Krausnick, und Frau Frisch, verh. Gehrmann, wurden nach dem Kriege wieder eingestellt<sup>216</sup>. Von den medizinisch-technischen Assistentinnen wurden zwei Frauen entlassen: Frl. Kilinski und Frl. Schachnow<sup>217</sup>. Auch die jüdische Privatassistentin von Prof. Jaffé, Frl. Frankenstein, mußte das Haus verlassen<sup>218</sup>.

Am 7. Oktober 1933 meldete die Verwaltung dem Bezirksamt den erfolgreichen Abschluß der Säuberungen am Krankenhaus Moabit. 89 Beschäftigte waren entlassen worden, 83 mußten als Ersatz neu eingestellt werden, die Entlassung von weitere acht Personen stand noch aus<sup>219</sup>.



Schwester Margarete Kubis



Personal der Krankenhausküche, 1927



Schwester Anna Friehe

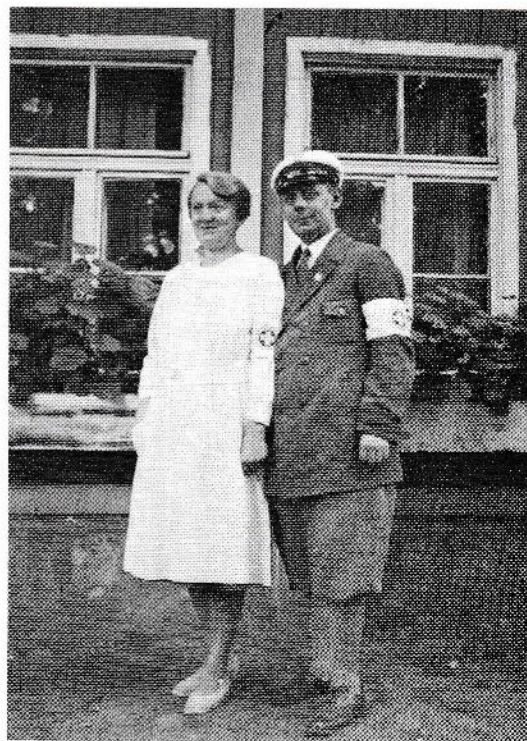


Schwester Emmi Lehmann





*Köchin Pelagia Bladocha*



*Pfleger Erwin Müller mit seiner Frau beim  
Arbeitsamariterbund*



*Im chirurgischen Pavillon, ganz rechts Medizinalpraktikant Friedrich Klemperer, links daneben (stehend) Pfleger Arthur Bengs*







baues einzusetzen ... ganz allgemein wird dabei häufig der Fehler gemacht, auch vom SA-Mann in erster Linie besondere fachliche Kenntnisse und Erfahrungen zu verlangen ... Ein Verlangen, dem meist nicht entsprochen werden kann ...<sup>222</sup>

In den Dienstanweisungen für die Verwaltung wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß »alte Kämpfer« der Partei (als »alte Kämpfer« galten solche, die vor dem 30.1.1933 in die Partei eingetreten waren) und Angehörige der SA und SS bei der Vergabe von Stellen bevorzugt zu behandeln seien<sup>223</sup>. So kam es auch. Der neue Oberarzt der chirurgischen Abteilung, Kurt Strauß, brachte ein völlig neues Team von Ärzten mit, allesamt junge SS-Männer oder verdiente Parteimitglieder. Chirurgen waren sie erst in zweiter Linie oder gar nicht. Das hatte verheerende Folgen für die Patientenversorgung. Der neue Oberarzt der I. Inneren Abteilung, Heinrich Teitge, brachte ebenfalls eine Reihe von SS-Kameraden mit und bearbeitete die schon vorhandenen Assistenten so lange, bis sie in die SS eintraten. Manche Kollegen rissen sich förmlich darum, in die neue Elitegarde aufgenommen zu werden. In die SS durften aber nur stattliche Männer ab einer bestimmten Größe. Ein Arzt von der II. Inneren Abteilung war zwei cm zu klein, wurde aber nach langem Bitten und Drängen doch aufgenommen ...<sup>224</sup>

Die SS- und SA-Ärzte waren die neuen Herren des Krankenhauses. Die Chefärzte hatten, sofern sie keine Nazis waren, nichts zu sagen. Ihnen saß jeweils ein strammer Parteigenosse als Oberarzt vor der Nase, der kraft seiner Verbindungen zum Staatskommissar für das Berliner Gesundheitswesen, Dr. Klein, oder zu anderen prominenten Nazis alle wichtigen Entscheidungen fällte. Der neue Chefarzt der Chirurgischen Abteilung, Prof. Wilhelm Baetzner, war eine Marionette seines Oberarztes Strauß. Baetzner saß meist in seinem Dienstzimmer, operierte kaum, während Strauß die Abteilung regierte. Der Leiter der II. Inneren Abteilung, Geheimrat Prof. Wilhelm Zinn, quittierte zwei Jahre nach der Machtergreifung resigniert seinen Dienst. Zinn, ein Schweizer ohne jegliche Sympathie für die Nazis, war schon eingeschüchtert worden durch die Verhaftung seines jüdischen Oberarztes Max Leffkowitz. Jetzt kapitulierte er vor den ständigen Drangsalierungen seitens seines NS-Oberarztes Herrmann Sommerkamp und seines Dienstvorgesetzten, Staatskommissar Dr. Klein<sup>225</sup>. Sein Nachfolger wurde zunächst SS-Arzt Heinrich Teitge.

Das Regiment der Ärzte in der schwarzen und braunen Uniform brachte viele Veränderungen mit sich. Die Medizinalpraktikanten traf ein hartes Los. Sie mußten regelmäßig an den Wochenenden sämtliche Dienste und Visiten übernehmen, da die Herren Assistenz- und Oberärzte dann ihre Wehrsportübungen in den SA- und SS-Übungslagern außerhalb Berlins abhielten<sup>226</sup>. Auch der Ton war ein neuer: laut, militärisch, von oben herab:

»Da kam eine schreckliche Zeit. Das war wie Säbelrasseln ... Wenn ich an den Teitge denke, seh ich den nur in solchen Stiefeln mit Ledergamaschen, als wenn er immer Sporen an hätte ...<sup>227</sup>

»Die neuen Ärzte waren so überheblich und distanziert. Alles wurde anders gemacht, die Verbände wurden anders gemacht. Die Visiten gingen husch, husch ... Strauß z. B. brüllte schon immer, wenn er aus dem Aufzug kam. Er riß alle Verbände auf, er war so robust und furchtbar laut ...<sup>228</sup>

»Bei den Visiten gingen die Ärzte in die Zimmer rein und schnell wieder raus. Kaum ein Wort zu den Patienten. Die Verbände haben sie sich kaum richtig angeguckt. Die machten wir dann sowieso alle selber ... Früher die jüdischen Ärzte hatten immer alle christlichen Feste ausgiebig mitgefeiert, jetzt verschwanden die Ärzte immer gleich nach dem offiziellen Teil und blieben nicht noch zu einem geselligen Beisammensein. Sie blieben unter sich ... Wenn man die jüdischen Ärzte nachts gerufen hatte, waren sie sofort zur Stelle gewesen, kaum daß man den Hörer aufgelegt hatte. Jetzt mußte man die Ärzte drei-, vier-



mal rufen, bis sie endlich kamen bei einem Notfall. Statt sich um die Patienten zu kümmern, saßen sie oft im Kasino und sofften... Ich überlege mir oft, ob ich das von den Ärzten so sagen darf, aber es war so, das kann man nicht leugnen.«<sup>229</sup>

Frau Elsbeth Freund, MTA am Pathologischen Institut, die noch unter dem jüdischen Vorgänger Prof. Jaffé gearbeitet hatte, erinnert sich an ihre neuen Chefs Berthold Ostertag und Robert Neumann:

»Ostertag war ein Grobian. Er benahm sich wie ein... und tat lauter unanständige Dinge, die ich nicht wiedergeben kann... Später kam Dr. Neumann, ein SS-Arzt, der oft in seiner schwarzen Uniform herumliief. Er hatte ein Gerät entwickelt, das er »Histotom« nannte, eine Art Pistole mit einem scharf endenden Stahlrohr. Damit konnte man in die Leber hineinstoßen und Gewebstücke entnehmen. Das war nicht ungefährlich, da man damit auch manchmal größere Gefäße traf. Wie man hörte, fuhr er in dieser Angelegenheit öfter ins KZ Oranienburg und brachte von dort namenlose, nummerierte Leberstanzpräparate zur Untersuchung mit, die von Häftlingen stammten. Nach dem Krieg schickte mir Neumann einen Brief mit einem Fragebogen, den er mich bat auszufüllen. Ich sollte positiv über ihn aussagen, ihm einen Persilschein ausstellen. Ich habe alles unausgefüllt an ihn zurückgeschickt.«<sup>230</sup>

Der Ton war offenbar auch gegenüber den Patienten dermaßen barsch geworden, daß sich sogar Staatskommissar Dr. Klein veranlaßt sah, in einem Rundschreiben »alle im städtischen Gesundheitswesen Beschäftigten auf das eindringlichste zu ermahnen...«, sich eines entgegenkommenden und die berechtigten Gefühle der Angehörigen wie der Kranken respektierenden Tones zu befleißigen. Im Sinne der Verwirklichung der im Dritten Reich erstrebten wahren Volksgemeinschaft und Volksverbundenheit muß dies für jeden eine selbstverständliche Pflicht bedeuten...« Die Konsequenzen, die er daraus zog, lassen einen allerdings erstaunen: »Ich ordne daher ausdrücklich an, daß ehemalige Marxisten vom Verkehr mit dem Publikum fernzuhalten sind.«<sup>231</sup>

Eine weitere Folge der Machtergreifung am Krankenhaus und Glanzleistung von Dr. Klein war die Schließung der gynäkologisch-geburtshilflichen Abteilung am 30.3.1933. Klein hatte nicht nur personell »aufgeräumt« im Krankenhaus, er machte sich auch daran, die ganze räumliche Ordnung der Klinik umzukrempeln. Eine Verfügung aus seinem Amtszimmer jagte die andere, eine sinnloser und unverständlicher als die andere<sup>232</sup>. Es gab Beschwerden, und die Frauenabteilung wurde im August wieder eröffnet. Rückblickend wurde in einem Schreiben vom 1.8.1933 festgestellt:

»Diese Maßnahme (die Schließung, d. V.) stieß auf starken Widerspruch der Bevölkerung des Bezirks Tiergarten. Wie beliebt gerade die Entbindungsabteilung des Städt. Krankenhauses Moabit, insbesondere bei den Bezirkseingesessenen, war, zeigt die Tatsache, daß ihre Belegung 100 % betrug, zum weit-



Dr. Robert Neumann



Dr. Teitge (4. von rechts) in SS-Uniform bei einer Weihnachtsfeier



aus größeren Teil wurde sie von Frauen aus dem Bezirk in Anspruch genommen. Die Entbindungsstationen ... des Rudolf-Virchow-Krankenhauses waren zu 88–90% belegt. Besonders die Einwohner des Bezirks Tiergarten mußten die Schließung der geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung im Städt. Krankenhaus Moabit inmitten eines dicht bevölkerten Bezirks hart treffen. Der Weg zum Städt. Krankenhaus Moabit konnte selbst von Hochschwangeren im Bezirk zum Teil noch zu Fuß zurückgelegt werden. Wenn ein Transportmittel gebraucht wurde, so war es gerade für die ärmere Bevölkerung von Wichtigkeit, die Entbindungsstation auf kurzem und damit billigem Wege zu erreichen ...<sup>233</sup>

Die von der Bevölkerung bislang stark frequentierte Schwangerenfürsorge im Gesundheitsamt verzeichnete einen deutlichen Rückgang ihrer Klientenzahlen. Die gerade unter den Arbeitern und den ärmeren Schichten des Moabiter Stadtteils geachteten jüdischen Frauenärzte Dr. Joseph und Dr. Rabau waren nicht so ohne weiteres zu ersetzen. Waren im Jahr 1932 noch 2457 Schwangere untersucht worden, kamen 1935 trotz steigender Geburtenzahlen nur noch 1220 Schwangere in die Sprechstunde<sup>234</sup>.

Will man die ganze Tragweite der Vorgänge am Krankenhaus Moabit nach dem 1. April 1933 erfassen, muß man den Werdegang der nationalsozialistischen Ärzte verfolgen, der mit dem Aus-dem-Wege-Räumen der jüdischen Konkurrenten nur seinen vergleichsweise bescheidenen Anfang nahm. Einige der neuen Ärzte waren altgediente Kämpfer, hatten sich schon als Freikorpsoldaten nach dem Ersten Weltkrieg ihre Sporen verdient und hatten in schlagenden Studentenverbindungen ihre Mannes-tugenden erlernt, wovon ihre ausgedehnten Schmissee auf den Bildern zeugen. In ihrem Beruf waren sie bis 1933 meist kleine Nummern gewesen. Mit der Erhebung der SA und SS zur neuen Elite des Staates war ihre große Stunde gekommen. Sie machten eine steile Karriere, für die ihre ersten Jahre im Krankenhaus Moabit nur als Sprungbrett dienten. Wenige Jahre später findet man einige in Schlüsselpositionen bei Judenvernichtungs- und Euthanasieaktionen wieder.

#### *Die Reinigung der Ostgebiete von »Läusen und Juden«:*

Jost Walbaum erklomm 1933 den Posten des aus politischen Gründen entlassenen Stadtarztes von Tiergarten und Leiter des Gesundheitsamtes, Bruno Harms. Er profilierte sich hier als einer der Hauptinitiatoren der Zwangssterilisierung von Epileptikern, sogenannten Schwachsinnigen und Geisteskranken. Mit seinen Anzeigen und amtsärztlichen Gutachten lieferte er hunderte von »Erbkranken« der Zwangssterilisierung aus. Nach dem Polenfeldzug berief ihn der berühmte Statthalter des Generalgouvernements Polen, Hans Frank, zum Leiter der Hauptabteilung Gesundheitswesen in seine Regierung. Hans Frank gilt als einer der Hauptarchitekten der Judenvernichtung überhaupt. Walbaum leistete dafür entsprechende Vorarbeit, indem er am 6. September 1940 in einer Besprechung mit Frank die sofortige Verbringung der Juden in Ghettos »aus gesundheitspolitischen Gründen« verlangte. Dazu legte er Zahlen über die Fleckfieberverbreitung (Fleckfieber wird durch Läuse übertragen) bei den Juden vor. Die Errichtung der großen Judenghettos Warschau, Lublin und Lodz geht mit auf seine Initiative zurück. Als er am 20. Januar 1943 sein Amt an Prof. Heinrich Teitge weitergab, war die Vernichtung der polnischen Juden in den Ghettos durch Hunger, Kälte und Seuchen und durch Deportation in die Vernichtungslager schon sehr weit fortgeschritten<sup>235</sup>.



Auf die Karriere von Heinrich Teitge soll etwas näher eingegangen werden: Teitge wurde am 16. 7. 1900 in Bielefeld geboren. Von 1919 bis 1923 kämpfte er im Freikorpsregiment Schuster und in der Heimatwehr in Oberschlesien gegen aufständische Arbeiter und erhielt dafür den schlesischen Adler 1. und 2. Klasse. Im Frühjahr 1920 trat er der Burschenschaft Arminia in Würzburg bei, wo er Medizin studierte und 1924 sein Staatsexamen mit »sehr gut« bestand. Am 7. 11. 1923 wurde er vorübergehend festgenommen, da er mit Waffen im Gepäck auf dem Weg zu Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle in München in eine Kontrolle geriet. 1925 promovierte er über »Die Novoproteinbehandlung des Magengeschwürs« und veröffentlichte einige Arbeiten über Leukämie und Lamblasis. Er brachte es bis zum Assistenzarzt an der I. Medizinischen Klinik der Charité in Berlin, wo er am 20. 9. 1930 in die SS eintrat, unter der Mitgliedsnummer 5736. Teitge galt als der »erste SS-Arzt Berlins«. Nach einem kurzen Zwischenspiel an einem Provinzkrankenhaus eilte er nach der Machtergreifung nach Berlin zurück und machte sich zum Oberarzt der I. Inneren Abteilung des Krankenhauses Moabit. Seine erste Amtshandlung bestand im Hinauswurf des letzten diensthabenden jüdischen Internisten Peter Fleischmann. Teitge spielte fortan eine Schlüsselrolle in der Gleichschaltung der Klinik als Obmann der nationalsozialistischen Betriebszelle. Nachdem der nicht linientreue Leiter der II. Inneren Abteilung, Geheimrat Prof. Zinn, aus seiner Stellung verdrängt war, hatte Teitge sein Ziel erreicht und wurde am 1. 4. 1935 Chefarzt. Wenige Monate später wurde er ärztlicher Direktor des Urbankrankenhauses. Inzwischen war er in der SS-Hierarchie bis zum Standartenführer und Leiter des Oberabschnitts OST im SS-Sanitätswesen aufgestiegen. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte er mit der Ernennung zum Brigadeführer (fünfhöchster SS-Dienstgrad, entspricht dem Rang eines Generalmajors) am 20. 4. 1942 und der Berufung zum Gesundheitsminister der Regierung Frank im Generalgouvernement am 20. 1. 1943. In seine



*Dr. Heinrich Teitge, Bilder aus der SS-Personalkartei*





*Dr. Teitge auf dem Klinikgelände in Moabit*

Amtszeit fällt die Vernichtung hunderttausender von Juden aus dem Reichsgebiet, Frankreich, den Niederlanden und der Slowakei in den Lagern Treblinka, Sobibor und Majdanek, für deren sanitäre Einrichtungen er zuständig war. Seine akademische Karriere war ebenso atemberaubend wie seine SS-Karriere. Schon 1936, drei Jahre nach der Machtergreifung, wurde er Professor mit einer Habilitationsschrift über »Die Ergebnisse meiner gastroskopischen Untersuchungen«, die er zusammen mit dem Breslauer Ordinarius Kurt Gutzeit verfaßte. Dessen Aufstieg hatte auch mit der Verdrängung seiner jüdischen Kollegen begonnen (s. o.). Teitge wurde von seinen Vorgesetzten als »vorbildlicher SS-Führer« bezeichnet und vom »Reichsarzt-SS«, Dr. Grawitz, persönlich gefördert. In seiner Personal-Kartei heißt es:

»rassisches Gesamtbild: große nordische Erscheinung, fälsch  
persönliche Haltung: soldatisch  
Willenskraft und Persönliche Härte: energisch, zielbewußt  
Auffassungsvermögen: a. o. Professor«

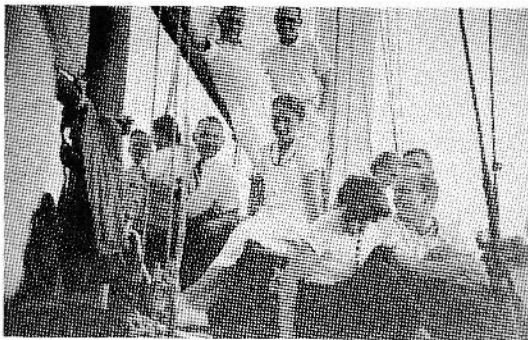
Kurz nach seiner Amtsübernahme in Krakau/Polen zog er eine Bilanz seiner bisherigen Tätigkeit in den Ostgebieten: Der »ungewaschenen«, »verlausten« und »schlecht erzogenen« polnischen Bevölkerung seien deutsche Sauberkeit und Ordnung beigebracht und die Seuchen im Generalgouvernement seien erfolgreich bekämpft worden, insbesondere seien »alle Fleckfieberherde vernichtet« worden, denn die Fleckfieberseuche sei »die Geißel des Ostens« und werde »vor allem durch die Juden verbreitet«<sup>236</sup>. Die Vernichtung aller Fleckfieberherde hieß im Klartext, daß die Fleckfieberkranken aus den Ghettos und Lagern vergast wurden. Am 1. März 1944 wurde Teitge zum leitenden Arzt der SS und Polizei beim Höheren SS- und Polizeiführer OST



ernannt. Nach dem Krieg war seine Karriere nicht beendet. Zusammen mit Kurt Gutzeit gab Teitge seine Habilitationsschrift als Lehrbuch und Atlas der Gastroskopie heraus<sup>237</sup>. 1950 wurde er Chefarzt des Evangelischen Krankenhauses Melle und 1955 ärztlicher Direktor der Paracelsus-Klinik in Marl. 1966 wurde er pensioniert<sup>238</sup>.

#### *Kindereuthanasie:*

Berthold Ostertag, am 28. 2. 1895 in Berlin geboren, studierte, unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg und den Dienst in einem Freikorps, Medizin in Tübingen, wo er 1920 das Staatsexamen ablegte. Nach mehreren Stationen wurde er 1925 Leiter des Pathologischen Instituts am Krankenhaus in Berlin-Buch. Anfang November 1933 setzte er seinen jüdischen »Freund« und Corpsbruder Prof. Rudolf Jaffé vor die Tür und nahm sich dessen Posten als Leiter des Pathologischen Instituts am Krankenhaus Moabit. 1934 wechselte er an das Virchow-Krankenhaus über und wurde am 11. 5. 1940 zum außerordentlichen Professor ernannt. Ostertag war Neuropathologe und sezierte als Hauptverantwortlicher die Leichen aus den Kindereuthanasieaktionen der Klinik im Wiesengrund. Außerdem betrieb er an diesen Kinderleichen Forschungen über erbbiologische Fragen und intrauterine Schädigungen. Ostertag war Mitglied der SA. Nach dem Krieg wurde er Ordinarius für Pathologie an der Universität Tübingen<sup>239</sup>.



*Dr. Berthold Ostertag (3. von links) mit Moabiter Kollegen beim Segeln*



*Krankenzimmeratmosphäre nach 1933*



*»braune Schwester«*



»Es gab Stationen, wo die Oberschwester bald die Haube verloren vor lauter Heil-Hitler-Rufen«

### *Einschüchterung und Bespitzelung des Pflegepersonals*

Auch bei der Auswahl des Pflegepersonals wurden nur solche Kandidaten genommen, die die Gewähr dafür boten, daß sie »jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten«, die arischer Abstammung waren und die mit einem arischen Partner verheiratet waren<sup>240</sup>. Später wurden diese Bestimmungen noch verschärft. Als Belege für die »nationale Zuverlässigkeit« mußten zwei Bürgschaften von Parteigenossen, die vor dem 30. Januar 1933 Parteimitglieder waren (»alte Kämpfer«), beigebracht werden<sup>241</sup>. Damit auch die alteingesessene Belegschaft rückhaltlos für den nationalen Staat eintrat, wurde jeder einzelne massiv unter Druck gesetzt. Das Krankenhaus war »rot« und jüdisch gewesen. Alles, was von diesem Geist jetzt noch übrig war, sollte restlos aus den Köpfen verbannt werden. Jede Form von Kontaktaufnahme zu den entlassenen Kollegen wurde argwöhnisch beobachtet. Die, die dennoch weiter Kontakt hielten, wurden zur Rede gestellt, ihnen wurde mit Entlassung gedroht oder man erpreßte sie zu Spitzeldiensten. Nicht mal mehr die Namen der jüdischen Ärzte durften genannt werden.

»Morgens beim Kaffeetrinken wagte ich mal zu sagen: »Ach, die jüdischen Ärzte waren auch sehr tüchtig, besonders der Oberarzt Marcus.« Da sagte eine gleich: »Na, sagen Sie das nicht nochmal, sonst gebe ich das weiter.« Das war eine 300-prozentige Nationalsozialistin. Das haben wir bei der sonst gar nicht so gemerkt. Aber da waren wir dann doch alle bedient... Ich habe mich dann gehütet und das auch meinen Schwestern gesagt, »wir wollen gar nicht mehr von den Ärzten hier reden. Wir wollen das Thema gar nicht mehr berühren, wenn sie dabei ist.«<sup>242</sup>

Schwester Ursula Förster trat 1929 in die Dienste des Krankenhauses Moabit. Sie erlebte den Umsturz 1933 aus nächster Nähe mit. Sie mußte die Beziehung zu ihrer besten Freundin, Schwester Margarete Kubis, abbrechen. Man kündigte ihr vorläufig und bedrängte sie, ihre Freundin zu bespitzeln. Margarete Kubis war eine »Rote« und stand auf der Abschußliste.

»Ich war auf keinen Fall Nationalsozialistin, ich las auch nicht den »Angriff«, sondern ich las die Nacht Ausgabe das war schon verwerflich. Mir war ein bißchen mulmig, als die Zeit anfang 1933. Ich habe da auch den Reichstagsbrand mitgekriegt, da bin ich nach der Vorwache hingegangen und hab mir das angesehen. Es war unter uns eine sehr gespannte Stimmung und die Schwestern, die schon parteitreu waren, die waren eine große Gemeinschaft. Da waren immer Versammlungen, da mußte man hin, da mußte man gesehen werden, das war ganz wichtig. Da war die erste Versammlung und da habe ich gedacht, da melde ich mich. NSBO (Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation, d. V.) hieß das. Da saß Schwester Tilly Meck am Eingang und nahm die auf, die sich meldeten. Und da wandte sie sich an die anderen und sagte: »Ursula Förster nehmen wir nicht, nicht? Ist doch richtig?« Da wurde ich mißtrauisch und ging an einem der nächsten Tage zu Schwester Eva Haevecker von der Massage, das war eine alte von den Parteimitgliedern. Ich fragte sie, es wäre alles so komisch, ob irgendetwas gegen mich vorläge. Sie versprach mir, sich zu erkundigen und als ich wiederkam, sagte sie: »Ursula, gegen Sie liegt eigentlich gar nichts vor, aber Sie sind doch mit Margarete Kubis befreundet, können Sie uns sagen, ob die in der SPD ist?« Da habe ich gesagt: »Tut mir leid, das kann ich Ihnen nicht sagen.« – »Ja, Sie sind doch aber immer zusammen!« Da sagte ich: »Wir sind sehr oft zusammen, die Margarete hat sehr schöne Platten und wir rauchen eine Zigarette zusammen, aber über Politik haben wir uns eigentlich nicht unterhalten.« – »Ja, also wenn Sie uns das genau sagen könnten, ob Margarete in der SPD ist, dann würde gegen Sie nichts vorliegen. Sonst müßten wir Sie bitten, brechen Sie Ihre Beziehung zu Margarete Kubis ab!« Da sagte ich: »Wissen Sie, ich muß arbeiten und mein Brot verdienen und werde zu der Margarete gehen und ihr das darstellen, dafür hat sie bestimmt volles Verständnis.« – »Ja, aber das können Sie doch nicht tun!« –



»Ja«, sagte ich, »ich kann doch jetzt nicht einen Streit vom Zaun brechen, es ist doch gar kein Grund da!« – »Ja, aber so geht das nun auch nicht, daß Sie da hingehen.« Das hat mir für diese ganze Hitler-Zeit gereicht. Wer so arbeitet, wissen Sie, da kann man doch nichts werden. Natürlich mußte ich mich mit Margarete Kubis verständigen. Ich habe ihr das erzählt, daß ich mit ihr böse sein sollte. Sie konnte das dann vollkommen verstehen...

Ich bekam dann eine richtige Kündigung mit vierteljährlichem Urlaubsanteil und in dieser Zeit sollte geprüft werden, ob ich weiter beschäftigt werden könnte, oder ob ich nicht tragbar wäre. Ich bin dann nach Haus gefahren, ich war so erschüttert, ich hab mir gesagt, wer will mich denn noch haben. Ich bin nicht wert, eine Deutsche zu sein. So habe ich das empfunden, diesen Rausschmiß. Ich hatte auch das Gefühl, man findet nie wieder eine Arbeit, wenn man jetzt rauskommt. Und es hat sich ja auch so erwiesen, die meisten haben ja in ihrem Beruf keine Arbeit wieder gefunden... Ich bin dann also nach Haus nach Magdeburg gefahren. Dort konnte ich vor lauter Aufregung nicht schlafen. Da fiel mir ein, »Mensch, wenn die jetzt in deiner Bude rumkriechen und schnüffeln, du hast ja Veronal, damit haben sie ja sofort was in der Hand gegen dich!« Dann bin ich den nächsten Tag klammheimlich wieder nach Berlin ins Moabiter Krankenhaus gefahren, bin aufrechten Ganges beim Pförtner durch und bin raufgerannt in mein Zimmer im Schwesternhaus. Morphium-Ampullen hatte ich auch, die habe ich in den Ausguß gekippt und die Veronal-Tabletten habe ich unterwegs aus dem Zug gewegeworfen, also ich war sehr aufgeregt, das kann ich Ihnen sagen. Als ich dann zurückkam, hieß es: »Nein, Sie können bleiben.« Und die Margarete Wessel, die war auch Parteimitglied, die sagte dann nach der zurückgezogenen Kündigung zu mir: »Du bleibst jetzt immer bei mir, Du besuchst keinen von denen, die gekündigt sind oder die weg sind. Man beobachtet Dich ganz genau. Also versuche ja nicht, mit denen Kontakt aufzunehmen!« Es waren ja aus unserem Kurs einige gekündigt, Irmgard Hutt, sie hieß nachher Irmgard John, und Lotte Gramberg fällt mir dabei ein...«<sup>243</sup>

Angst, Einschüchterung, Bespitzelung und lautes Hurra mit der zum »deutschen Gruß« erhobenen Hand waren zwei Seiten ein und derselben Medaille. Pfleger Erwin Müller erinnert sich:



Den Freitod gewählt: Schwester Margarete Haase und Pfleger Max Kaiser



»Das war so, jeder hatte Angst, es war nicht greifbar ... es hieß dann: »ich weiß doch genau, du warst da und da ...« Einige waren besonders scharf und tosten durch die Gegend mit Stiefel und Sporen. Auch unter den Schwestern waren sehr verkappte Nazis. Ich sehe selbst noch einige vor mir, die sich dann als Obernazissen herausgestellt haben, die unter ihren Kolleginnen und Kollegen wüteten mit Meldungen ans Rathaus rüber ... Es gab Stationen, wo die Oberschwester bald ihre Haube verloren vor lauter Heil-Hitler-Rufen ...«<sup>244</sup>

»Wir mußten immer Heil-Hitler sagen, selbst wenn wir uns morgens ungewaschen und ungekämmt auf dem Klo trafen. Wir mußten in den Saal und die Patienten morgens begrüßen mit Heil-Hitler. Was interessiert das denn einen Kranken, der hat doch mit sich zu tun ... das war scheußlich, jeder hatte vor jedem Angst, daß er irgendwie beobachtet werden könnte. Nachdem ich wieder arbeiten durfte, hatte ich immer das Gefühl, daß neben mir beim Essen immer zwei Plätze frei blieben ...«<sup>243</sup>

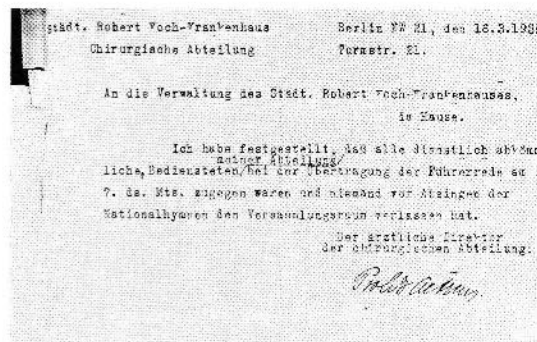
Der Freitod scheint in solchen Zeiten keine Seltenheit gewesen zu sein. Wie schon oben erwähnt, vergiftete sich die jüdische Schwester Alma Graf mit Schlaftabletten. Der OP-Pfleger Max Kaiser, Mitglied des Arbeiter-Samariter-Bundes, setzte seinem Leben ein Ende, weil er nicht verkraftete, daß ihm seine Frau, eine OP-Gehilfin, in den Rücken gefallen und eine stramme Parteigenossin geworden war<sup>244</sup>. Die OP-Schwester Margarete Haase beging Selbstmord und hinterließ einen Abschiedsbrief, in dem sie schrieb, daß sie mit der »neuen Zeit« nicht zurechtkäme<sup>243</sup>.

### *Führerreden, Sammlungen und Appelle*

Parallel zur Verbreitung einer Atmosphäre von Einschüchterung und Angst wurde ein breit gefächertes Umerziehungsprogramm in Gang gesetzt. In regelmäßigen »Arbeitsbesprechungen« wurden den Beschäftigten die Inhalte und Ziele des Nationalsozialistischen Staates beigebracht, Sammlungen und Fahnenappelle wurden durchgeführt, geschlossen wurde zur Maikundgebung und anderen Massenversammlungen marschiert etc. Zu all diesen Anlässen mußte man erscheinen. Die Anwesenheit wurde streng kontrolliert. Wenn man unabhkömmlich war, mußte man das im Voraus melden. Bei unentschuldigtem Fehlen wurde man von der Verwaltung aufgefordert, sich schriftlich zu rechtfertigen. Beim Abhören der Führerreden aus eigens auf den Stationen dafür eingestellten Volksempfängern wurden Anwesenheitskontrollen durchgeführt. Jeder Abteilungsleiter mußte nach einer solchen Rede der Verwaltung eine Anwesenheitsliste einreichen. Bei Sammlungen zum »Dankopfer der Nation zu Führers Geburtstag« mußten die Chefs genaue Listen erstellen, wer wieviel in welchem SA-Sturmlokal



*Der Führer spricht im Rundfunk*









»Sitzungsbericht für die 3. Arbeitsbesprechung am 7. Oktober 1933  
im städtischen Krankenhaus Moabit  
Leiter: Stadtoberinspektor Pudewell  
Referent: Staatssekretär Meissner  
Thema »Arier und Juden«

Referent St. S. Meissner schildert den charakterlichen Gegensatz zwischen Ariern und Juden. Letzteren fehlt die idealistische Gesinnung gänzlich, die den Ariern eigen ist, der Jude ist ein Parasit im Körper anderer Völker. Das Volk, das den Juden aufnimmt, wird in kurzer Zeit von ihm durchsetzt, da er durch seine Geldmittel und Gerissenheit bis in die höchsten Staatsstellen eindringt und damit auch die Geschicke der betreffenden Völker beeinflusst. Der Mord von Sarajewo, der Weltkrieg, die Revolution, alles ist das Werk der Juden. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch der letzte dieses Gesindels aus unserem Deutschland verschwunden ist...

Aussprache:

St. I. Krüger sagt, daß die Juden unter sich immer geheime Zusammenkünfte haben...«

Aus der 6. Arbeitsbesprechung vom 6. 1. 1934:

»St. I. Keusch legt dar... obwohl sie (die Juden, d. V.) seit Jahrhunderten in Deutschland leben, sind sie uns völlig wesensfremd geblieben. Wir müssen deshalb rassenpolitisch die Ausscheidung der Juden aus allen verantwortlichen Stellen des öffentlichen Lebens fordern. Wir haben es alle mit eigenen Augen erlebt, wie sich die Juden in der Zeit der Inflation bereicherten, wie sie trotz größter Wohnungsnot hier die besten Wohnungen erhielten, während die Deutschen in Löchern hausen mußten...«<sup>247</sup>

Auf der 7. Arbeitsbesprechung am 10. 1. 1934 hielt Verwaltungsdirektor Burghardt vor 86 städtischen Schwestern, 41 Tarifschwestern, elf Krankenpflegern, einer Schülerin und drei Assistenten eine längere Rede über »die ersten fünf Punkte des Programms der NSDAP«:

»Redner befaßt sich in längeren Ausführungen eingehend mit der Judenfrage. Im besonderen führt er aus, daß der verweichlichende Duldsamkeitsgedanke, der in den letzten Jahren Liberalismus, Humanität und unter mißbräuchlicher Auslegung der christlichen Lehre von der Nächstenliebe entstanden und zum größten Teil auf jüdischen Einfluß zurückzuführen ist, unserem Volkstum ungeheuren Schaden zugefügt hat. Nur der Deutsche, der sich zur deutschen Kultur und Schicksalsgemeinschaft bekennt, kann staatsbürgerliche Rechte ausüben. Wer nicht Deutscher ist, kann nur als Gast im Deutschen Reich leben und steht unter Fremdenrecht... In der Aussprache definiert der Redner auf die Bitte einiger Schwestern nochmals die Begriffe »Volksgenossen« und »Staatsbürger«... Die Arbeitsbesprechung schloß mit einem 3-fachen »Sieg-Heik« auf Deutschland, den Reichspräsidenten und den Volkskanzler.«<sup>248</sup>

Diese Arbeitsbesprechungen fanden in den ersten beiden Jahren nach der Machtergreifung regelmäßig jede Woche statt. In den folgenden Jahren flaute der Eifer merklich ab. Die Besprechungen wurden kürzer und drehten sich um Belanglosigkeiten neben immer wiederkehrenden Mahnungen über die »mangelnde Abgabe des Deutschen Grußes seitens des Personals«, daß »städtische Beamte sich nicht von jüdischen Ärzten behandeln lassen sollen« (was sie aus gutem Grund offenbar immer noch taten) und daß »beobachtet worden sei, daß beim Aufmarsch am 1. Mai verschiedene Gefolgschaftsmitglieder ihre Zettel abgegeben hätten und dann verschwunden seien«... Ärzte brauchten zu diesen Arbeitsbesprechungen nicht zu erscheinen. Sie wurden nur dann und wann eingeladen, Vorträge über medizinische Themen zu halten<sup>248</sup>.



## Mißhandlung von Patienten – SS-Arzt Dr. Kurt Strauß

Dieses Buch steht in Anlehnung an den Leidensweg eines jüdischen Arztes unter dem Titel »nicht mißhandeln«. Der Ort, wo Patienten mißhandelt wurden – so offensichtlich und drastisch wie nirgendwo sonst, war die chirurgische Abteilung mit ihrem neuen Oberarzt Kurt Strauß. Strauß wurde am 7. 2. 1901 in Berlin geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg kämpfte er von März bis September 1921 im Freikorps »Heinz« gegen Aufständische in Oberschlesien und erhielt dafür den schlesischen Adlerorden 1. Klasse. Er studierte Medizin und erhielt 1925 seine Bestallung zum Arzt. Am 1. 12. 1931 trat er in die NSDAP ein unter der Mitgl.-Nr. 892671. Seine Facharztanerkennung für Chirurgie erreichte er 1932 an einem städtischen Krankenhaus in Berlin. Am 2. Mai 1933 erschien er in SS-Uniform im Krankenhaus Moabit und verwies die letzten diensthabenden jüdischen Chirurgen Berla, Kaufer und Loewenthal des Hauses. Er selbst machte sich zum Oberarzt der Abteilung, auf den Chefarztposten lancierte er den farblosen und willensschwachen Prof. Wilhelm Baetzner aus dem Martin-Luther-Krankenhaus. Als Assistenten brachte er eine Garde junger SS-Männer mit<sup>249</sup>. Schwester Gertrud Dietrich, nach dem Krieg Oberin am Krankenhaus Moabit, erlebte den Einzug von Strauß und seiner Mannschaft als junge Schwester:

»Ich selbst war damals in der Partei und begeistert vom Nationalsozialismus. Man konnte in den Urlaub fahren mit »Kraft durch Freude«, alle hatten so schnell wieder Arbeit, alles klappte so wie am Schnürchen, da war man als junger Mensch eben sehr angetan. Aber eins muß ich doch sagen: Die jüdischen Ärzte mußten auf einen Schlag alle gehen ohne Ausnahme. Es waren hervorragende Ärzte, die sehr viel konnten und sich sehr einsetzten für ihre Patienten. So etwas gibt es heute nicht mehr! Und was danach kam, das muß ich leider auch sagen, das war schrecklich. Da kamen Ärzte in Uniform mit dem weißen Kittel drüber, die fachlich überhaupt nichts konnten. *Die Patienten starben wie die Fliegen*. Wir Schwestern wunderten uns damals, warum die Galleoperierten und die Blinddarmoperierten so häufig starben, das war doch früher nicht passiert. Man flüsterte sich zu, was im OP alles so vor sich ging, laut durfte man das ja nicht sagen. Ich war ja selber Nationalsozialistin und damals noch so naiv. Eigentlich ist das ein Dienstgeheimnis und ich muß das mit ins Grab nehmen. Der neue Chef Baetzner war Sportarzt, der blieb nicht lange. Der Verantwortliche war Strauß, SS-Sturmbannführer und eine absolute Null. Ich möchte nicht wissen, wieviele Patienten der auf dem Gewissen hat.«<sup>250</sup>



Schwester Gertrud Dietrich (rechts) mit Schwester Charlotte Daul



Dr. Kurt Strauß (Mitte) mit Schwestern auf dem Balkon des chirurgischen Pavillons



Paul Voßkamp, damals Assistenzarzt unter Strauß und selber Mitglied der SS, erinnert sich:

»Strauß war ein völlig unfähiger Operateur. Dazu hat er sich fürchterlich aufgespielt – er war ein sehr unangenehmer Zeitgenosse. Sein Chef Baetzner hatte überhaupt nichts zu sagen. Der saß nur in seinem Zimmer und schrieb Gutachten. Strauß hatte alles an sich gerissen. Es gab ständig schwere postoperative Komplikationen, wenn Strauß operierte. Die Mortalität war ausgesprochen hoch. Es war bekannt, daß Strauß unmöglich operierte, daß viele Todesfälle vorkamen. So weigerten sich auch Patienten, in Moabit operiert zu werden. Sogar die Krankenfahrer rieten den Patienten, sich lieber zur Operation in ein anderes Krankenhaus als das Moabiter fahren zu lassen. Ich hatte schwere Konflikte mit Strauß auszufechten, er versuchte, mich vor den Studenten im Kolleg bloßzustellen. Es kam schließlich zu einem Parteigerichtsverfahren unter Anwesenheit des Reichsgesundheitsführers Conti. Ich versuchte vor dem Verfahren Zugang zu den Patientenakten zu bekommen, um die Fälle dokumentieren zu können, die Strauß auf dem Gewissen hatte. Strauß hat das verhindert. Bei dem Parteigerichtsverfahren sollte ich mich mit Strauß versöhnen, was ich abgelehnt habe. Ich wurde dann entlassen. Die Privatdozentenvereinigung von Berlin ist später noch an mich herangetreten mit der Bitte, daß ich gegen Strauß aussagen solle. Man wollte ihn loswerden und brauchte dazu einen Zeugen. Ich wollte aber damit nichts mehr zu tun haben.«<sup>251</sup>

Strauß war unangreifbar, denn er hatte sehr einflußreiche Freunde. Reichsgesundheitsführer Conti, der Führer der Deutschen Arbeitsfront Dr. Robert Ley und SS-Gruppenführer Prof. Karl Gebhard, Chefarzt der Heilanstalt Hohenlychen und Leibarzt Himmlers, gingen bei Strauß in Moabit ein und aus. Fast jeder befragte Zeitzeuge erinnert sich an die Opfer von Strauß' ärztlicher Kunst:

»Ich erinnere mich an den Fall eines Patienten aus der Chirurgie, dem der Darm an die Bauchwand angenäht worden und der daran verstorben war. Ich war dabei, wie der Pathologe den Fall im Sektionsaal demonstrierte. Bei uns Internisten gab es damals eine unausgesprochene Übereinkunft, daß man keine Patienten auf die chirurgische Abteilung verlegte sondern nur in andere Krankenhäuser.«<sup>252</sup>

»Ich war dabei, als Strauß einen politischen Gefangenen aus der U-Haft Moabit operierte, der einen Löffel verschluckt hatte. Strauß eröffnete den Magen in örtlicher Betäubung, der Patient stöhnte bei jedem Schnitt und bei jedem Nadelstich auf. Strauß nähte die Bauchdecken dann gar nicht mehr zu, weil der Patient solche Schmerzen hatte, sondern tamponierte einfach. Am nächsten Tag war ich dabei, wie Strauß mit der Pinzette in der offenen Wunde herumstocherte und zu ihm sagte: »Na, aus Ihnen wird auch noch ein guter Deutscher werden.«<sup>253</sup>

Frau Dr. Rosemarie Burger, die 1939 als Volontärärztin am Krankenhaus Moabit arbeitete, erlebte, wie Strauß ein Bein amputierte bei einem Patienten mit Verdacht auf eine bösartige Geschwulst. Weil Strauß die Operation schon für das Kolleg eingeplant hatte, amputierte er das Bein, *bevor* das Ergebnis der feingeweblichen Untersuchung der Geschwulst vorlag. Es stellte sich dann heraus, daß es sich um einen gutartigen Tumor handelte<sup>254</sup>. Wie Strauß mit Patienten umsprang, darüber legt die Beschwerde der Begleiterin einer Patientin Zeugnis ab, die am 30. Mai 1933 von ihm zwecks Erstellung eines Gutachtens untersucht wurde:

»... Das Verhalten dieses Herrn, sowie die ganze Handhabung der Untersuchung und das Betragen der Patientin und mir gegenüber war geradezu empörend. Herr Dr. Strauß behandelte Frau H. von Anfang bis Ende wie irgendeine hergelaufene Simulantin, die mit Gewalt darauf ausgeht, Schmerzen vorzutäuschen, um von einem gehabten Unfall möglichst großen Nutzen zu ziehen ... Dauernd fuhr er die Patientin scharf an, wie »Lassen Sie das«, oder: »das kennen wir, damit können Sie uns Ärzten nicht imponieren«, oder wenn Frau H. sich bei seinen gewaltsamen Drehungen und Biegungen vor Schmerzen bog und jammerte, daß sie das Bein nicht weiter bewegen könne, so störte dieses Herrn Strauß durchaus nicht ... und (er) drehte und hantierte weiter mit stärkstem Druck ... Ich muß erklären, daß ich bereits viel mit Menschen zusammengekommen bin ... aber einer derartig rigorosen Behandlung habe ich noch nicht beigewohnt. Welche Behandlung erhalten denn dann unsere Ärmsten, die durch ihre soziale und pekuniäre Lage



sozusagen recht- und schutzlos sind? Aus diesem Gedanken heraus kann ich mir wohl eine Erbitterung des Menschen aus niedriger Klasse dem Akademiker resp. dem hochgestellten Menschen gegenüber erklären. Ich werde für mich oder für meine Familie niemals eine Beratung oder Behandlung von Herrn Dr. Strauß vom Moabiter Krankenhaus in Anspruch nehmen...

gez. Frau M. H. ... Berlin, den 30. Juni 1933<sup>255</sup>

Schwester Margarete Klemz von der chirurgischen Kinderstation sollte ihren kleinen Patienten den deutschen Gruß beibringen:

»Damals auf der Kinderstation hatten wir einen großen Jungssaal, und wenn Strauß auf die Station kam, mußten die laut »Heil Hitler« brüllen. Das waren ungefähr 20 Jungs. Und es war ihm immer nicht laut genug. Da kam er dann zu mir, ich mußte mit den Jungs das üben. Und da habe ich gesagt: »Herr Professor, wir haben ja gar keine Zeit dazu, die schreien doch schon laut genug!...«<sup>256</sup>

Strauß und seine Mitarbeiter führten in Moabit eine große Zahl von Zwangssterilisierungen durch, worauf an späterer Stelle noch näher eingegangen werden wird. Durch eine Intrige gelang es Strauß im Jahr 1937, sich seines Chefs Baetzner zu entledigen. Er schob ihm einen Kunstfehler unter und strengte einen Prozeß gegen ihn an vor dem Amtsgericht Tiergarten. Dabei brachte Strauß seine Beziehungen ins Spiel und Baetzner wurde schließlich an das Krankenhaus Wilmersdorf versetzt. Strauß habilitierte sich und schwang sich selbst in den Sessel des Direktors der III. Chirurgischen Universitätsklinik Berlins<sup>257, 258</sup>. Werner Forßmann kam damals als Oberarzt zu Strauß nach Moabit:

»Strauß hatte, soweit ich mich entsinne, noch nicht einmal sechs kümmerliche Arbeiten veröffentlicht, darunter eine über ein Suppositorium zur Behandlung der Prostatahypertrophie, das eine obskure chemische Waschküchenfirma herausgebracht hatte. Daß die Berliner Medizinische Fakultät diese Habilitation zugelassen hat, wird immer ein Schandfleck für sie bleiben... Was ich im August 1938 übernahm, war eine Katastrophe. Die Klinik halbleer, und was darin lag, uninteressante Kleckerfälle, wie sie der Zufall streut... Er (Strauß, d. V.) operierte völlig hemmungslos. Sein besonderes Mißfallen erregte ich durch die vorsichtige präparative Arbeit bei der Operation von Oberarmfrakturen. »Nun sehen Sie sich das bloß an, meine Herren, wie der Herr Oberarzt rumstochert. Ich mache einen einzigen großen Schnitt, gleich durch bis auf die Knochen.« Und das tat er auch. Allerdings liefen bereits drei Haftpflichtprozesse wegen Durchtrennung des Nervus radialis gegen ihn. Trotzdem war er unbelehrbar. Die Erste Medizinische Abteilung und die Zweite Medizinische Abteilung überwiesen ihr ganzes operatives Material an andere Krankenhäuser. Strauß hatte nicht einen einzigen Patienten von ihnen bekommen. Er kommentierte das mehrfach: »Diese reaktionären Schweine sabotieren meine nationalsozialistische Klinik!... Groscurth, Schlag (Oberärzte der Inneren Abteilungen, d. V.) und ich bauten ein raffiniertes Überweisungssystem auf. Alle Kranken, bei denen ich eine Operation für nötig hielt, wurden unter meiner Leitung bereits auf der Inneren vorbereitet und an den drei letzten Wochentagen, an denen Strauß abwesend war, direkt auf den Operationstisch verlegt... Bezeichnenderweise trat die Frau von Strauß nie in Erscheinung... Er hielt sich anders schadlos. Mir hater oft vorgehalten, ich sei kein richtiger Chirurg. Ein richtiger Chirurg müsse viele Frauen haben und nicht, wie ich, immer mit dieser einen langweiligen Person aufkreuzen...«<sup>258</sup>

Im Jahr 1940 wurde Strauß ordentlicher Professor für Chirurgie an der Deutschen Universität in Prag, der nationalsozialistischen Eliteuniversität. Daneben bekleidete er noch diverse andere Ämter. Er war Leiter des »Reichsfachamts Freie Berufe« bei der Deutschen Arbeitsfront, eine Schlüsselposition im nationalsozialistischen Machtapparat innerhalb des Gesundheitswesens. In der SS-Hierarchie brachte er es »nur« bis zum Sturmbannführer. Ab dem Jahr 1938 war Strauß aktenkundig in zwielichtige Geschäfte verwickelt. In Prag betrieb er ausgedehnten Schmuggel und Schiebereien mit Lebensmitteln aus Wehrmachtsbeständen, die er auf rauschenden Festen zu Repräsentationszwecken verprasste. Er erhielt zuerst einen förmlichen und später einen strengen Verweis. Sein Freund, Dr. Robert Ley, protegierte ihn jedoch weiterhin und Strauß bekam



am 26. Oktober 1943 die Leitung eines Forschungsinstitutes der Deutschen Arbeitsfront für Arbeitsverletzte und Berufsgeschädigte im Reservelazarett Wlaschim übertragen. Im Mai 1944 wurde Strauß wegen Vergehens gegen die Lebensmittelgesetze auf Veranlassung der Wehrmacht in Untersuchungshaft genommen. Er wurde zum SS-Mann degradiert und aus der SS ausgestoßen, da er »Verwundete unwürdig behandelt, für Repräsentations- und eigene Zwecke Lebensmittel verwandt und durch sein verbrecherisches Treiben die Manneszucht innerhalb des Lazaretts untergraben« habe. Wahrscheinlich um einer Erschießung zuvorzukommen, beging er am 8. September 1944 Selbstmord<sup>259</sup>.

### *Zwangssterilisierung am Krankenhaus Moabit*

Die sozialmedizinischen Einrichtungen, die von einigen der jüdischen Ärzte des Krankenhauses Moabit aufgebaut worden waren, wurden unter den neuen Machthabern entweder geschlossen oder grundlegend umfunktioniert. Die zuletzt von dem jüdischen Arzt Ernst Haase geleitete »Fürsorgestelle für Alkoholkranken und andere Giftsüchtige« des Bezirks Tiergarten wurde zunächst geschlossen. Später wurde sie wiedereröffnet, jedoch traten jetzt die fürsorgerischen und therapeutischen Ziele in den Hintergrund. Stattdessen ging es um die Erfassung und Selektion der Alkoholkranken in »erbkranken« schwere Alkoholiker, die der Zwangssterilisierung zuzuführen waren, und leichte Alkoholiker. Das Gesundheitsamt Tiergarten unter seinem neuen Leiter Jost Walbaum (ein überzeugter Nationalsozialist, der später die Errichtung der Judenghettos in Polen initiierte) betrieb die Erfassung der »Erbkranken« und die Einleitung der Zwangssterilisierungsverfahren mit äußerster Intensität. »Erbbiologische Karteien« wurden angelegt, eine wahre Flut von Anzeigen gegen »Erbkrankverdächtige« erstattet und nach Erstellung der amtsärztlichen Gutachten die Anträge auf »Unfruchtbarmachung« beim Erbgesundheitsgericht gestellt. Auch die von den jüdischen Ärztinnen Hertha Nathorff-Einstein und Lilly Ehrenfried geleiteten Eheberatungsstellen wurden geschlossen. Andernorts wurden einige dieser Eheberatungsstellen in Einrichtungen zur Pflege der Erb- und Rassenhygiene umgewandelt. Hier ging es dann nicht mehr um Geburtenregelung zur Linderung der Not kinderreicher Familien, nicht mehr um Sexualberatung sondern um die Prüfung der Erbmasse eines heiratswilligen Paares. Erbkranken wurden dem Gesundheitsamt gemeldet, wurden zwangssterilisiert und erhielten Eheverbot. Auf der chirurgischen und der gynäkologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit wurden die Eingriffe zur Unfruchtbarmachung der »Erbkranken« in großem Rahmen durchgeführt.

Das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« rief unter der Mehrheit der Ärzte breite Zustimmung hervor. Auch die Ärzte des Krankenhauses Moabit blieben davon nicht unberührt. Prof. Erwin Gohrbandt, Leiter der chirurgischen Abteilung in Moabit ab 1940, sagte am 13. 2. 1935 in einem Vortrag vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft:

»Ich glaube . . . , daß wir unserer Pflicht nicht genügen, wenn wir einem Patienten nur die Vasa deferentia (Samenleiter, d. V.) unterbinden. Wir müssen auch Sorge dafür tragen, daß die in den Samenblasen vorhandenen Spermatozoen abgetötet werden. Bei Patienten, die dauernd in geschlossenen Anstalten oder längere Zeit inhaftiert sind, spielt das ja keine Rolle. Aber der größte Teil unserer Patienten kommt



doch nur für wenige Tage ins Krankenhaus und wird nach der Vasektomie wieder entlassen. Es genügt sicher nicht, diesen Patienten, die ja vielfach für ihr Handeln nicht volle Verantwortung tragen können, den geschlechtlichen Verkehr für einige Monate zu verbieten. *Wir müssen dafür Sorge tragen, daß Patienten, die dem öffentlichen Leben wiedergegeben werden, schlagartig zeugungsunfähig werden.* Und diese völlige Sterilisation, d. h. auch das Abtöten der in den Samenblasen vorhandenen Spermatozoen kann dadurch erreicht werden, daß wir in das den Samenblasen zu gelegene Ende des Vas deferens eine Flüssigkeit einspritzen, die in die Samenblasen gelangt und die dort vorhandenen Spermatozoen abtötet. ... Es möchte nun fast den Anschein erwecken, als wenn wir unsere Pflicht dem Staat gegenüber, wenn wir die Vasa deferentia unterbunden und in die Samenblasen die Injektion gemacht haben, erfüllt haben. Gewiß, zunächst ja, aber wer garantiert uns dafür, daß nicht doch ein Patient, der vielleicht zwangsmäßig gegen seinen Willen sterilisiert worden ist, sich seine Vasa deferentia nicht wieder zusammenoperieren läßt? ... Wir müssen also meiner Ansicht nach ... auch die Fürsorge treffen, daß eine solche Nachoperation unmöglich ist. Und das erreichen wir am besten dadurch, daß wir nicht nur ein kurzes Stück des Vas deferens, sondern ein *möglichst großes Stück von wenigstens 6 cm Länge entfernen*. Dann stößt die Wiedervereinigung auf so große Schwierigkeiten, daß man mit ihrer Möglichkeit nicht rechnen kann.«<sup>260</sup>

Gohrbandts Vortrag macht deutlich, wie die Ärzte sich damals zu Erfüllungsgehilfen des staatlichen Zwangsapparates machten. Gohrbandt behauptete, daß die Operation ein kleiner harmloser Eingriff sei. Nach heute vorliegenden Informationen lag aber die Todesrate mit 0,12 bis 0,45% sehr hoch. Allein in den Jahren 1934 und 1935 starben etwa 400 Patienten nach der Unfruchtbarmachung<sup>261</sup>. Unberücksichtigt bleiben hier auch die psychischen Schäden, die der Eingriff auslösen konnte<sup>262</sup>.

Am 22. 11. 1934 hielt der Oberarzt der Neurologischen Abteilung, Hans Rosenhagen, auf einer Arbeitsbesprechung vor 155 Schwestern und Pflegern des Krankenhauses Moabit einen Vortrag über das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, in dem er es als einen wesentlichen Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands im Dritten Reich bezeichnete. Er gab eine Zusammenstellung, wieviele Menschen im Reichsgebiet unter das Gesetz fielen:

- 300 000 Schwachsinnige
- 280 000 Schizophrene
- 100 000 manisch-depressive Irre
- 100 000 Epileptiker
- 50 000 Taubstumme<sup>263</sup>

Der Chefarzt der Röntgenabteilung Prof. Karl Frik sprach am 5. 3. 1937 vor derselben Zuhörerschaft über die Unfruchtbarmachung der Frau mit Röntgenstrahlen. Er wog dabei die Vorteile der Strahlenmethode – Fehlen jeglicher Lebensgefahr – gegen die Nachteile – Kastration und daraus folgende allgemeine Veränderungen des Organis-



Prof. Erwin Gohrband (2. von links)



Dr. Arno Kipp



mus – ab<sup>263</sup>. Tatsächlich wurden in Moabit »unruhige« Anstaltspatientinnen röntgenkastriert und das in der Regel mehrmals, mit hohen Dosen, da eine einmalige Bestrahlung keinen sicheren Erfolg brachte. In den Ausführungen zum Gesetz 1934 war die Röntgenkastration noch verboten worden wegen der mangelnden Erfolgsaussicht und wegen der Nebenwirkungen. Nach der 5. Verordnung zur Ausführung des Gesetzes vom 25. 2. 1936 wurde sie jedoch zugelassen<sup>264</sup>. Der Leiter der Neurologischen Abteilung, Arno Kipp, spielte in den Zwangssterilisierungsverfahren eine Schlüsselrolle. Er war Anzeigender, Gutachter, Richter und Berufungsrichter in einer Person. Auf ihn soll hier etwas näher eingegangen werden.

Arno Kipp, geb. am 15. 3. 1893 in Berlin, begann vor dem Kriege sein Medizinstudium in Berlin, diente im Felde als Militärarzt und kämpfte 1920/21 in der Garde-Kavallerie-Schützen-Division gegen Aufständische in Berlin. Nach mehreren Stationen wurde er 1920 Assistent bei Bonhoeffer an der Nervenlinik der Charité. Er blieb auf diesem Posten bis zum 1. Juni 1933, als er zum Leiter der Neurologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit berufen wurde als Ersatz für den entlassenen jüdischen Chefarzt Prof. Goldstein. Zur selben Zeit wurde er Gutachter und Beisitzer beim Erbgesundheitsgericht Charlottenburg und 1935 Mitglied des Erbgesundheitsobergerichtes Berlin. Am 1. September 1931 war er in die NSDAP eingetreten unter der Mitgliedsnummer 629849. Seine ehemaligen Mitarbeiter schildern Kipp als zurückgezogenen Sonderling, der sich im Gegensatz zu anderen NS-Ärzten in bestimmten Situationen integer verhielt, wenn es z. B. um die Diskriminierung von jüdischen Patienten ging. Kipp machte nach dem Krieg keine weitere Karriere wie viele andere NS-Ärzte. Er erkrankte und starb in den 50er Jahren<sup>265</sup>.

Nach Verkündung des Sterilisierungsgesetzes setzte eine wahre Erfassungswut in den Gesundheitsämtern, Krankenhäusern und Forschungsinstituten ein. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem forderte vom Krankenhaus Moabit regelmäßig Krankenakten erbbiologisch interessanter Fälle zu »Forschungszwecken« an<sup>266</sup>. Diese Anfragen gingen über Kipps Schreibtisch. Öfter gab es Schwierigkeiten mit der erforderlichen Einverständniserklärung der Patienten. Kipp schlug der Verwaltung deshalb vor, diese Klippe durch Täuschung der Patienten zu umgehen:

»Jedoch wurde durch die Forderung der Unterschrift ein Mißtrauen ausgelöst, das in dem Verhältnis zwischen Arzt und Patienten durchaus vermieden werden mußte. Es erscheint deshalb zweckmäßig, die gewünschte Erklärung im Aufnahmeformular mit anzubringen und im Verwaltungsgebäude, d. h. nicht auf der Station, mit unterschreiben zu lassen, da auf diese Weise den Patienten die Forderung als nichts besonderes auffallen und sie nicht extra stutzig machen würde.«<sup>266</sup>

Staatskommissar Dr. Klein, ebenfalls Beisitzer am Erbgesundheitsgericht, forderte die Krankenhausärzte in einem Rundschreiben vom 28. 11. 1934 ganz offen zum Bruch der Schweigepflicht auf. Er schrieb, wenn die Patienten selbst unter Hinweis auf die große bevölkerungspolitische Bedeutung der Erblichkeitsforschung nicht zur Unterschrift zu bewegen seien, dann solle man die Krankengeschichten auch ohne die Einverständniserklärung in Erfüllung einer »höheren sittlichen Pflicht« herausgeben<sup>266</sup>. Daß dieser Bruch des hippokratischen Eids eine erste Klippe zur Auflösung aller ethischen Grundsätze und Voraussetzung für die medizinischen Verbrechen war, wissen wir heute.



## Patientenschicksale:

Der arbeitslose Herr F. wurde am 29. 9. 1934 – er war damals 36 Jahre alt – vom Leitenden Arzt der Psychiatrischen Fürsorgestelle Tiergarten, Wilfried Zeller, angezeigt, an erblicher Fallsucht (genuine Epilepsie) zu leiden. Der Kreisarzt von Tiergarten, Max Knospe, stellte daraufhin am 7. 12. 1934 den Antrag auf Unfruchtbarmachung des Herrn F. In seinem amtsärztlichen Gutachten hatte er die Diagnose erbliche Fallsucht fallen lassen und dafür angeborenen Schwachsinn eingesetzt. Am 7. 2. 1935 wurde Herr F. von der Ersten Kammer des Erbgesundheitsgerichts Berlin wegen angeborenen Schwachsinn zur Unfruchtbarmachung verurteilt. Als beisitzender ärztlicher Richter fungierte unter anderen Dr. Kipp, Leiter der Neurologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit. Zwei Wochen später, am 23. 2. 1935 legte Herr F. gegen dieses Urteil schriftliche Beschwerde ein:

»... Diese »Schwachsinnigkeit« muß ich insofern widerlegen, als ich alle Schreib- sowie Rechenarbeiten selbst gewissenhaft und fehlerlos vorbringen kann... Ich bitte deshalb nochmals um fach- und sozial-ärztliche Untersuchung an Geist und Körper...«

Die Beschwerde wurde am 20. 5. 1935 vom Erbgesundheitsobergericht Berlin zurückgewiesen, ohne daß neues Beweismaterial erhoben worden bzw. das von Herrn F. geforderte fachärztliche Gutachten eingeholt worden wäre. Wie auch schon das Erbgesundheitsgericht hielt das Obergericht die Begründung äußerst knapp. Als Grundlage des Urteils dienten wiederum die Krankengeschichte des Krankenhauses Moabit (Herr F. hatte dort stationär gelegen), die Akte der psychiatrischen Fürsorgestelle Tiergarten sowie das ebenfalls äußerst knappe und oberflächliche Gutachten des Kreisarztes Max Knospe nebst »Intelligenzprüfungsbogen«. Das Obergericht meinte, daß auch von einer Anhörung des Patienten, wie sie manchmal üblich war, keine Änderung der Diagnose zu erwarten sei. Daraufhin beantragte Herr F. am 20. 6. 1935 die Wiederaufnahme des Verfahrens:

»Im letzten Ende habe ich über meinen Körper zu bestimmen und kein anderer. Denn ich bin 4 mal operiert worden, aber jedes Mal bin ich gefragt worden, ob ich will.«

Er schrieb in seinem Antrag des weiteren, daß er sehr niedrige Einkünfte habe, daß er seinen Eltern auf der Tasche liege und er sich mit Selbstmordgedanken trage...

»Sollte dieses Schreiben nicht genügen und (Sie) doch Gewalt anwenden... so bitte ich vorher sich selbst (zu) überzeugen...«

Das Erbgesundheitsgericht wies am 27. 7. 1935 den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens zurück – ohne sich nochmal selbst von dem Patienten zu überzeugen. Beisitzer war wieder Arno Kipp, diesmal neben Staatskommissar Wilhelm Klein. Nun blieb Herrn F. keine andere Möglichkeit, als sich der bevorstehenden Unfruchtbarmachung in irgendeiner Form zu entziehen. Auf mehrmalige Vorladung des Amtsarztes reagierte er nicht, zu Hause war er nicht anzutreffen, als man ihm die Fürsorge auf den Hals schickte. Daraufhin ordnete Kreisarzt Max Knospe am 28. 8. 1935 Herrn F.'s zwangsweise Einlieferung in das Robert-Koch-Krankenhaus an (damaliger Name des Krhs. Moabit). Am 2. September wurde er von Beamten des 28. Polizeireviere gegen seinen Widerstand in das Krankenhaus direkt auf den Operationstisch befördert. Der diensthabende Chirurg Dr. Evers und sein Chef Prof. Baetzner vermeldeten noch am selben Tage die Teilentfernung beider Samenleiter<sup>267</sup>.



Anzeige gegen Herrn F.

erlitten hatte; vier Tage vor diesem Anfall hatte er anlässlich einer Geburtstagsfeier angeblich acht Liter Bier getrunken! Ein Anfall ist ärztlicherseits, soweit bekannt, nicht beobachtet worden.

Aus den Vorgängen hat das Gericht die Überzeugung gewonnen, dass [redacted] an angeborener Schwachsinn leidet und hat aus diesem Grunde die Unschachtelung abgelehnt.

1902. Dr. Meißner Dr. Böhm Dr. Sipp

**Beckhoff - Ausfertigung.**  
Zürich-Charlerburg, des 25. Juli 1902.

*Beckhoff* *Justizrat*  
als Richterbeisitzer des Schwurgerichtes

Derbeten: Bericht ist fertiggestellt.  
Zürich, den 25. Juli 1902

*Beckhoff* *Justizrat*  
als Richterbeisitzer des Schwurgerichtes

### Urteil des Erbgesundheitsgerichts



En  
des Gesundheitsamtes  
des Regierungsbezirks  
Berlin

261.XIII.774.35  
261.XIII.2272.34

20. Juni 1935

En  
des Gesundheitsamtes  
des Regierungsbezirks  
Berlin

261.XIII.774.35  
261.XIII.2272.34

20. Juni 1935

kurz nach der Heirat sollte nach dem auf meine  
Antrag von Herrn F. zur Wiederaufnahme des Verfahrens

Antrag von Herrn F. zur Wiederaufnahme des Verfahrens

Der Kreisarzt fordert Polizei an

Polizeiliche Meldung über die Einlieferung von Herrn F. ins  
Krankenhaus Moabit

Polizeiliche Meldung über die Einlieferung von Herrn F. ins  
Krankenhaus Moabit

Zurückweisung des Antrags durch das Erbgesundheitsgericht

Zurückweisung des Antrags durch das Erbgesundheitsgericht

Ärztlicher Bericht über die Zwangssterilisation von Herrn F.

Ärztlicher Bericht über die Zwangssterilisation von Herrn F.



In anderen Fällen sehen wir Dr. Kipp als Anzeigenden oder als Gutachter, wie im Verfahren gegen den 17jährigen Jugendlichen S. Im Auftrag des Erbgesundheitsgerichts erstattete Kipp am 28. 6. 1937 ein Gutachten zu der Frage, ob S. an angeborenem Schwachsinn leide. Das Gericht forderte das Gutachten an, da die Mutter zu bedenken gab, daß ihr Sohn ein Geburtstrauma erlitten hatte, was auch der entbindende Arzt jetzt nochmal dem Gericht gegenüber bestätigte. In seinem Gutachten schlug Kipp diesen Einwand sowie auch die anderen Hinweise, die gegen ein »Erleiden« sprachen, in den Wind. »Angesichts der auf einen anlagemäßigen Schwachsinn verdächtigen Kopfform – flache fliehende Stirn ...« nehme er »mit überwiegender Wahrscheinlichkeit an, daß S. an einem angeborenem Schwachsinn im Sinne des Gesetzes leidet.«<sup>268</sup> Nicht nur Ärzte und Fürsorger machte das Gesetz zu Denunzianten. Gelegentlich erstatteten auch Nachbarn oder Angehörige Anzeige beim Gesundheitsamt aus Rache oder um jemand anzuschwärzen. So wurde ein Mann, der seinem Untermieter kündigen wollte, von diesem angezeigt, an Schwachsinn zu leiden<sup>269</sup>. Gegen die 22jährige Frau F. beantragte die eigene Mutter eine Unfruchtbarmachung wegen angeborenem Schwachsinn. Am 7. 2. 1937 erstattete daraufhin der Arzt der Psychiatrischen Fürsorgestelle Tiergarten, Dr. Hadlich, offiziell Anzeige. Im Verfahren vor dem Erbgesundheitsgericht stellte sich heraus, daß Frau F. als Kind von ihrer Mutter schwer mißhandelt worden, z. B. mit dem Kopf häufig gegen die Wand geschlagen worden war. Am 27. 9. 1937 ordnete die Erste Kammer des Erbgesundheitsgerichts die Unfruchtbarmachung an. Für eine äußere Ursache des Leidens bestehe kein Anhalt. Der amtlich bestellte Pfleger der Patientin legte daraufhin Beschwerde ein über einen Rechtsanwalt. Das Leiden von Frau F. sei offensichtlich durch äußere Ursachen, nämlich die körperliche und seelische Mißhandlung durch die Mutter entstanden. Die Beschwerde wurde vom Erbgesundheitsobergericht zurückgewiesen und am 13. 1. 1938 wurde Frau F. in der Gynäkologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit sterilisiert<sup>270</sup>.

Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses entbehrte jeder wissenschaftlichen Grundlage. Die – wenn auch sehr oberflächlichen – amtsärztlichen Gutachten, die »Intelligenzprüfungsbögen« und insbesondere die sehr detaillierten fachärztlichen Gutachten, die das Gericht bei zweifelhaften Fällen gelegentlich anforderte, verliehen dem Verfahren jedoch einen wissenschaftlich-objektiven Anstrich. Neben dem Fernziel der Ausrottung der »Erbkranken« in der zweiten Generation diente das Gesetz schlichtweg der Einschüchterung und Disziplinierung sozialer Randgruppen. Unter der Diagnose »Schwachsinn« wurden alle Sorten von Menschen eingeordnet, die nicht in die neue Volksgemeinschaft paßten: Fürsorgezöglinge, Trebegänger, Prostituierte, Nichtseßhafte etc. Das soziale Milieu wurde in der Sprachregelung des Gesetzes zum Erbfaktor. Ein 16jähriges Mädchen aus einem Erziehungsheim wurde wegen angeborenem Schwachsinn unfruchtbar gemacht. In der Urteilsbegründung gaben die ärztlichen Richter zu, daß ihre Schulleistungen recht gut waren und sie auch bei der Intelligenzprüfung richtige Antworten gegeben habe ...

»Nach der Schulentlassung begann sie jedoch, sich herumzutreiben und machte bald einen dreisten und frühreifen Eindruck. Da sie einer ausreichenden Erziehung entbehrte und infolge ihrer geringen geistigen Entwicklung das Verwerfliche ihres Verhaltens nicht einzusehen vermochte, konnte sich ihr Triebleben nunmehr unbehindert entwickeln, und so neigte sie bald zum Lügen und Stehlen.«

In ihrem Fürsorgeerziehungsbeschluß hatte es geheißen:



»sie trieb sich bis spät abends mit Jungens umher, besuchte Rummel, tanzte dort, kleidete sich auffallend...«<sup>271</sup>

Die Tätigkeit der Ärzte war eingebettet in das weit gefächerte Netz des staatlichen Zwangsapparates. Die Patienten, die sie begutachteten, verurteilten und operierten, waren meist schon einen längeren Leidensweg durch diesen Apparat gegangen. Der Berliner Zeitungshändler K. befand sich vom 13. 6. 1935 bis 9. 1. 1936 in »Schutzhaft« im Konzentrationslager Lichtenburg bei Torgau an der Elbe. Der dortige Lagerarzt SS-Untersturmführer Dr. Schröder erstattete Anzeige gegen ihn wegen angeborenen Schwachsinn. Nach K.'s Entlassung aus dem KZ übermittelte die Gestapo alle Unterlagen dem Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin. Der Leiter des Gesundheitsamts Tiergarten Jost Walbaum stellte am 9. 6. 1937 anhand der Gestapoakten den Antrag auf Unfruchtbarmachung und lieferte das üblich knappe amtsärztliche Gutachten samt Intelligenzprüfungsbogen. Die Mutter von Herrn K. bestritt in einem Brief an das Erbgesundheitsgericht vom 5. 7. 1937, daß ihr Sohn schwachsinnig sei. Er sei immer ein etwas schwächlicher, ruhiger und eher schüchterner Junge gewesen:

»Es wird hier Verschüchterung, Autoritätsangst und mangelndes Selbstbewußtsein, in der Art, wie sich diese psychischen Erscheinungen bei ihm im Verkehr mit Autoritäten und selbstbewußten Menschen äußern, verwechselt mit den Erscheinungen des Idiotismus bei Schwachsinnigen.«

Nach dem Schreiben der Mutter wollte das Erbgesundheitsgericht sich ein eigenes Bild verschaffen und verhörte K. am 12. 8. 1937 zu seiner Intelligenz. Es wurden ihm Fangfragen gestellt, die er zum großen Teil richtig, in der einschüchternden Atmosphäre vor den ärztlichen und amtlichen Richtern aber zum Teil auch falsch oder gar nicht beantwortete. Seine Vernehmer schrieben ins Protokoll:

»K. ist ziemlich stumpf, antwortet aber auf Fragen willig. Beim Sprechen stößt er mit der Zunge an, Zahnlaute spricht er undeutlich... Er versagt auf fast allen Gebieten intellektueller Betätigung in gleicher Weise...«

Diese Beobachtung und die Tatsache, daß er die Hilfsschule besucht und oft den Arbeitsplatz gewechselt hatte, veranlaßten das Gericht, ihn als schwachsinnig einzuordnen und seine Unfruchtbarmachung zu verfügen. K. wurde dem Krankenhaus Moabit zugeführt und dort am 6. 10. 1937 vom Oberarzt der chirurgischen Abteilung, Dr. Kurt Strauß, zwangssterilisiert<sup>272</sup>. Strauß taucht in unzähligen Fällen als ausführender Operateur auf. Da sich freiwillig kaum Patienten in seine Abteilung begaben, wurden die Erbgesundheitsgerichte die wichtigsten Zulieferer für ihn.

Am Fall einer Schwesternschülerin aus dem Krankenhaus Moabit wird deutlich, wie das Gesetz gegen aufmüpfige Bürger angewandt wurde. Eine Diagnose ließ sich immer finden. Die Schülerin M. der Schwesternschule des Robert-Koch-Krankenhauses erlitt während der Arbeit häufig Ohnmachtsanfälle, da sie eine rigorose Abmagerungskur durchmachte. Sie war außerdem durch ihr eigenwilliges und freches Wesen des öfteren schon unangenehm aufgefallen. Im Juli 1937 wurde sie ohne ihre Einwilligung und ohne die Einwilligung ihrer Eltern auf der Neurologischen Abteilung mehreren komplizierten diagnostischen Eingriffen unterzogen wie einer Luftenzephalographie und einem Cardiazolschockversuch. Am 8. September 1937 erstattete der Oberarzt der Neurologischen Abteilung, Dr. Reisch, Anzeige gegen M. wegen Verdacht auf erbliche Fallsucht. Der stellvertretende Amtsarzt des Gesundheitsamts Tiergarten Dr. Bullerdiek, stellte daraufhin am 7. 12. 1937 den Antrag auf Unfruchtbarmachung und lieferte das erforderliche Gutachten mit einem Vermerk, der offenlegt, worum es wirklich ging:



Anzeige gegen den Zeitungshändler K.

### Antrag auf Unfruchtbarmachung durch den Amtsarzt

### Begleitschreiben der Gestapo

Ärztlicher Bericht von Dr. Kurt Strauß über die  
Zwangssterilisierung von Herrn K.



»Nach eingehender Rücksprache mit der neurologischen Abteilung des Robert-Koch-Krhs. wird der Antrag gestellt. Die neurol. Abtlg. steht auf dem Standpunkt, daß die von der Pat. gemachten Angaben unglaublich seien, da ihr Schwager Arzt sei und sie genau Bescheid wisse. Der Cardiazol-Versuch sei außerordentlich kennzeichnend gewesen. In ihrem Wesen sei sie reizbar, intolerant, sie lüge viel, soll sogar Kleinigkeiten entwendet haben...«

Erst als der Schülerin M. nun eine Vorladung des Erbgesundheitsgerichts ins Haus flatterte, wurde ihr klar, was man mit ihr vorhatte. Auch ihre Eltern erfuhren erst jetzt von den Vorfällen und protestierten heftig gegen das Verfahren und die Untersuchungen, die man an ihrer Tochter vorgenommen hatte, ohne sie zu fragen. Der Vater beteuerte in einem Schreiben an das Gericht, daß seine Tochter ein »kleiner Revolutionär« sei, und schon seit ihrer Kindheit zu »oppositioneller Haltung« neige. Die Schwester von M. schrieb am 12.1.1938:

»Es kann nicht der Sinn der Erbgesundheitsgesetze sein, bei Ohnmachtsanfällen, welche bei Frauen an sich möglich sein können, jedem Mediziner das Recht zu überlassen, welche die schwersten gesundheitlichen Schäden des Untersuchten nach sich ziehen können. Die mit dem Verdacht der erblichen Fallsucht begründete Weitergabe dieser Angelegenheit an das Erbgesundheitsgericht erscheint mir daher mehr als durchsichtig...«

Die Sache war so durchsichtig, daß das Gericht den Antrag ablehnen mußte. Der Schülerin M. blieb der Schrecken<sup>273</sup>.

Bei der 40jährigen Hausangestellten Frau R. stellte am 14.2.1940 der stellvertretende Amtsarzt von Tiergarten, Magistratsmedizinalrat Alfred Bullerdiek, den Antrag auf Unfruchtbarmachung wegen schwerer körperlicher Mißbildung. In sein Gutachten schrieb er den Vermerk:

»Der Antrag wird trotz des hohen Alters der Patientin gestellt, da das Erleiden eine überaus hohe Durchschlagskraft hat und sie heiraten will.«

Das Erbgesundheitsgericht ordnete die Unfruchtbarmachung an und am 12.9.1940 wurde sie vom Assistenzarzt der Frauenabteilung des Robert-Koch-Krankenhauses, SA-Obersturmführer Fritz Rieckhoff, zwangssterilisiert<sup>274</sup>. Die wegen paranoider Schizophrenie zur Sterilisierung verurteilte 40jährige Schneiderin W. wurde der Röntgenabteilung des Robert-Koch-Krankenhauses zur Unfruchtbarmachung überwiesen. Frau W. war verheiratet und hatte ein Kind. Die Ärzte der Wittenauer Heilstätten hatten das Verfahren eingeleitet. Die Anwendung der Röntgenkastration erfolgte, da Frau W. »unruhig« war. Vom 11. bis 14. Dezember 1936 wurde sie vom Leiter der Röntgenabteilung Prof. Karl Frik mit einer Herddosis von 320 r auf den linken und von 310 r auf den rechten Eierstock bestrahlt. Zwei Monate später meldeten die Wittenauer Heilstätten dem Gesundheitsamt Tiergarten, daß Frau W. wieder ihre Regel bekomme. Daraufhin wurde sie in der Zeit zwischen dem 29.3. und 31.3.1938 nochmal mit je 328 r auf jeden Eierstock bestrahlt. Am 27. Oktober meldete Prof. Frik dem Gesundheitsamt, daß Frau W. nun endgültig nicht mehr menstruiere. Hierbei muß noch berücksichtigt werden, daß Frau W. bei der ersten viermaligen Bestrahlung eine Hautdosis von je 1000 r und bei der zweiten dreimaligen Bestrahlung eine Hautdosis von je 900 r verabreicht bekam. Das waren extrem hohe Dosen, die zu Verbrennungen der Haut mit dauerhaften Schäden führten<sup>275</sup>.

Wer einmal in die Mühlen eines Sterilisierungsverfahrens geraten war, fand so schnell keine Ruhe mehr. Nach dem Ehegesundheitsgesetz aus dem Jahr 1935 war »Erbkranken« eine Eheschließung untersagt. Der 31jährige Tischler Herr N. wurde am 5. Dezember 1935 vom Leiter der Tiergartener Fürsorgestelle für Alkoholkranke, Karl



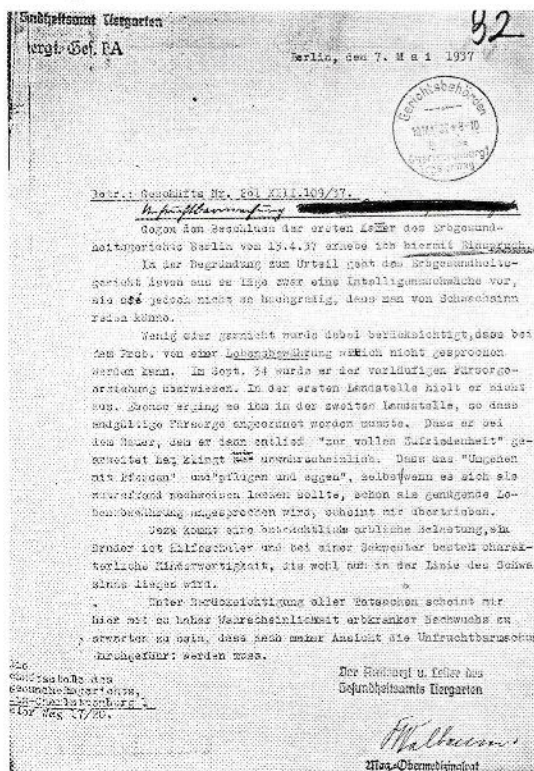








Dem leitenden Amtsarzt von Tiergarten, Jost Walbaum, war selbst die Spruchpraxis des Erbgesundheitsgerichts zu milde. Sein Brief an das Erbgesundheitsgericht Charlottenburg vom 7.5.1937 spricht für sich selbst:



### Gegner der Zwangssterilisierung

Es gab jedoch unter den beteiligten Ärzten auch eine Gruppe von Gegnern des Nationalsozialismus, die die Sterilisierungsverfahren zu unterlaufen versuchten. Zu ihnen gehörten der Oberarzt der Neurologischen Abteilung, Max Burger, – der später auch im Widerstand eine Rolle spielte – und sein Assistenzarzt Hermann Hilterhaus. Wo immer sie konnten, deklarierten sie in ihren Gutachten das betreffende Leiden zu einem durch äußere Ursachen erworbenen und nicht anlagebedingten Leiden. Da es ein fachärztliches Gutachten war, wurde es vom Erbgesundheitsgericht dann auch meist anerkannt und der Patient blieb verschont. Auch ihrem Chefarzt Dr. Kipp gegenüber gelang es ihnen in vielen – nicht allen – Fällen, ihre Meinung durchzusetzen<sup>277</sup>. Hermann Hilterhaus und Rosemarie Burger erinnern sich:

»In den Gutachten, die von den zum großen Teil medizinisch sehr wenig orientierten Amtsärzten stammten, war man mit dem angeborenen Schwachsinn manchmal sehr schnell bei der Hand, und da war es sehr häufig möglich, nicht nur die Diagnose eines Schwachsinn zu korrigieren, sondern vor allen Dingen auch zu beweisen, daß es sich um eine erworbene Schädigung handelte und kein vererbbarer Schwachsinn vorlag ... man konnte sagen, daß der betreffende Intelligenzmangel mit dem Werdegang des Patienten, mit der bescheidenen Schulausbildung etwas zu tun hatte ... Ein großer Teil der damaligen Amtsärzte bewegte sich selber an der Grenze des Schwachsinn. Die Amtsärzte waren damals wirklich eine negative Auslese, wie sie im Buche steht ... Und aus der erblichen Fallsucht eine symptomatische



(erworbene) Epilepsie zu machen, das war sehr häufig möglich. Bei den uns zugeschickten Fällen handelte es sich meiner Erinnerung nach überwiegend auch wirklich um nicht vererbte Epilepsien.«<sup>278</sup>

»Ich erinnere mich, daß mein Mann damals eine Menge Gutachten für das Erbgesundheitsgericht machen mußte mit der Frage der Sterilisation – besonders von Epileptikern – und daß er es immer verstand, es auf eine symptomatische Epilepsie hinauskommen zu lassen. Es waren immer Minimalsymptome, die hat er dann so zusammengestellt, daß er beweisen konnte, es handele sich um eine frühkindliche Gehirnschädigung.«<sup>279</sup>

Dr. Arno Kipp  
Anzeige

Ich, Dr. Arno Kipp, Arzt für Neurologie, habe die nachstehende Person in der Abteilung für Epilepsie des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung in Berlin beobachtet.

Name: [redacted]  
Geburtsdatum: [redacted]  
Geburtsort: [redacted]  
Beruf: [redacted]  
Heimatort: [redacted]

Leider ist die Person in der Abteilung für Epilepsie des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung in Berlin beobachtet worden. Die Person ist an Epilepsie erkrankt und hat in der Abteilung für Epilepsie des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung in Berlin beobachtet worden.

Am 1. April 1934  
Dr. Arno Kipp

Dr. Arno Kipp  
Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung  
Abteilung für Epilepsie

Anzeige gegen einen Patienten mit Epilepsie von Dr. Arno Kipp

Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie die Patienten auf der Neurologischen Abteilung damals auf die Propaganda für den sog. Gnadentod reagierten, die die Nazis mit dem berühmtberüchtigten Film »Ich klage an« betrieben. In diesem Film wurde eine Frau gezeigt, die an multipler Sklerose erkrankt war.

»Die Schwester von Rudolf Heß hatte nach diesem Film prompt Beinbeschwerden. Sie wurde dann gesund, nachdem ich sie überzeugt hatte, daß sie keine M. S. habe. Das war ganz entsetzlich. Es kamen dauernd Menschen, die sagten: »Sagen Sie mir die Wahrheit, ich hab' doch bestimmt Multiple Sklerose! Sie machen mir was vor!« Dann kamen die Ehemänner an: »Ist es nicht doch besser, wenn meine Frau eingeschlafert wird?« Jedenfalls wenn die nur geringe nervliche Beschwerden hatten, dann wurde das alles als Multiple Sklerose deklariert. Vor allem unter der weiblichen Bevölkerung entstand eine ziemliche Unruhe. Die psychologische Wirkung des Films war eine ungeheure. Ich habe in meinem Zorn damals die Idee gehabt, man sollte gegen diesen Film was unternehmen. Ich bin dann zu Prof. Siebert gegangen (Chef der II. Inneren Abteilung, d. V.) und habe ihn gefragt, ob man nicht ein Verbot dieses Films erwirken könnte. Da sagte der: »Ruhig! Das kommt von ganz, ganz oben. Da kann überhaupt kein Mensch was machen.«<sup>280</sup>

Mit diesem Film sollte die Bevölkerung auf die späteren Euthanasieaktionen psychologisch vorbereitet werden.

Gegen Ende der dreißiger Jahre flaute die Zahl der Anträge auf Unfruchtbarmachung und der Sterilisierungsverfahren merklich ab. Das war dem Amtsarzt von Tiergarten Anlaß, die Krankenhausärzte zum Durchgreifen zu ermahnen:



»Der Herr Polizeipräsident in Berlin hat uns von einem Einzelfall Mitteilung gemacht, der besonders eindringlich zeigt, wie leicht es Erbkranken und ihren Angehörigen ist, durch das Ausspielen einer Stelle gegen die andere immer wieder neue Schwierigkeiten zu erzeugen, um der Unfruchtbarmachung des Erbkranken zu entgehen...«<sup>281</sup>

Zu dieser Zeit waren schon andere Aktionen in Vorbereitung. Am 27. März 1939 verschickte der Reichsinnenminister ein Rundschreiben an alle Krankenanstalten, in dem eine »Erbbestandsaufnahme« angeordnet wurde, mit der die Erfassung aller Geisteskranken und Krüppel in den Krankenhäusern vereinheitlicht werden sollte. Alle Neuaufnahmen und alle seit 1933 aufgenommenen Kranken waren »auf Grund ihrer Krankengeschichten und Akten in gleicher Weise zu verkarten... Bei den Anstaltsbesichtigungen haben die Amtsärzte sich zu vergewissern, wie weit die Verkartung fortgeschritten ist«.<sup>282</sup> Hinter jenen trockenen amtlichen Mitteilungen verbargen sich die Vorbereitungen zum Massenmord an Geisteskranken und Gebrechlichen im Rahmen der von Hitler im Oktober 1939 befohlenen Euthanasie-Aktion »T 4«. Wir wissen nicht, in welchem Ausmaß Patienten des Krankenhauses Moabit von dieser Aktion betroffen waren. Wir wissen nur, daß viele der Patienten, die dort zwangssterilisiert wurden, später in den Tötungsanstalten Brandenburg und Bernburg verschwunden sind. Die amtliche Mitteilung sah dann so aus:

Landes-Pflegeanstalt Brandenburg a.H.

R 649 /ED- bei Rückantwort bitte angeben!

An die Geschäftsstelle des Erbgesundheitsgerichtes Berlin  
Berlin-Charlottenburg  
Tegelner Weg Nr. 17 -20

Brandenburg a.H., den 25. Juli 1940  
Neuendorfer Straße 90c  
Telefon: Brandenburg 4272  
Ihr Schrb.V.: 28.6.1940  
Gesch.Nr.: Heilbu D 9852 -261 1111  
606/36

Per. Nr. 25.7.40 Koch  
1 Brandenburg  
25. Juli 1940

Ihr oben erwähntes Schreiben an die Heilanstalt in Berlin-Buch wurde uns zuständigkeitshalber zugeleitet.  
Die Patientin Frau [Name] wurde Ende März d.J. aus verwaltungstechnischen Gründen in unsere Anstalt überführt und ist am 12. April hier selbst verstorben.

Heil Hitler!  
Dr. Schmitt

Der Gedanke der Zwangssterilisierung ist auch heute noch unter Ärzten populär. In einer Analyse der Zwangssterilisierungsverfahren des Bezirks Tiergarten aus dem Jahr 1968 wird bedauert, daß das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses heute nicht mehr gültig sei, und daß es mit dem Odium der nationalsozialistischen Ära und der Euthanasieaktionen belastet sei. Den Befürwortern des Prinzips der Freiwilligkeit bei allen eugenischen Maßnahmen hält die Autorin entgegen:

»Dabei läßt (man, d. V.) meines Ermessens die geistige und psychische Komponente des Personenkreises außer Acht, an den sich die Mahnung auf Ehelosigkeit bzw. Enthaltbarkeit in der Ehe richten müßte (Auch die heute propagierte »Antibabypillen«-Anwendung setzt einen gewissen Intelligenzgrad voraus!). Es ist daher Nachtsheim beizupflichten, wenn er sagt, daß der Großteil der zu Sterilisierenden keine Fähigkeit zur freien Entscheidung habe.«<sup>282</sup>

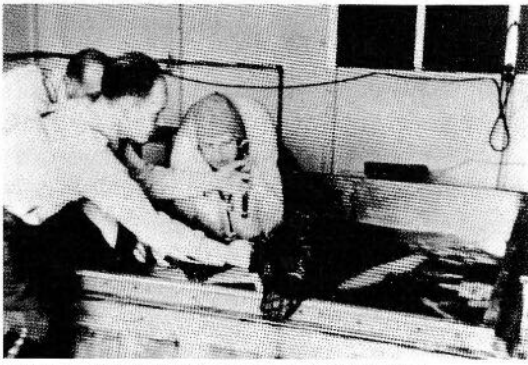


Nach der Schreckensperiode der Ära Strauß kehrten 1940 wieder »geordnete« Verhältnisse ein auf der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses Moabit. Mit der Berufung von Prof. Erwin Gohrbandt, seinem Oberarzt Wilhelm Heim und Gohrbandts Neffen Gerd Habelmann »ging ein Dreigestirn auf«, wie es ehemalige Schwestern beschreiben. Man konnte sich in Moabit wieder operieren lassen, ohne Gefahr zu laufen, an den Folgen hemmungsloser Pfuscherei zu sterben. Die nationalsozialistische Ausrichtung der Abteilung blieb jedoch weiter bestehen. Während Oberarzt Heim häufiger die Nähe zu seinem internistischen Kollegen, dem Widerstandskämpfer Georg Groscurth, suchte, pflegte Gohrbandt enge Kontakte zu Hermann Göring. Gohrbandt war Generalarzt und Referent für Luftfahrtmedizin bei der Sanitätsinspektion der Luftwaffe. Schon frühzeitig war er als Befürworter der Zwangssterilisierung hervorgetreten. Wie nahe ein Militärarzt und Professor der Universität in das Umfeld medizinischer Verbrechen geriet, zeigen folgende Tatsachen:

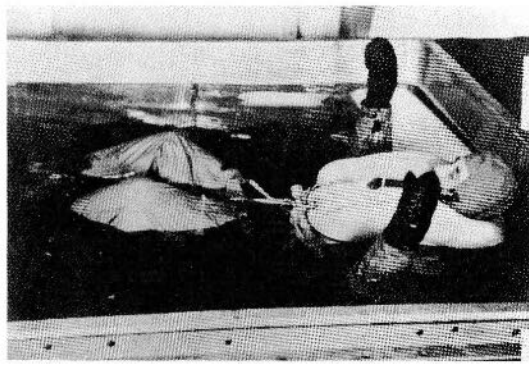
Der Siegeslauf der Wehrmacht im Rußlandfeldzug war Ende 1941 im russischen Winter stecken geblieben. Infolge der mangelnden Ausrüstung erfroren deutsche Soldaten in ihren Schützengräben. Mit Stalingrad Ende 1942 kam die Katastrophe und Wende des Krieges. Ganze Lazarettzüge voller Soldaten mit schweren Erfrierungen rollten von der Ostfront nach Berlin und überfüllten die Krankenhäuser. Fieberhaft wurde nach neuen Behandlungsmethoden gesucht. In der III. Chirurgischen Universitätsklinik am Krankenhaus Moabit wurde viel über Erfrierungen gearbeitet. Im Rahmen dessen weilte Prof. Gohrbandt am 26. und 27. Oktober 1942 auf einer wissenschaftlichen Besprechung über ärztliche Fragen bei Seenot und Winternot in Nürnberg, veranstaltet vom Inspekteur des Sanitätswesens der Luftwaffe<sup>284</sup>. Auf dieser Tagung referierten Prof. Dr. Ernst Holzlöhner, Physiologe aus Kiel, und Dr. Sigmund Rascher, Stabsarzt und SS-Untersturmführer, über »Verhütung und Behandlung der Auskühlung im Wasser«. In diesem Referat wurden die Ergebnisse der Unterkühlungsversuche vorgebracht, die Rascher im Auftrag Himmlers und der Luftwaffe im KZ Dachau an etwa 80 Häftlingen ausgeführt hatte. Bei diesen Versuchen wurden die Versuchspersonen in voller Fliegeruniform in Eiswasser gelegt und ihre Körperfunktionen bis zum Eintritt des Todes genau gemessen. An den Überlebenden wurden Wiederbelebungsversuche erprobt. Bei den Versuchen Raschers starben nachweislich 18 Häftlinge. Aus dem Wortlaut des Vortrags in Nürnberg war eindeutig ersichtlich, daß es sich um Menschenversuche mit Todesfolge handelte<sup>285, 286</sup>. Am Rande der Tagung äußerten einige der anwesenden Professoren, die dort aus den Zentren der deutschen Wissenschaft versammelt waren, ihre Empörung und Bedenken über diese Versuche. Öffentlicher Protest erhob sich jedoch nicht<sup>286</sup>. Im Zentralblatt für Chirurgie Nr. 44 vom 30. Oktober 1943 referierte Gohrbandt in einer Arbeit mit dem Titel »Auskühlung« die Versuche Holzlöhners und Raschers. Z. T. wörtlich gab er deren in Nürnberg gemachte Ausführungen wieder:

»Unsere Kenntnisse über das Krankheitsgeschehen auch beim Menschen verdanken wir in erster Linie den grundlegenden Arbeiten von Holzlöhner, Rascher ... Bei langsamer Auskühlung geht der Kontraktion der Gefäße das schon erwähnte Stadium der reaktiven Hyperämie voraus, während es bei schnell einsetzender Auskühlung kaum in Erscheinung tritt und von vornherein eine blasse, bläulichgrau





Häftling bei Unterkühlungsversuch im KZ Dachau



marmorierte, kalte und unempfindliche Haut auffällt. So kann bei langsamer Auskühlung anfangs eine Beschleunigung des Pulses erfolgen, während bei schneller Auskühlung eine wesentliche Verlangsamung auftritt. Bei Absinken der Kerntemperatur auf  $29-30^{\circ}$  setzt stets eine Arrhythmia perpetua (dauernde Herzrhythmusstörung, d. V.) ein. Besonders auffallend ist der rein reflektorische und nicht durch Kältekontraktion bedingte Rigor der Skelettmuskulatur (Muskelstarre, d. V.) ... Im Blutbild finden wir eine Vermehrung des Hämoglobins. Schon bei  $35^{\circ}$  tritt eine starke Steigerung der Viskosität ein, die eine Mehrbelastung des Herzens bedingt. Gleichzeitig mit dem Absinken der Kerntemperatur, die nach Raschers Untersuchungen der Rektaltemperatur gleichzuwerten ist, tritt eine Mattigkeit, Müdigkeit und Interessenlosigkeit, eine absolute Bewegungs- und Gedankenunlust ein. Schicksals ergeben döst der Ausgekühlte vor sich hin, völlig abgestumpft gegen seine Umgebung sowie irgendwelche Ereignisse oder Gefahren. Bei immer stärker werdender Apathie verfällt der Ausgekühlte ungefähr bei  $30^{\circ}$  der Kältenarkose. Sinkt die Kerntemperatur noch weiter ab, werden Puls und Atmung immer langsamer, bis bei ungefähr  $25^{\circ}$  (vielfach aber schon früher oder selten später) der Tod infolge völliger Unerregbarkeit lebenswichtiger Zentren eintritt.<sup>287</sup>

Dieser Bericht offenbart, daß es sich um Menschenversuche handelte. Solche detaillierten klinischen Berichte konnten unmöglich auf Grund vereinzelter Rettungsfälle aus Seenot verfaßt sein<sup>286</sup>. Gohrbandt war nicht direkt an diesen Versuchen beteiligt, er hat sie aber offensichtlich gebilligt und als fachliche Autorität der deutschen Ärzteschaft als seriöse Wissenschaft in aller Öffentlichkeit präsentiert. In Nürnberg selbst fungierten die Versuche Holzlöhners und Raschers als »geheime Kommandosache«.

Zusammen mit Gohrbandt nahm auch ein anderer Moabiter Kollege an jener Nürnberger Tagung teil: Herrmann Becker-Freyseng, Assistenzarzt der I. Inneren Abteilung sowie Stabsarzt und Referent für Luftfahrtmedizin bei der Sanitätsinspektion der Luftwaffe. Becker-Freyseng arbeitete schon seit geraumer Zeit im Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitut des Reichsluftfahrtministeriums in Berlin an Höhenversuchen<sup>288</sup>. Angeregt durch die Vorträge Raschers und Holzlöhners in Nürnberg schlug Becker-Freyseng im Sommer 1944 seinen Vorgesetzten vor, für Versuche zur Trinkbarmachung von Meerwasser Häftlinge des KZ Dachau zu verwenden, da in Berlin durch den Krieg und die Luftangriffe keine geeigneten Versuchspersonen mehr aufzutreiben und in Dachau geeignete Laborräume vorhanden seien. Das geschah dann auch. Unter Becker-Freysengs Kommando wurden 44 Zigeuner aus dem KZ Buchenwald ausgewählt und nach Dachau überstellt. Dort wurden sie in verschiedene Gruppen aufgeteilt, die über mehrere Tage dursten mußten und reines Meerwasser oder mit chemischen Zusätzen versehenes Meerwasser zu trinken bekamen. Es sollte damit ausgetestet werden, wie lange ein in Seenot geratener Flugzeugpilot z. B. ohne Süßwasser aus-



kommen konnte und ob die erwähnten chemischen Zusätze das Meerwasser besser verträglich machten. Die Versuchspersonen kamen dabei nicht zu Tode, erlitten bei den Versuchen jedoch beträchtliche Qualen und von freiwilliger Teilnahme konnte nach Erkenntnissen des Amerikanischen Militärgerichtshofs in Nürnberg keine Rede sein. Dr. Becker-Freyseng wurde in Nürnberg am 20. August 1947 wegen Kriegsverbrechens und Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu 20 Jahren Haft verurteilt<sup>289</sup>. Nach Erinnerungen ehemaliger Mitarbeiter war Becker-Freyseng ein harmloser netter Kollege, und die meisten waren völlig verdutzt und schockiert, als sie nach dem Krieg von seiner Beteiligung an den Menschenversuchen erfuhren. Becker-Freyseng hatte auch zum entfernteren Freundeskreis der Nazigegner am Krankenhaus gehört. Man suchte eine Erklärung darin, daß Ehrgeiz und Karrieresucht ihn zu diesen Handlungen getrieben haben mußten. Ilse Kunze, MTA und später Ärztin am Krankenhaus Moabit, erlebte, mit welcher Selbstverständlichkeit die Verwendung von Häftlingen für medizinische Experimente damals gehandhabt wurde:

»Ich machte meine Doktorarbeit über Durstversuche. Ich hatte freiwillige Versuchspersonen ausgesucht, ich selbst habe auch mitgemacht. Ich entsinne mich, eines Tages saß ich mit meinem Doktorvater im Labor, da kam ein Luftwaffenarzt dazu, der in Nordafrika gewesen war. Der sagte: ›Sind Sie verrückt, selber zu hungern und zu dursten, dafür gibt es doch die KZs...‹<sup>290</sup>



*Dr. Hermann Becker-Freyseng (sitzend 3. von links) inmitten von Kollegen der I. Inneren Abteilung*



### »Kunzes Kaffee-Salon«

Nach dem, was bisher über das Jahr 1933 an der Klinik berichtet wurde, sollte man meinen, daß die Nationalsozialisten so gründlich unter ihren Gegnern aufgeräumt hatten, daß vom Geist der Zeit davor nichts mehr übrig war. Dem war nicht so. Es gab Löcher im Netz der Kontrollen. Im Dezember 1934 trat Dr. Georg Groscurth als Assistenzarzt in die I. Innere Abteilung des Krankenhauses Moabit ein. Groscurth, geboren am 27. 12. 1904 in Unterhaun bei Kassel, hatte seine Laufbahn begonnen bei Prof. Hermann Zondek im Urbankrankenhaus und dort über Fragen des Stoffwechsels und der Kreislaufphysiologie wissenschaftlich gearbeitet. Als Zondek 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft entlassen wurde, setzte er noch ein Stipendium für begabte Wissenschaftler aus und bestimmte, daß Groscurth es als erster erhielt. 1932 wurde Groscurth Mitarbeiter an der Abteilung für physikalische Chemie am Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem (heutiges Max-Planck-Institut). Hier begann seine Freundschaft mit dem Physiker Robert Havemann. Beide wurden 1933 im Zuge von Neubesetzungen am Institut entlassen, da sie kommunistischer Neigungen verdächtig waren<sup>291</sup>. Nachdem Groscurth in Moabit wieder eine Anstellung gefunden hatte, zog er Havemann mit zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten in der Klinik heran. Im Labor der I. Inneren Abteilung im Dachgeschoß des Ostpavillons forschten sie über die Zellatmung und den Stoffwechsel der roten Blutkörperchen mit von Havemann selbst entwickelten Meßgeräten<sup>292</sup>.

Dieses Labor wurde zum Treffpunkt der Nazigegner am Krankenhaus. Die dort angestellte MTA Ilse Kunze war mit Groscurth gut befreundet und gründete ein Kaffeekränzchen, das unter dem Namen »Kunzes Kaffee-Salon«, abgekürzt »KKS«, firmierte. Hier fanden sich MTAs, Doktoranden und Ärzte zusammen, die alle eines verband: Die Abneigung gegen die braune Gleichrichtung in der Klinik und im Leben draußen. Man debattierte über die politische Lage, erzählte die neuesten Witze, besprach medizinische und wissenschaftliche Fragen und privaten Klinikklatsch. Hier wurde über alles »geschandmault«, wie es im Haus gerüchteweise hieß. In den »KKS« wurden nur Kollegen eingeladen, deren Haltung man kannte und die absolut vertrauenswürdig waren. Außer Groscurth und Frl. Kunze gehörten dazu die MTAs Ina Meyer, Hedwig Lagodszinski, die Volontärärztin Elsa Krause, Heinz Schlag, Oberarzt der II. Inneren Abteilung, und einige andere. In der Neurologischen Abteilung gab es einen ähnlichen Zirkel, der sich »antifaschistischer Vertrauenskreis« nannte. Zu ihm gehörten die MTA Edith Thurm, der Oberarzt Max Burger und Assistenzarzt Hermann Hilterhaus. In der damals herrschenden Atmosphäre von Terror und Bspitzelung, wo man den meisten Kollegen am Arbeitsplatz nicht trauen konnte, waren diese Zirkel Stätten der Zuflucht, wo man offen reden konnte, sich Luft machen konnte. Man verbrachte gemeinsam seine Freizeit und feierte die Feste, wie sie fielen. Ilse Kunze erinnert sich:

»Gegen die Zahlung eines Groschens kamen sie alle mittags nach den Visiten um halb zwölf oben im Labor an und da kriegten sie Kaffee. Es wurde viel über Politik gesprochen. Dann kam einmal in der Woche der jour fix, da trafen wir uns alle in dem kleinen schmalen Zimmer von einer Volontärärztin. Dahin kam die ganze Assistentenschar und wer wollte, brachte jemand mit. Er wurde nicht nur gefeiert, sondern auch wirklich ernsthaft gesprochen und diskutiert. Dadurch, daß auch die Assistenzärzte alle in der Klinik



wohnten – wer wohnt denn heute noch in der Klinik – ergab es sich, daß wenn einer Nachtdienst hatte, die ganze Clique dabei war. Und wenn nun mal ein bißchen über den Durst getrunken wurde, dann hat der, der am nüchternsten war, den Dienst übernommen. Das war ein Zusammenhalt und eine Freundschaft, die für's Leben geschlossen wurde...«<sup>293</sup>

»Wir hatten den sogenannten Pleitegeier auf dem Tisch stehen. Das war eine kleine Sparbüchse mit dem Reichsadler drauf. Da das damals mit dem Kaffee sehr schlecht war, wurde hier immer ein Obulus reingesteckt, damit wir wieder zu Kaffee kamen. Und dann unsere Sonnabende, wo wir vom Dienstschluß bis zum späten Abend erscheinen konnten, wann wir wollten. Gleich am Eingang Turmstraße das große Gebäude. Wer da wohnte, gab sein Zimmer zu diesem Treffen frei. Es war gar kein »MTA und Chef«-Verhältnis, das war wie eine Familie da oben bei uns. Es war ein sehr schönes Arbeiten.«<sup>294</sup>

»Wenn der Kaffee fertig war, haben wir angerufen auf der Station und haben gesagt: »Der Versuch läuft«. Dann wußten alle, das war das Zeichen, daß das Treffen beginnt. Da wurde viel besprochen, auch Medizinisches. Wir durften manchmal auf die Station mitgehen und dann haben die Ärzte uns besondere Fälle gezeigt, was ja sonst gar nicht und vor allem heute gar nicht üblich ist. Man hat ja heute zur Klinik keinen Kontakt mehr... Das Drumherum, die politische Lage war ja ziemlich mies. Aber wir hatten sehr guten persönlichen Kontakt zueinander. Die, die anderer Meinung waren, gehörten eben nicht zu dem Kreis...«<sup>295</sup>

»Man hatte kein Geld. Das spielte auch eine große Rolle. In der ganzen Zeit von 35 bis nachher. Wir hatten alle keinen Pfennig Geld, denn wir hatten ja alle keine bezahlte Stelle, der einzige, der eine feste Anstellung kriegte, war Groscurth. Die anderen waren unbezahlte Volontärärzte. Wenn wir dann was unternehmen wollten, haben wir gesammelt. Die Elsa Krause hatte eine ziemlich begüterte Mutter, von der sie ein Auto geschenkt bekam. Aber zum Autofahren war sie weiß Gott nicht geeignet und so fuhren das Auto dann immer unsere Männer. Wenn wir Benzin brauchten, haben wir die Manteltaschen, Jacken und Säume abgesucht und haben tatsächlich manches Mal 20 Mark zusammengekriegt. Und dann sind wir zu vier oder fünf Mann hoch im DKW losgekutscht nach Rheinsberg, wo wir den getauft haben...«<sup>296</sup>

1939 wurde Groscurth Oberarzt der I. Inneren Abteilung. Am 9. 2. 1940 habilitierte er sich mit einer Arbeit über Vergiftungen mit Diphosgen und Perstoff, die er an der gastherapeutischen Abteilung der Militärärztlichen Akademie erstellt hatte. Havemann hatte



MTA Ilse Kunze



Dr. Groscurth und Havemann im Labor



»jour fix« in »Kunzes Kaffee-Salon«, (3. von links: Dr. Groscurth, 4. von rechts: Ilse Kunze, ganz rechts: MTA Hedwig Lagodzinski)





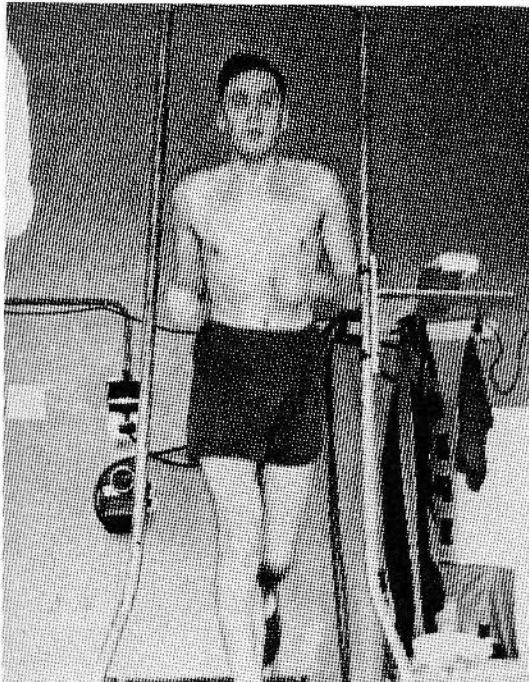
*Dr. Georg Groscurth*



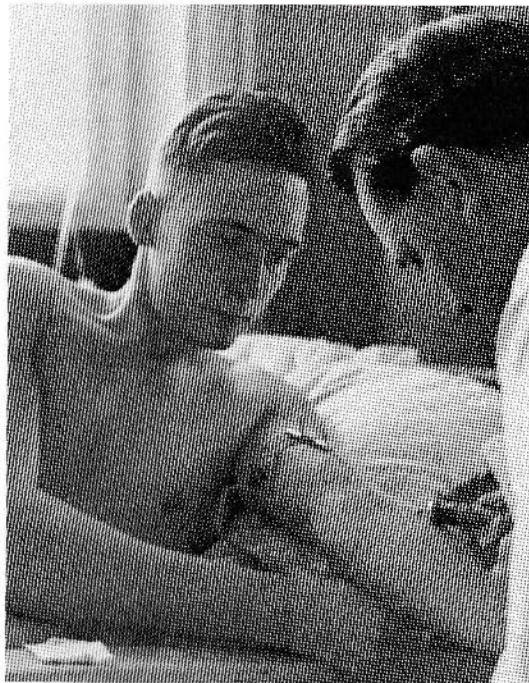
inzwischen eine Stellung als Physikochemiker bei Prof. Heubner am pharmakologischen Institut der Universität erhalten. Über diese Institutionen konnten beide wichtige Verbindungen zu einflußreichen Stellen in der Wehrmacht und in der Universität knüpfen, die sich für die spätere Widerstandsarbeit als wichtig erweisen sollten. Groscurth war in erster Linie Wissenschaftler, doch auch als Diagnostiker und Kliniker wurde er von seinen Fachkollegen im Krankenhaus sehr geschätzt. Schwester Gertrud Dietrich, damals Schwester auf der Chirurgie, erinnert sich lebhaft an Groscurths Konsiliarbesuche:

»Groscurth war so ein großer Schlacksiger. Wenn wir ihn zu einem Patienten gerufen haben, stand er irgendwann in der Tür, lehnte sich so lässig gegen den Türpfosten, die Hand in der Kitteltasche, und fragte nur: »Wer is es?« Und wenn ich dann auf den Patienten zeigte, schaute er rüber und sagte die Diagnose. So einer war das. Aber die Diagnosen stimmten immer.«<sup>297</sup>

Mit Beginn des Krieges war Groscurth wegen der häufigen Abwesenheit seines Chefs Prof. Helmut Dennig mit der Leitung der Klinik betraut. Er hielt die Vorlesungen und betreute die Doktoranden. Als Oberarzt unterstand ihm die Poliklinik für innere Krankheiten. Zu seinen Privatpatienten zählten Leute aus den höchsten Kreisen der Nazielite: Rudolf Heß, dessen Bruder Alfred Heß und der Staatssekretär im Außenministerium, SS-Obergruppenführer Wilhelm Keppler. Wenn es diesen Leuten schlecht ging, dann erzählten sie schon mal das eine oder andere über geplante Kriegsaktionen oder über die Verbrechen, in die sie verwickelt waren. Von ihnen bezog Groscurth wichtige Informationen für seine Widerstandsarbeit. In jenen Jahren formierte sich eine Gruppe um Groscurth, Havemann, Paul Rentsch und Herbert Richter-Luckian, die als »Europäische Union« in die Geschichte eingegangen ist<sup>298</sup>.



Wissenschaftlicher Versuch mit einem Doktoranden im Kreislaulabor

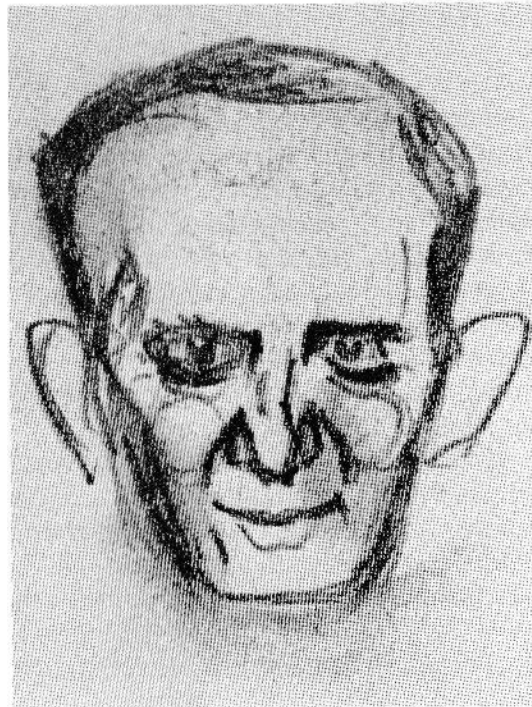


Dr. Groscurth nach einem Versuch beim Blutabnehmen

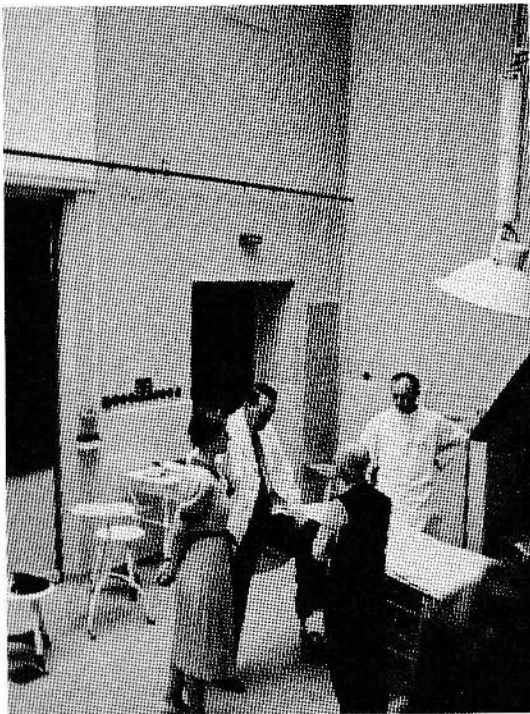




Dr. Groscurth, gezeichnet von einem Kollegen aus »Kunzes Kaffee-Salon«



Robert Havemann, gezeichnet von einem Kollegen aus »Kunzes Kaffee-Salon«



Dr. Groscurth (2. von links) bei der Vorlesung im neuen Hörsaal



»Kunzes Kaffee-Salon«, Arbeitspause auf der Dachterrasse des Ostpavillons, von links: Kunze, ?, Havemann, Lagodszinski, ?



Dr. Groscurth auf der Dachterrasse des Ostpavillons



Die Widerstandsgruppe um Groscurth und Havemann war anfangs sehr klein. Paul Rentsch war Dentist. Seine Praxis in der Rankestraße diente häufig als Treffpunkt. Rentsch war ein sehr zurückhaltender, empfindsamer Mann, dem die Entscheidung, in der Gruppe mitzuarbeiten, nicht sehr leicht gefallen ist<sup>299</sup>. Herbert Richter-Luckian war Architekt und anerkannter Beleuchtungsexperte. Die lichttechnischen Anlagen des Berliner Zoos wurden in den zwanziger Jahren nach seinen Entwürfen gebaut. Durch seine beruflichen Verbindungen hatte er nach 1933 Kontakte zu höheren Regierungskreisen geknüpft. Auf einem Empfang im Sommer 1939 erfuhr er von Hitlers Absicht, demnächst in Polen einzumarschieren. Schon bevor er Groscurth und Havemann begegnete, unterhielt er Verbindungen zur Widerstandsgruppe um Robert Uhrig, der illegalen Leitung der Berliner KPD<sup>300</sup>.

Man stellte sich zunächst rein humanitäre Aufgaben wie die Unterbringung von Leuten, die illegal leben mußten: Juden und politisch Verfolgte. Sie wurden in sicheren Wohnungen versteckt, mit Nahrungsmitteln und falschen Papieren versorgt und, so weit möglich, ins Ausland geschleust. Die Papiere wurden auf abenteuerlichstem Wege beschafft. Die Gruppe zog sich einen demoralisierten Kriminalbeamten aus Wilhelmshaven an Land, der sich in den Berliner Spielkasinos herumtrieb. Das Einwohnermeldeamt von Wilhelmshaven war gleich zu Anfang des Krieges von einer englischen Fliegerbombe völlig zerstört worden. Dieser Kriminalbeamte besorgte nun echte Kennkarten mit echten Siegeln, mit denen man Untergetauchte in beliebige unschuldige Wilhelmshavener Bürger verwandeln konnte, ohne daß das kontrollierbar war<sup>301</sup>. Es gab vielfältige Möglichkeiten, Papiere zu fälschen:

»Wir hatten einen Grafiker namens Oscar Fischer, der machte folgendes: Der kochte ein Ei hart und wälzte das über den Stempel in einem richtigen Ausweis und auf der feuchten gummiartigen Schicht des Eies färbte sich der Stempel ab und man konnte damit wieder ein Paßbild in einem gefälschten Ausweis stempeln. Damit haben wie sehr viele Urlaubsscheine für die Wehrmacht hergestellt...«<sup>302</sup>

Groscurth versteckte in seiner Wohnung in der Ahornallee Nr. 10 eine Jüdin namens von Schewen. Die zusätzlichen Nahrungsmittel besorgte er über einen Patienten, der



*Groscurths Wohnung in der Ahornallee 10*



Geflügelhändler war. Andere Untergetauchte ließ er im Krankenhaus oder in seiner Privatpraxis unterkommen. Für ein jüdisches Ehepaar namens Miachailowitsch besorgte er falsche Papiere<sup>303</sup>. Mit welchen Schwierigkeiten man in einem solchen Versteck zu kämpfen hatte, schildert Antje Kind, die damalige Ehefrau Havemanns:

»Wir kriegten viele Leute, die wir für ein paar Wochen illegal »aufheben« mußten. Wir wohnten in einer großen Atelierwohnung, hinter dem Atelier kam ein riesiger Flur. Es war ein Haus, in dem früher Offiziere gewohnt hatten. Und in einer kleinen Kammer haben wir die illegalen Leute untergebracht. Das war sehr schwer, weil sie immer in ihrer Kammer bleiben mußten. Außerdem war für das ganze Haus nur eine Toilette vorhanden, die sie nur benutzen durften, wenn wir da waren. Sie waren oft verzweifelt, zumal wir auch die Lebensmittelkarten mit ihnen teilen mußten. Das war immer sehr wenig, man bekam nur ganz selten mal Fleisch... Bei der Familie Kind<sup>304</sup> war eine Jüdin untergetaucht. In der Familie gab es drei Kinder und die Jüdin hatte keinen Koffer. Und dann hieß es »ja der Koffer kommt morgen, der Koffer kommt hinterher...« Dann wurde ein Koffer gekauft und wer weiß was reingesteckt, um den Kindern zu zeigen, die Tante hat einen Koffer. So war das. Kinder merkten doch sowas, eine Tante kommt normalerweise mit einem Koffer zu Besuch...«<sup>302</sup>

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Man bot den Versteckten auch Zerstreuung und Unterhaltung:

»Ich kann mich noch an eine Gelegenheit erinnern, da war Groscurth auch dabei. Da haben wir so eine Art Lokal aus dem Atelier gemacht und haben gefeiert. Das diente einfach als ein Gegenelement gegen diese Kriegsexistenz. Die dahin kamen, waren zum großen Teil untergetauchte Juden. Keiner kannte deren Identität. Wir haben denen dann z. B. Dias vorgeführt, weil die doch nicht mehr ins Kino gehen durften. Die Menschen wollen eben neben ihrem Kummer noch was anderes haben...«<sup>302</sup>

Mit dem Beginn des Jahres 1941 gingen die Aktivitäten der Gruppe in eine neue Richtung. In dieser Zeit suchte Eduard Hinz, ein Mitglied der Robert Uhrig-Gruppe, Groscurth als Patient in dessen Privatpraxis auf. Nach dieser Begegnung kam es zu einem Treffen mit Uhrig selbst und es wurden Pläne zu Aufklärungsaktionen in der Bevölkerung, Sabotageakten in der Rüstungsindustrie und in der Wehrmacht besprochen<sup>305</sup>. Jetzt kamen Groscurths Beziehungen zu Rudolf Heß und Staatssekretär Keppler zur Geltung. Durch Heß wußte er Einzelheiten über die Errichtung der großen Konzentrationslager im Osten und über geplante militärische Operationen. Von einem litauischen Sprachwissenschaftler namens Wladimir Broser, der Wehrmachtsgenerälen Russischunterricht erteilte, erfuhr Groscurth im Januar 1941 von dem geplanten Angriff auf die Sowjetunion. Man gab diese Information an die sowjetische Botschaft in Berlin weiter<sup>306</sup>. Stalin, der auch über viele andere Kanäle gewarnt worden war, wollte an einen deutschen Angriff jedoch nicht glauben, was inzwischen durch verschiedene historische Quellen belegt ist. Entsprechend unvorbereitet traf der deutsche Überfall die Rote Armee im Juni 1941<sup>307</sup>.

Rudolf Heß, Stellvertreter des Führers, hatte an Groscurth einen »Narren gefressen«<sup>308</sup>. Er war ein fanatischer Naturheilkundler und ließ sich von Groscurth die neuesten Behandlungsgeräte besorgen und vorführen. Groscurth erhoffte sich von seiner Beziehung zu Heß einen gewissen Schutz vor der Gestapo, die seine Aktivitäten schon länger im Auge hatte. Ein großer Schock war für ihn deshalb die Flucht von Heß nach England am 10. Mai 1941. Zu seiner Frau sagte er damals: »Meine stärkste Kanone ist nach hinten losgegangen.«

»In diesen Tagen rief Groscurth mich an und fragte, ob ich über ein Wochenende Zeit hätte. Ich sollte den Vater von Heß, der schwerst erkrankt war wegen der Flucht seines Sohnes, mit einem Wagen nach Reicholdsgrün bringen. Da hatten die Eltern von Heß ein Haus. Ich sollte den Vater die Fahrt wenn nötig mit Spritzen überstehen lassen. Es war eine abenteuerliche Fahrt, und als wir da ankamen, hat das Haus-

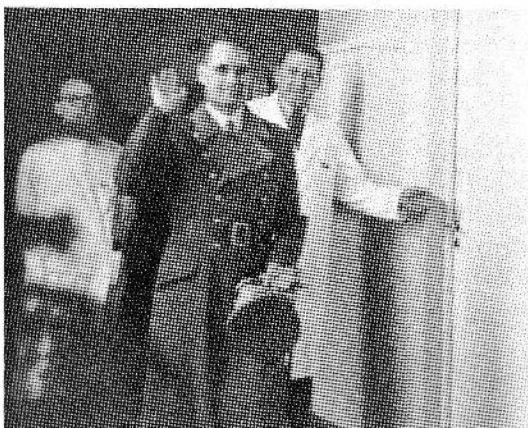


meisterehepaar, das ihnen bisher die Schuhe abgeleckt hat, die total im Stich gelassen. Die dachten sich, mit der Familie ist es jetzt sowieso aus... Kurze Zeit später kam dann Groscurth wieder mit der Bitte, ich sollte in der Organisation mitarbeiten, denn ich würde nicht beschattet. Ich habe gesagt: »Das ist nichts für mich. Dafür bin ich einfach zu ängstlich. Wenn ich das Gefühl habe, daß hinter mir einer läuft und mich beobachtet, dann werde ich so unsicher, daß ich mehr schade als nutze. Ich will gerne alles mögliche für Sie tun, aber das nicht...«<sup>309</sup>

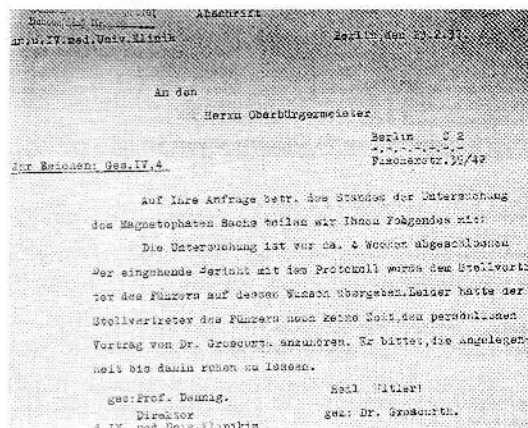
Groscurth versuchte also aus den antifaschistischen Zirkeln am Krankenhaus wie »Kunzes Kaffee-Salon« neue Leute für die illegale Arbeit zu rekrutieren. Das gelang ihm auch mit seinem Kollegen Heinz Schlag, Oberarzt der II. Inneren Abteilung. Schlag hatte von jeher enge Beziehungen zu Frankreich und sprach fließend französisch. Angeregt durch Groscurth stellte er Kontakte zu Widerstandsgruppen unter den französischen Zwangsarbeitern her. Er traf sich mit deren Mittelsmännern häufiger am Bahnhof Zoo<sup>310</sup>. Groscurth seinerseits lernte im April 1942 den tschechischen Wider-



Der »Stellvertreter des Führers«, Rudolf Heß, zu Besuch im Krankenhaus Moabit, ganz rechts Dr. Groscurth



Rudolf Heß auf der Station mit Dr. Groscurth (rechts) und Dr. Alfons Krautwald (links)



Dr. Groscurth testet einen »Magnetopathen« im Auftrag von Rudolf Heß



standskämpfer Dr. Schadkiewicz kennen, der als Chemiker im Lautawerk arbeitete. Dieser hatte tschechische und belgische Widerstandsgruppen zusammengefaßt<sup>311</sup>. Im Frühjahr 1943 stieß die russische Lagerärztin Galina Romanowa dazu, die an das Krankenhaus Moabit abkommandiert worden war, wo sie Groscurth begegnete. Sie und ein russischer Arbeiter namens Alexej Kalenytschenko gehörten zu den Führern einer illegalen Organisation unter den russischen Zwangsarbeitern<sup>312</sup>. Im Krankenhaus Moabit lagen häufig Patienten aus den Zwangsarbeiterlagern. Am 10. August 1942 wurde der Verwaltung eine Anordnung des Hauptgesundheitsamts übermittelt, daß alle leichtkranken »feindlich gesinnten Ausländer mit dem Ostkreuz, Polen, Russen, Ukrainer, Tschechen« sofort in das Sonderkrankenhaus Mahlow zu verlegen seien. Die Aufnahme meldete am 28. 9. 1942 einen »Bestand« von 32 Ausländern, am 20. 2. 1943 einen »Bestand« von 26 Ausländern<sup>313</sup>. Auch über diese Patienten ließen sich Kontakte herstellen. Mit diesen Verbindungen Schlags und Groscurths zu den illegalen Gruppen der Zwangsarbeiter begann die eigentliche Widerstandsarbeit. Man beschaffte technische Teile für den Bau von Radioempfängern und Sendegeräten, Medikamente, Verbandsmaterial und medizinisches Instrumentarium für die Lagerinsassen etc. Über die Beziehungen Groscurths und Havemanns zur Machtelite konnten die Lagerinsassen rechtzeitig vor geplanten Razzien der SS in den Arbeitslagern gewarnt werden<sup>306</sup>.

Groscurth und Schlag betrieben Sabotage an der Heimatfront, indem sie Soldaten kriegsverwendungsunfähig schrieben. Groscurth hatte eigene Methoden entwickelt, mit denen die Wehrmachtsärzte getäuscht wurden:

»Der Betreffende kriegte einen Sud zu trinken. Das war aufgekochtes Bier, in das über Nacht eine Zigarre reingesteckt wurde. Dann kam noch einiges hinzu, ich glaube Rizinus. Das Wesentliche war das Bier und die Zigarre. Das mußte der trinken und danach eine Radfahrt bergauf machen. Dann war der so eine kaputte Leiche am nächsten Tag, daß die Wehrmachtsärzte den zurückstellten ... Dann habe ich ganz häufig Blut gespendet. Mein Blut hat eine komische Eigenschaft, es gerinnt sofort. Das mußten die Männer trinken und dann hatten sie Blut im Stuhl und sind auch freigestellt worden. Das stammte alles von Groscurth.«<sup>314</sup>

Die zwanglosen Treffen im Labor bei »Kunzes Kaffee-Salon« gingen derweil ungestört weiter. Jeden Morgen versammelten sich alle vor einer Europakarte, die Groscurth dort aufgehängt hatte:

»So trafen wir uns bei der täglichen Lagebesprechung. Da hing diese Karte und jeden Morgen stand Groscurth davor und steckte die Fähnchen ab nach dem neuesten Frontverlauf. Er freute sich jedesmal, wenn die Wehrmacht weiter auf dem Rückmarsch war. Das hat er ganz offen ausgedrückt und dann sagten wir, er hat wieder BBC gehört, aber er kann sich das ja leisten ... Da ahnten wir noch nichts von seiner Zugehörigkeit zu dieser Organisation. Manchmal nahm mich Groscurth im Auto ins Theater mit. Das fing damals schon immer um vier Uhr nachmittags an wegen der Bombenangriffe und wir mußten gleich nach dem Dienst losfahren. Einmal saß eine Dame mit drin im Auto und erschrak, wie ich einstieg. Da sagte Groscurth nur zu ihr: »Die ist völlig ungefährlich.«<sup>315</sup>

Groscurth hielt mit seiner Einstellung nicht hinter dem Berg. Manche der Überlebenden deuten das heute als großen Leichtsinns und übertriebene Vertrauensseligkeit. Antje Kind-Hasenclever erklärt das so:

»Ich will das gar nicht vertrauensselig nennen, das war einfach das Gefühl, irgendjemand muß dich mitteilen und irgendjemand muß dir helfen. Jeder, der nur den kleinen Finger gab, war wichtig.«<sup>314</sup>

Pfleger Erwin Müller erinnert sich, daß Groscurth häufig zu ihm in die Aufnahme kam, wenn er mit seinem Kollegen Christian Schuhmacher Nachtdienst hatte. Müller und Schuhmacher waren alte Sozialdemokraten, bei denen sich Groscurth sicher fühlte.





Dr. Groscurth beim Fähnchenstecken vor der Europakarte in »Kunzes Kaffee-Salon«



Dr. Groscurth mit zwei Schwestern der I. Inneren Abteilung

»Er hat sich bei uns immer erst mal niedergelassen und dann von der Leber weg geredet über die Moabiter Zustände, die ganzen Geschichten, die er von draußen wußte, über die Massaker an den Juden. Wir wußten, daß er Widerstand leistete. Bei uns hat er sich dann ein bißchen erleichtern können...<sup>316</sup>

So bedeutete dieser Umkreis von Gesinnungsgenossen im Krankenhaus für Groscurth offenbar einen gewissen persönlichen Halt, ohne den die Nervenzerreißprobe der illegalen Arbeit vielleicht gar nicht auszuhalten gewesen wäre. Natürlich mangelte es ihm nicht an Gegnern im Hause, in erster Linie unter den SS-Ärzten, die ihn argwöhnisch beobachteten. Groscurth und Schlag hatten zusammen mit dem chirurgischen Oberarzt Forßmann die Menschenschindereien des SS-Arztes Kurt Strauß zu verhindern versucht. Strauß hatte Forßmann gegenüber unmißverständliche Drohungen gegen Groscurth und Schlag geäußert<sup>317</sup>.

Die Gruppe wurde lange vor ihrer Verhaftung beschattet. In einem Bericht der Geheimen Staatspolizei über die Situation im Berliner Raum hieß es, daß »eine Gruppe von Intellektuellen, darunter ein Universitätsdozent, ein Oberarzt, ein Arzt, ein Dentist..., Beziehungen zu Ostarbeitern aufgenommen« hätte<sup>318</sup>. Auch den Kollegen von »Kunzes Kaffee-Salon« blieb das nicht verborgen:

»Ich tippte einer Zahnärztin ihre Doktorarbeit. Die wohnte in der Thomasiusstraße, Ecke Alt-Moabit. Man mußte vom Krankenhaus durch den kleinen Tiergarten gehen. Da saßen wir und tippten, als plötzlich Groscurth die Treppen zu uns raufgestürzt kam, sich weder Hut noch Mantel auszog, sich hinsetzte und sagte: »Ich muß eine Weile bei Euch bleiben, ich werde verfolgt.« Ich kann mich erinnern, das war spät abends. Ich weiß noch, daß wir beide sehr erschrocken waren. Das muß so etwa ein Vierteljahr vor seiner Verhaftung gewesen sein.«<sup>319</sup>

Am 15. Juli 1943 kamen Groscurth, Havemann, Rentsch und Richter-Luckian in Rentschs Wohnung in der Rankestraße zusammen und beschlossen, der Gruppe einen festeren organisatorischen Rahmen zu geben als bisher. Havemann verlas ein Manifest, in dem es unter anderem hieß:

»Wir stehen am Vorabend des Zusammenbruchs des europäischen Faschismus... Die furchtbare Drohung und die skrupellose Bereitschaft, nicht eher abzutreten, bis Europa in Schutt und Asche versunken ist, wirkt wie eine krankhafte Drohung auf die Massen Europas. Zwar hat Hitler unzählige der Besten, der mutigsten politischen Kämpfer, in die Konzentrationslager geworfen, zwar hat er alle politischen Organisationen zerschlagen und jeden neuen Versuch bereits im Keim zu ersticken gesucht. Doch eins ist ihm nicht gelungen: Er konnte die alten und ewigen freiheitlichen Ideen, die in Europa in den großen Revolutionen geboren wurden, nicht vernichten. Die Zahl derer, die der Gestapo entgangen sind, scheint vielen gering zu sein, doch es sind mehr geschulte Kämpfer, als Hitler ahnt... Die Durchmischung aller europäischen Völker, die Hitler durchführen mußte, um seine Kriegsproduktion zu erhöhen, hat die Mög-



lichkeiten eines europäischen Zusammenschlusses geschaffen... Die Zukunft von morgen wird ein geeintes sozialistisches Europa sein. In dieser Erkenntnis haben wir – europäische Sozialisten – uns zusammengeschlossen in der Europäischen Union...«<sup>320</sup>

Man beschloß, die bisher lockeren Verbindungen zu den ausländischen Arbeitern zu erweitern. Die Europäische Union sollte als Vermittlungsstelle für die zahlreichen kleinen Komitees und illegalen Gruppen, die es in den Zwangsarbeiterlagern gab, dienen. Neben der bisher geleisteten Hilfe für Verfolgte wollte man neue Stützpunkte in der Wehrmacht und in lebenswichtigen Betrieben aufbauen. In den folgenden Wochen kam es zu mehreren Treffen mit Vertretern der französischen, tschechischen und russischen Gruppen. Man diskutierte über die Zeit nach dem Ende der Naziherrschaft und man beschloß, Flugblätter zu drucken<sup>321</sup>. Frau Kind schildert, wie solche Treffen abliefen:

»Da wurden Treffen veranstaltet im Norden oder Osten von Berlin. Da mußte ich hingehen und die Hausfrau spielen in irgendeiner fremden Wohnung. Da wurde mir gezeigt, da ist das Bad, da ist die Küche, und dann wurde Tee getrunken. Da mußte man richtig schauspielern. Da mußte man einfach als Hausfrau dabei sein und nicht viel dazu sagen. Solche Treffen haben auch bei uns stattgefunden in der Wohnung. Wir mußten die bewirten und gingen dann ins Kino. Wenn wir wiederkamen, waren die meistens schon weg und ich wußte auch nicht, wer da teilgenommen hatte... Ich kann mich erinnern, daß sie versucht haben, Leute zu benennen, die eventuell die spätere Regierung übernehmen könnten, und ich weiß, daß in dieser Dahlemer Villa viel über Goerdeler gesprochen wurde. Ich habe bei all dem meistens furchtbare Angst gehabt...«<sup>322</sup>

Havemann beschaffte von der Firma Kauhausen in Berlin einen Vervielfältigungsapparat. Im Keller von Richters Wohnung wurden die Flugblätter abgezogen und dann von Verbindungsleuten verteilt<sup>323</sup>. Groscurth versuchte auch im Krankenhaus Moabit die Flugblätter der Europäischen Union an den Mann zu bringen. Im Kasino lagen manchmal morgens Blätter auf den Tischen. Groscurths Kollegin Edelgard Veiel erinnert sich:

»Das war alles 1943, da erinnere ich mich, daß Groscurth offenbar Sympathisanten gesucht hat. Er kam mal auf die Station und wir setzten uns und sprachen miteinander. Ich sehe mich noch vor einem Tisch sitzen. Da legte er solche Blätter hin und sagte irgendwas. Er wollte wohl wissen, wie ich reagieren würde. Ich sagte: »Das sind doch wohl Lügen!« Eigentlich mußte man sowas immer sofort abgeben. Jedenfalls hatte ich überhaupt keinen Ehrgeiz, was zu tun in dieser Richtung.«<sup>324</sup>

### *Verhaftungen und Todesurteile*

Der Gruppe blieb nicht viel Zeit, ihre Pläne zu verwirklichen. Am 4. September 1943 wurde Groscurth während eines Urlaubs in Weißenhassel/Hessen zusammen mit seiner Frau Anneliese verhaftet. Ihre beiden damals noch sehr kleinen Kinder mußten sie bei den Großeltern zurücklassen. Die Gestapobeamten brachten sie mit dem Zug nach Berlin, wo er in die Keller der Prinz-Albrecht-Straße und sie ins Polizeipräsidium am Alexanderplatz eingeliefert wurde. Groscurth hatte seine Frau bewußt in viele Dinge nicht eingeweiht, um sie und die Kinder zu schützen. Seine Frau hatte die Arbeit der Gruppe in mancherlei Hinsicht unterstützt, sie hatte Geldmittel beschafft, Lebensmittel etc. Aber die Gestapo konnte ihr nichts nachweisen und so wurde sie nach acht Wochen Verhör freigelassen. Groscurths Verhaftung sprach sich im Krankenhaus schnell herum. Die MTA Ina Meyer erlebte, wie die Gestapo die Räume von »Kunzes Kaffee-Salon« durchsuchte:



»Ich vertrat damals gerade bei Prof. Dennig die Sekretärin. Da kam meine Kollegin Brummund aufgeregter herunter und sagte: »Eben war die Gestapo bei uns oben.« Das war uns insofern sehr unangenehm, weil dort unsere Landkarte hing, auf der Groscurth immer den Frontverlauf abgesteckt hatte, und weil wir dort ein schwarzes Brett hatten, auf das wir immer so Balkenüberschriften aus allen Tageszeitungen aufklebten. Da wurde mal was von der »Deutschen Frau« geschrieben und wir hatten aus dem Text herausgeschnitten »Gibt sich ganz oder gar nicht« und solche komischen Sprüche... Die Gestapo hat auch bei uns oben nach allem gesucht, was sein Eigentum war. Aber er hatte alle Geräte, die er angeschafft hatte, auf den Namen seiner Frau laufen, so daß da keiner ran konnte...«<sup>325</sup>

Einen Tag nach Groscurths Verhaftung wurden Rentsch, Richter-Luckian und Havemann in ihrem Wochenendhaus in Diensdorf ebenfalls verhaftet. Auch andere Mitglieder aus dem Umfeld der Gruppe wurden verhaftet, die russische Ärztin Galina Romanowa, der Verbindungsmann zur Uhrig-Gruppe, Eduard Hinz, der Tscheche Dr. Schadkiewicz und viele andere<sup>326</sup>. Heinz Schlag wurde im Krankenhaus auf seiner Station verhaftet. Eine Krankenschwester beobachtete vom Balkon aus, wie er von der Gestapo in einen bereitstehenden Wagen abgeführt wurde.

Die Verhafteten wurden gefoltert. Havemann beschreibt das in seinen Erinnerungen<sup>327</sup>. Die meisten blieben standhaft und führten die Gestapo auf falsche Fährten. In wenigen Fällen gelang es den Peinigern jedoch, Aussagen zu erpressen, die zu weiteren Verhaftungen führten<sup>328</sup>. Auch Hermann Hilterhaus vom antifaschistischen Vertrauenskreis der Neurologischen Abteilung geriet dadurch in das Schußfeld der Verfolger. Er hatte Groscurth einmal gebeten, ihm falsche Papiere für einen jüdischen Freund zu besorgen, was dieser dann auch getan hatte. Während des Prozesses gegen Groscurth vor dem Volksgerichtshof sagte Freisler später, daß man sich Groscurths Berufskameraden Hilterhaus noch vorknöpfen müsse. Irgendwie war die Gestapo also auf Hilterhaus' Spur gekommen. Ihn rettete die Tatsache, daß er zu dieser Zeit in Rußland an der Front war und einen milden Militär Richter fand, der ihn laufen ließ<sup>329</sup>. Am 15. und 16. Dezember 1943 kam es zur Verhandlung gegen Groscurth, Havemann, Richter-Luckian und Rentsch vor dem Volksgerichtshof unter Vorsitz Freislers. Frau Lagodzinski von »Kunzes Kaffee-Salon« war dabei:

»Der Saal war gerammelt voll, vorwiegend mit Militärs, jungen Soldaten. Als wir aufgekommen sind, war da eine Diele. Als wir dort die Mäntel ablegten, öffnete sich eine Tür und heraus kam Havemann mit zwei Zivilisten. Wir stutzten beide und haben natürlich nichts sagen können. Im Saal sah ich Groscurth, der sich nach mir umdrehte. Die sahen alle sehr elend aus, die ahnten wohl, was auf sie zukommt. Dann legte der Freisler los, er gröhlte nur und beschimpfte sie als Defaitisten. Als dann die Verteidiger sprachen, haben die praktisch um die Bestrafung ihrer Mandanten gebeten.«<sup>330</sup>

Die vier Angeklagten wurden als »dekadente Intellektualisten« »für immer ehrlos« mit dem Tode bestraft. In der Urteilsbegründung hieß es:

»Robert Havemann, Georg Groscurth, Herbert Richter und Paul Rentsch wollen gebildet sein... Alle Vier haben durch ihr Verhalten gezeigt, daß sie nicht gebildet sind... Voraussetzung und Grundlage wahrer Bildung jedes Deutschen ist seine Treue in der Volksgemeinschaft zu Führer und Reich... Wie schamlos die Gesinnung der Angeklagten ist, ergibt sich daraus, daß sie geradezu systematisch illegal lebende Juden unterstützten, ja sogar mästeten; aber nicht nur das, sie verschafften ihnen sogar falsche Ausweise, die sie vor der Polizei tarnen sollten, als wären sie nicht Juden, sondern Deutsche. Dabei weiß jedermann, vor allem aber jeder Gebildete, daß die Polizei jedes geordneten Staates die absolute Gewähr haben muß, daß sie genau über die Persönlichkeit aller, die im Staatsgebiet leben, unterrichtet ist...«<sup>331</sup>

Als zweiter Richter in diesem Prozeß fungierte der Kammergerichtsrat Rehse. Freisler kam bei einem Bombenangriff 1945 ums Leben. Rehse, der an mindestens 231 Todesurteilen mitgewirkt hatte, wurde 1968 vom Bundesgerichtshof und von einem

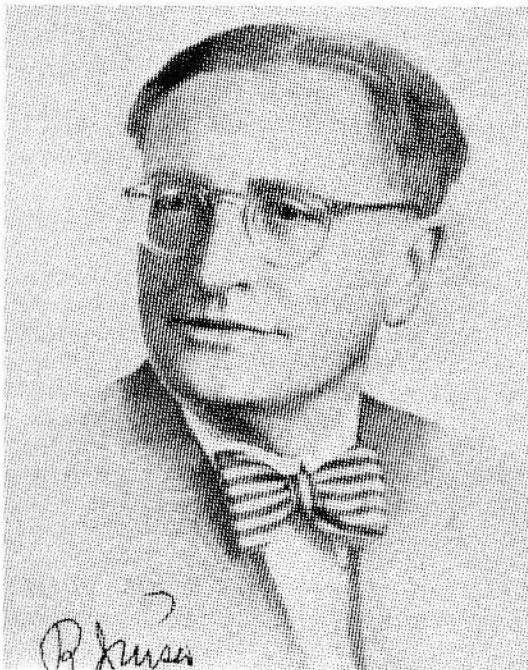


Berliner Schwurgericht von aller Schuld in seiner Rolle als Blutrichter des Volksgerichtshofs freigesprochen...<sup>332</sup>.

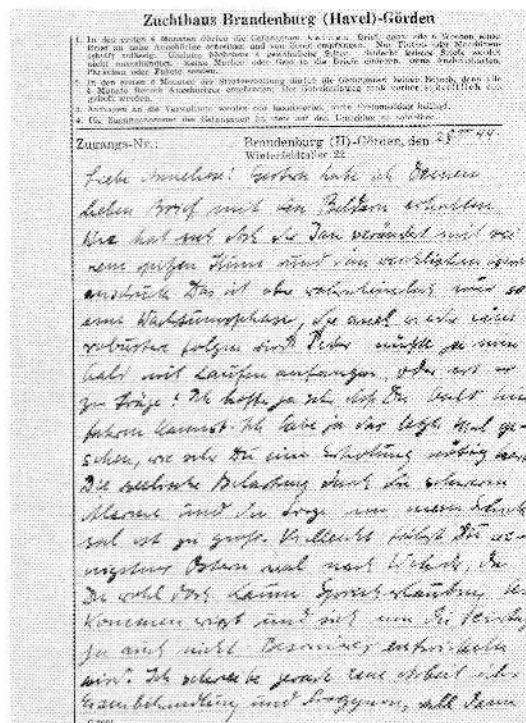
Die Verurteilten kamen in das Zuchthaus Brandenburg. Groscurth und Havemann wurden in zwei nebeneinander liegende Einzelzellen im Erdgeschoß des A-Flügels von Haus 1 verlegt<sup>333</sup>. Fieberhaft versuchten Angehörige, befreundete Kollegen und Wissenschaftler eine Begnadigung Groscurths zu erreichen. Besonders setzte sich ein Patient Groscurths, Dr. Reinhold Grüter, Besitzer einer Pharmazeutischen Fabrik in Eichwalde, für den Gefangenen ein. Grüter schrieb mehrere Eingaben an das Justizministerium und den Volksgerichtshof. Er verschaffte sich eine Besuchserlaubnis in Brandenburg und erreichte, daß Groscurth in seiner Zelle die in der Klinik laufenden wissenschaftlichen Arbeiten wenigstens teilweise fortsetzen konnte. Am 28. März 1944 schrieb dieser an seine Frau:

»Ich schreibe gerade eine Arbeit über Eisenbehandlung und Progynon, will dann über Milchsäure und später über die Größe der Erys schreiben...<sup>334</sup>

Man versuchte vor den verantwortlichen Stellen, Groscurths wissenschaftliche Arbeit als kriegswichtige Forschung zu deklarieren. Dazu legte Groscurth eine im Zuchthaus erstellte Untersuchung vor über »Die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit unter der Gasmasken«. Er betreute auch weiter seine Doktoranden. Seine MTA Ina Meyer schickte ihm die Arbeiten ins Zuchthaus und er schickte sie korrigiert zurück<sup>335</sup>. Sie hatte striktes Verbot, irgendeinen persönlichen Gruß beizulegen. Frau Groscurth durfte ihren Mann einige Male in der Haft besuchen. Nach ihren Erinnerungen sah er sehr elend und mager aus. Er glaubte wohl nicht mehr an eine Ret-



Dr. Reinhold Grüter



Brief Groscurths an seine Frau aus dem Zuchthaus Brandenburg vom 28. 3. 1944



tung. Alle Bemühungen um eine Begnadigung, darunter ein Schreiben seines Chefs Professor Dennig, blieben erfolglos. Am 8. Mai 1944 wurde Groscurth zusammen mit Paul Rentsch und Herbert Richter-Luckian im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Sein Freund Havemann konnte gerettet werden. Dessen Chef, Prof. Heubner vom Pharmakologischen Institut der Universität, hatte über einen direkten Draht zu General Keitel die Aufschiebung der Hinrichtung erreicht. Havemann bekam ein Labor im Zuchthaus eingerichtet, wo er seine »kriegswichtige Forschung« weiterführen durfte<sup>336</sup> und so das Kriegsende überlebte.

Am Morgen vor seiner Hinrichtung schrieb Groscurth noch Tagebuchaufzeichnungen auf einen Zettel, den man später unter seinen zurückgelassenen Sachen in der Zelle fand.

»Heute ist Montag der 8. Mai. Ist es der letzte Tag? Die Ereignisse in den letzten Tagen, die darauf hindeuten, haben sich gehäuft. Am Montag kam eine eilige Anfrage vom Ministerium, was ich hier arbeite und was davon kriegswichtig. Warum war diese Anfrage so überstürzt? Wollte mich noch jemand kurz vor der Entscheidung retten? Am Mittwoch war der Oberlehrer hier und sagte, daß er für uns schwarz sehe. Seit Februar ist niemand begnadigt. Es sind auch Leute hingerichtet worden, die kriegswichtige Arbeiten während der Haft gemacht haben... Es scheint, daß ein ganz scharfer Wind im Ministerium weht. Es wäre durchaus denkbar, daß Havemann doch gesondert behandelt würde. Frau Richter war da und sehr zuversichtlich, die Arbeiten ihres Mannes sind anerkannt worden. Sie hätte sofort und besonders leicht Sprechstundenerlaubnis bekommen. Warum so leicht? Wußte der Beamte, daß es die letzte war? Am Freitag war Anneliese da, sie wollte nochmals eine genaue Aufzeichnung meiner Arbeitspläne für den Reichsforschungsrat, der die Dringlichkeit bestätigen sollte. Also haben alle eingereichten Sachen dem Ministerium nicht genügt! Nachdem man die Begnadigung nicht ausgesprochen hat, will man uns nun auch nicht länger am Leben lassen. Anneliese sah während eines Augenblicks mal so todtraurig aus, daß ich erschrak. Erschrecken ist vielleicht zu viel gesagt, ich erschrecke ja nicht mehr... Gestern am Sonntag wurde ich in der Sache Schuhmann richterlich vernommen. Warum so eilig, sogar am Sonntag, bei dem sonst so lahmen Justizbetrieb? (Schuhmann, der doch ganz unschuldig ist, sitzt schon seit Januar in Haft.) Heute Nachmittag werde ich ja Bescheid wissen.«<sup>337</sup>

Wenige Stunden später schrieb er einen Abschiedsbrief an seine Frau, in dem er auch allen Freunden und den Kollegen aus der Klinik einen letzten Gruß übermittelte:

»Liebe gute treue Anneliese.

Nun ist es also so weit. In einer halben Stunde wird das Urteil vollstreckt. Ich bin ganz gefaßt, weil ich ja immer damit gerechnet habe. (Entschuldige die schlechte Schrift, ich schreibe mit Fesseln) Könnte ich Dir nur all das danken, könnte ich Dir nur alle Liebe sagen, die ich immer für Dich empfunden habe. Auch während all der schweren Tage meiner Haft hast Du mir soviel an Güte und unendlicher Liebe gegeben, soviel menschliche Größe habe ich bei Dir empfunden. Bleibe so fest, wie Du immer warst. Du weißt ja, daß es kein Zufall war, sondern mein Schicksal. Ich habe nichts zu bereuen, nur den großen Schmerz, den einzigen, um den ich während der ganzen Zeit so getrauert habe, daß Du nun so alleine leben mußt... Die Kinder werden auch ohne mich aufwachsen, alle, die mich lieben, werden ihnen helfen. Deswegen sterbe ich ganz ruhig.

Sie rappeln schon mit den Schüsseln. Grüße alle, die mir nahestanden, Grügers, Frln. Adam, Martha Krautwald, Lauer, den Chef, Meyer, Brummund, Frau Last, Schwester Eva, Luise und die anderen. Auch Eva Plumpe und die Lucks. Auch Frln. Dr. Meyer sage, daß ich ihrer oft gedenke. Danke Hendlers, Grüter und allen, die mir helfen wollten. Auch Frau Hilspach, Pfarrer Barth.

Laß Dich umarmen. Denke daran, daß wir für eine bessere Zukunft sterben, für ein Leben ohne Menschenhaß. Ich habe die Menschen sehr geliebt und hätte sicher noch viel Gutes getan. Es hat nicht sollen sein...

Noch 5 Minuten!

Jetzt kann ich also nicht mehr an die anderen der Familie schreiben. Dein lieber guter Vater und die Mammie, möge es ihnen immer gut gehen. Meine liebe gute treue Mutter, mach Dir keinen Kummer, ich sterbe stolz und ungebrochen. Du hattest einen guten Sohn...









*Dr. Heinz Schlag*



*Rettete Dr. Schlag: Prof. Werner Siebert*



*Dr. Schlag bei der Visite*

Görings, bestand zeitlebens ein gespanntes Verhältnis. Heinz Schlag half nach 1945 vielen kleinen Parteileuten aus dem Krankenhaus in ihren Entnazifizierungsverfahren. Er starb am 15. September 1963 im Alter von 55 Jahren an den Folgen seiner im Zuchthaus erlittenen schweren Erkrankung<sup>340</sup>. In der Eingangshalle der heutigen Krankenhausaufnahme hängt sein Porträt ohne Namensangabe neben einem Porträt von Gohrbandt.

#### *Vergangenheitsbewältigung und Wiederaufbau – Max Burger*

Max Burger, geb. am 18.7. 1906 in München, studierte Medizin in München. Sein Weg führte ihn über die innere Abteilung des St. Hedwigskrankenhauses in Berlin im Juni 1933 an die Nervenlinik der Charité, wo er zum Facharzt für Nervenheilkunde ausgebildet wurde. Im August 1938 trat er als Oberarzt der Neurologischen Abteilung in die Dienste des Krankenhauses Moabit. Am 17. 9. 1939 wurde er zum Wehrdienst eingezogen und als Stabsarzt in einem Lazarett in Babelsberg eingesetzt. Nebenher führte er weiter die Oberaufsicht über die Neurologische Abteilung in Moabit, da sein Chef, Arno Kipp, im Felde war. In Babelsberg versteckte er von der Gestapo gesuchte Leute, die im Untergrund lebten und unterhielt eine Informationszentrale für verschiedene Widerstandsgruppen. Soweit es ihm möglich war, schrieb er Soldaten kriegsverwendungsunfähig. Im Krankenhaus Moabit erstellte er Gutachten für das Erbgesundheitsgericht, mit denen er viele »Erbkranke« vor der Zwangssterilisierung rettete. Er gehörte in Moabit zum »antifaschistischen Vertrauenskreis« und hatte enge Verbindungen zu Georg



| Zu<br>Teil Feld |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |
|-----------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|                 | <p>Nachträge für Teil I-V<br/>(nachträglich eingefügte Seiten und hier nur Darum und Seitenzahl zu beschreiben)</p> <p><u>Entlassung</u><br/>Entlassen am: 2.8.44,<br/>als: San. Sold.<br/>Wang: Breslau 10<br/>von: San. Off. v. Ost. 913<br/>Truppenstandort: 157. Inf.<br/>Art der Entlassung: Entlassung auf<br/>Lohn beim Wehrkz. III. Art. W. Kdo.<br/>v. St. C. 12. 2. 1. (A)<br/>Nr. 228. 247 u. 27. 247<br/>disseminiert zu W. B. Berlin IV.</p> <p>Stempel:<br/>Kriegsakademie<br/>Berlin<br/>Adler<br/>Gleichzeitige Komp. Chef</p> |



In den 50er und 60er Jahren trat Burger sehr für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung ein. Als Gutachter setzte er für viele ehemalige KZ-Häftlinge deren Entschädigungsansprüche an Leib und Seele vor den Gerichten durch. In einem Gutachten vom 24. 7. 1962 für die Verfolgte Frau J. schrieb er:

»Der Verfolgungstatbestand bei Frau J. muß als besonders schwer bezeichnet werden. Nach jahrelanger Entwürdigung, Diskriminierung, schweren Angst- und Schreckerlebnissen verbunden mit körperlichen Strapazen kam sie in ein fremdes Land, in dem sie unter schweren Bedingungen leben mußte, während sie vor der Verfolgung in Geborgenheit und in einer besonders guten und gesicherten Existenz war. Es liegt hier ein besonders krasser Fall von Entwurzelung vor, wobei man uneingeschränkt von einem Bruch der Lebenslinie sprechen kann. Das führte bei ihr zu den geschilderten Dauerstörungen seelischer Art im Sinne einer chronisch reaktiven Depression, verbunden mit organoneurotischen Störungen... dieses Leiden ist rein verfolgungsbedingt. Mit einer Heilung kann nicht mehr gerechnet werden...«<sup>341</sup>

Seine vehemente Parteinahme für die Opfer des Nationalsozialismus machte ihn bei der Justiz und bei seinen Fachkollegen nicht gerade beliebt. Schon auf einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Berlin am 12. 7. 1948 war er von Kollegen gescholten worden, weil er mit einem Vortrag über »Die phylogenetischen Grundlagen der Massenstörungen« eine öffentliche Diskussion über die Ursachen der zwölfjährigen Nazibarbarei in Gang zu setzen versuchte. Er eröffnete seine Rede mit den Sätzen:

»Unter dem Gesichtspunkt der zunehmenden Gefährlichkeit von Kriegen und sozialen Katastrophen für die Existenz der Menschheit gewinnt nun die Frage lebenswichtige Bedeutung: Handelt es sich bei den Massenerkrankungen um eine schicksalsmäßige, in der Natur der Menschen begründete Erscheinung, d. h. muß man sich mit der schließlichen Selbstvernichtung der Menschen abfinden? Oder spielen bei der Entstehung solcher Katastrophen reaktive, in der Umwelt liegende Faktoren eine ursächliche Rolle, deren Änderung in der Macht der Menschen liegen würde?«<sup>342</sup>



*Dr. Max Burger*



Burger erklärte die Entfesselung niederer Instinkte, den wilden Ausbruch von Chauvinismus und Fremdenhaß als Folge des Auseinanderklaffens zwischen der stürmischen technischen Entwicklung und der langsamer nachhinkenden psychischen und sozialen Entwicklung des Menschen. In der Weimarer Gesellschaft habe es feudalistische Reste gegeben mit Privilegien einiger weniger auf der einen Seite und sozialer Unsicherheit auf der anderen Seite. Die Menschen hätten in der Unterdrückung egoistischer Tendenzen ihren Seelenhaushalt überfordert. Es sei zu einem kollektiven Rückfall in primitive urtriebhafter Verhaltensweisen gekommen, zu einer »kollektiven Denkhemmung« mit einer »Steigerung der Affekt- und Triebregelungen mit gehobenem Macht- und vermindertem Verantwortungsgefühl«. Der Einzelne habe sein Gewissen mit dem des »Führers« vertauscht. So seien die moralischen Errungenschaften des Einzelindividuums ausgelöscht worden. Dem Siegeslauf der Technik, dem Übergriff des Intellekts sei eine Revolte der Natur gefolgt. Die Tiefenpsychologie habe den Irrtum, daß der Mensch allein mit dem Verstand losgelöst von allem Triebhaften sein Schicksal meistern könne, aufgedeckt. So sei eine Heilung der Massenneurose nicht durch eine rein organisatorische Weltverbesserung möglich. Man müsse vielmehr beim Individuum selbst anfangen, eine Verbindung von Tiefenpsychologie und Soziologie schaffen<sup>342</sup>.

Mit solchen Ausführungen stand Max Burger innerhalb der Ärzteschaft der Nachkriegszeit alleine. Es sei dabei erinnert an die Reaktionen auf Mitscherlichs Buch »Medizin ohne Menschlichkeit«<sup>343</sup>, dessen Erstausgabe 1948 in den Kellern der Ärztekammern verschwand und der Öffentlichkeit vorenthalten wurde. Burger gab mit Erreichen des Pensionsalters 1971 die Leitung der Neurologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit ab und verstarb am 7. 2. 1977. Seine Verdienste um den Wiederaufbau der neurologischen Abteilung nach 1945 sind bisher an keiner Stelle gewürdigt worden.

#### *Nachspiel zum Fall Groscurth nach 1945*

Vor 1933 hingen in Moabit überall rote Fahnen in den Fenstern, nach 1933 wurden diese ganz schnell gegen Hakenkreuzfahnen ausgetauscht und 1945 genauso schnell wieder gegen rote Fahnen. So erzählen es Zeitzeugen. Genauso schnell wie die Fahnen, wurden häufig auch die Gesinnungen gewechselt. Auch diesmal kam ein Karussell von Denunziationen und Beschuldigungen in Gang. Wer hier welches Hemd reinzuwaschen versuchte, läßt sich heute kaum mehr aufklären. Es gab welche, die haben »immer auf beiden Schultern Wasser getragen, aber so, daß das viele Wasser gerade auf der Seite war, wo es angenehm wirkte.« So drückte es eine ehemalige Assistenzärztin aus. Wenige Monate, nachdem die Rote Armee Berlin besetzt hatte, gab es ein quasi gerichtliches Nachspiel zum Fall Groscurth, das Aufschluß gibt über die Atmosphäre jener Tage. Am 29.11.1945 schrieb ein ehemaliger Mitkämpfer der Europäischen Union, Enno Kind, einen wütenden Artikel in der »Deutschen Volkszeitung« über Spitzel und Denunzianten, die mitschuld am Tode von Groscurth seien. Darin hieß es, daß eine Kollegin Groscurths, Frau Edelgard Veiel, gewußt habe, daß Groscurth von der Gestapo beobachtet wurde, ihn aber absichtlich nicht gewarnt habe, weil sie ihrem Mann, Konrad Veiel, den Oberarztposten in der Klinik verschaffen wollte. Außerdem sei der »Faschist Gohrbandt« Groscurth in den Rücken gefallen, da er nach dessen Verurteilung im Krankenhaus die Parole ausgegeben habe: »Der Name Groscurth darf hier nicht mehr genannt werden.«<sup>344</sup> Die angeschuldigte Frau Dr. Veiel – damals in der



Außenstelle des Krankenhauses Moabit in Buch beschäftigt – rechtfertigte sich am nächsten Tag in einem Schreiben an die Bezirksleitung der Kommunistischen Partei Deutschlands in Pankow, sie habe erst kurz vor Groscurths Verhaftung von ihrem Schwager, Hauptmann Dr. Hans Fritsche aus dem Umkreis der Attentäter des 20. Juli 44, von Groscurths Beschattung erfahren. Sie habe deshalb keine Gelegenheit mehr gehabt, Groscurth zu warnen. Der Bezirksrat des Bezirks Pankow berief einen Untersuchungsausschuß unter Leitung des Gesundheitsdezernenten Dr. Borgmann ein, der in einer Sitzung am 23. Februar 1946 feststellte, daß Frau Veiel eine moralische Schuld nicht nachgewiesen werden könne und daß eine Fahrlässigkeit mangels Beweises nicht eindeutig festzustellen sei. Es stellte sich heraus, daß Groscurth schon im Sommer 1943 von einem Angehörigen der Widerstandsgruppe Jakobs-Saefkow-Baestlein vor der Gestapo gewarnt worden war. Für Frau Veiel trat noch eine Entlastungszeugin, die Moabiter Krankenschwester Eva Schmidt, in Erscheinung. In einem weiteren Artikel in der Deutschen Volkszeitung vom 1. 3. 1946 brandmarkte Enno Kind diesen Spruch des Untersuchungsausschusses und benannte als Zeugen für seine Anschuldigungen einen anderen ehemaligen Kollegen Groscurths aus dem Krankenhaus Moabit, Alfons Krautwald, inzwischen Ordinarius für Innere Medizin und Nachfolger Prof. von Bergmanns an der Charité. Krautwald habe gehört, wie sich Frau Veiel seiner Zeit gerühmt habe, sechs Wochen vor der Verhaftung Groscurths von dessen Beschattung durch die Gestapo gewußt zu haben. Außerdem sei die Entlastungszeugin, Schwester Eva Schmidt, unglaublich, da sie Mitglied der NSDAP gewesen sei<sup>345</sup>. Der Untersuchungsausschuß wies in einer nochmaligen Verhandlung vom 9. 3. 1948 diese Vorwürfe zurück und stellte fest, daß nach seinen Ermittlungen Dr. Krautwald auch Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen gewesen sei. Außerdem sei Krautwald nie persönlich als Zeuge erschienen<sup>346</sup>.

Diese Vorgänge füllten die Gerüchteküche am Krankenhaus. Groscurths Kollegen aus »Kunzes Kaffee-Salon« rätseln heute noch, was vor und nach Groscurths Verhaftung damals wirklich vorgefallen ist. Am Krankenhaus bildete sich nach 1945 ein antifaschistischer Ausschuß, der sich »Georg-Groscurth-Ausschuß« nannte. Man wollte am Eingangsgebäude der Klinik eine Gedenktafel anbringen, an der jedes Jahr am Todestag Groscurths ein Kranz niedergelegt werden sollte<sup>347</sup>. Mit Beginn des Kalten Krieges Ende der vierziger Jahre war die Ehrung kommunistischer Widerstandskämpfer nicht mehr opportun und von einer Gedenktafel war keine Rede mehr. Der Name Groscurth geriet von nun an völlig in Vergessenheit. Seine Frau Anneliese fiel ebenfalls in Ungnade, da sie sich in einer Organisation gegen die Wiederaufrüstung engagierte. Sie wurde wegen »kommunistischer Betätigung« ihres Postens im Gesundheitsamt Charlottenburg enthoben. In den 70er Jahren wurde auf ihr Betreiben ein Porträt von Dr. Groscurth mit kurzen biographischen Angaben in der Bibliothek der Inneren Abteilung aufgehängt<sup>348</sup>. Hier wurde es im Jahr 1982 wiederentdeckt und bildete den Ausgangspunkt für dieses Buch. So wie es hier eine westliche Geschichtsklitterung gibt, bietet die Europäische Union auch ein Beispiel für östliche Geschichtsklitterung. Groscurths Freund Havemann, nach dem Krieg Professor für physikalische Chemie an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin, fiel 1965 dort wegen seiner regimiekritischen Haltung in Ungnade. In den Abhandlungen über die Europäische Union, die nach 1965 in der DDR erschienen, wird Havemann nicht mehr erwähnt<sup>349</sup>!



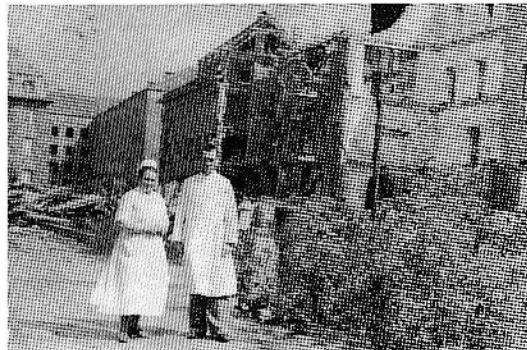
Die letzten eineinhalb Kriegsjahre im Krankenhaus waren ein einziger Schrecken. Das Haus wurde von den Luftangriffen schwer getroffen. Schon am 21. Dezember 1940 hatte eine englische Fliegerbombe den chirurgischen Pavillon teilweise zerstört. Ende 1943 begannen die großen Flächenbombardements, die den größten Teil der Gebäude zerstörten bzw. für die Krankenversorgung nicht mehr benutzbar machten. Chirurgische und gynäkologische Stationen, Operationssaal und Poliklinik wurden ganz in den Bunker verlegt. Das Krankenhaus Moabit gehörte zu den wenigen Krankenhäusern, die einen ausgebauten bombensicheren Bunker hatten mit einem komplett eingerichteten Operationstrakt. Andere chirurgische, innere und neurologische Stationen wurden ausgelagert in leergeräumte Schulen in der Bochumer- und Zwinglistraße, in den Zoobunker, in das Krankenhaus Buch und in außerhalb Berlins gelegene Krankenhäuser. Die Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Krankenhauses vermittelt den Eindruck, als seien die Folgen der Luftangriffe souverän gemeistert worden:

»Energisch wurde nach jedem Angriff die Wiederinstandsetzung der beschädigten Gebäude in die Wege geleitet und auch nach den schwersten Angriffen konnte das Krankenhaus die ihm gestellten Aufgaben zum Wohle der leidenden Menschheit erfüllen.«<sup>350</sup>

Diese Angaben stammen aus der Feder des Verwaltungsleiters Burghardt, der nach seiner Pensionierung 1944 im Auftrag des ärztlichen Direktors Prof. Gohrbandt eine Chronik des Krankenhauses verfaßte. Diese Chronik enthält eine Fülle von statistischem Material über Bettenbelegung, bauliche Veränderungen, einen Stammbaum der



Der zerstörte Operationssaal nach dem Luftangriff vom 21.12.1940



Balkon des chirurgischen Pavillons 1945



leitenden Ärzte etc., unterschlägt jedoch die kompromittierenden Ereignisse während des Nationalsozialismus<sup>351</sup>. Aus der Sicht der Schwestern, die in den Bunkern arbeiteten, sah die Erfüllung der Aufgaben zum Wohle der leidenden Menschheit etwas anders aus. Schwester Martha Keil erinnert sich:

»Zuletzt arbeiteten wir nur noch im Bunker, da die Fliegerangriffe so schnell und in so kurzen Abständen kamen, daß es sich kaum lohnte, die Pateinten hoch auf die Stationen zu schaffen. Wir arbeiteten Tag und Nacht. Nachts kamen immer die Transporte mit den Bombenverletzten, dann ging es erst richtig los. Während der Angriffe kamen die Bewohner der umliegenden Straßen durch die offenen Zugänge in den Bunker geströmt und saßen dann dort in den Gängen. Man mußte sich seinen Weg bahnen durch dichtgedrängte Reihen von alten Leuten, Frauen und Kindern, um zu den Krankenbetten zu gelangen. Das Maschinenhaus war zerborst, so daß keine Wäsche mehr gewaschen werden konnte. Die schmutzigen Laken stapelten sich im Bunker, die Luft war schlecht, es war schrecklich. Wir Schwestern konnten dann auch gar nicht mehr in unseren Zimmern schlafen, weil die Fenster zerbrochen waren. Außerdem war der Weg zu weit vom Schwesternhaus zum Bunker und so schnell, wie die Tiefflieger kamen, konnte man gar nicht über's Gelände laufen. Wir schliefen dann in einem Krankensaal im Erdgeschoß auf Matratzen, wir hatten überhaupt kein Zuhause mehr. Die Verletzten konnte man nur noch recht und schlecht versorgen, da es zu Viele waren...«<sup>352</sup>

»Wir waren im Krankenhaus von der Welt abgeschnitten, wir waren eine Welt für uns und was draußen vor sich ging, davon hatten wir keine Ahnung. Wir waren durch den Dienst dermaßen in Anspruch genommen. Als das letzte halbe Jahr die Bomben fielen, habe ich mich dabei erappt, daß ich in der Straßenbahn saß und dachte, wenn mir da jemand gegenüber saß, so und so würde der jetzt aussehen, wenn er eingeliefert würde durch Verschüttung. Grau vor Staub, also so etwas verfolgte einen einfach und ließ einen nicht los. Die letzten Wochen türmten sich vorne rechts unter dem Röntgenhaus die Leichen, die nicht beerdigt werden konnten.«<sup>353</sup>

»Links von der Pathologie war ein großes Massengrab, wo die Leichen hineingeworfen und mit Chlorkalk bedeckt wurden. Im Institut gab es keine Fenster mehr. Ich mußte oft alleine dort übernachten mit all den Leichen. Die Maden krochen einem entgegen...«<sup>354</sup>

»Aus allen möglichen Materialien haben wir Betten gebaut, aus Brettern, Liegestühlen usw., als der Massenansturm von Bombenverletzten und Verbrannten kam. Aus Rußland kamen ganze Lazarettzüge mit erfrorenen Soldaten. Vielen haben wir nicht helfen können, sehr viele sind gestorben, irgendwann fanden wir sie tot in ihrem Bett. Man konnte sich nicht gleichzeitig um alle kümmern. Bei Ankunft der Verletzten wurde entschieden, bei wem noch was zu machen war und bei wem nicht. Es hat an vielem gefehlt, besonders an Verpflegung, manchmal gab es nur ein paar Kekse am Tag für die Patienten. Eine Hilfspflegerin hat die Wäsche immer auf einen Handkarren geladen und sie an der Lessingbrücke in der Spree gewaschen, damit man wenigstens etwas frische Wäsche hatte. Wir haben bis zum Umfallen gearbeitet, manchmal drei Tage und drei Nächte hintereinander. Irgendwie hat es geklappt, wir waren eine verschworene Gemeinschaft. Das gibt's heute nicht mehr. Es war eine schreckliche und eine schöne Zeit...«<sup>355</sup>

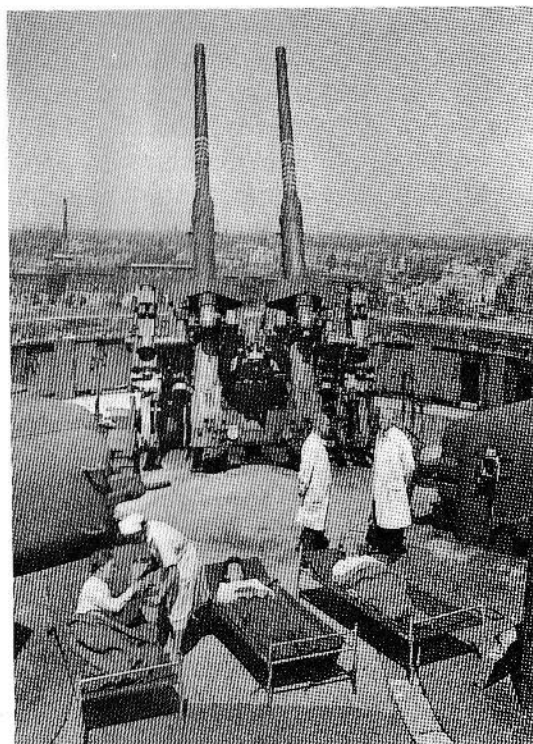
Es gab in den letzten Monaten nur noch wenige Ärzte am Haus, da jeder, der nur irgendwie abkömmlich schien, an die Front geschickt wurde. In den OP-Büchern aus den Jahren 1944/45 finden sich nur zwei Operateure: Erwin Gohrbandt und sein Oberarzt Wilhelm Heim. Ilse Kunze, inzwischen Assistenzärztin auf der gynäkologischen Abteilung, erinnert sich:

»Wir haben uns tot geschuftet in den Bombennächten, vor allem Wilhelm Heim. Gohrbandt kam dann immer am nächsten Morgen in seiner silbergrauen Generalsuniform mit den roten Streifen an der Hose und kommandierte alle rum. Da hat mir Wilhelm Heim manchmal sehr leid getan.«<sup>356</sup>

Als die Rote Armee sich Berlin näherte, brach ein Chaos aus. Eine ganze Reihe von Ärzten suchte das Weite:

»Der Oberarzt von Bokelmann (Chef der gynäkol. Abtlg., d. V.), Dr. Segschneider, hatte im Auftrag der SS mehrere hundert polnische Arbeiterinnen in einem Zwangsarbeiterlager sterilisiert. Als die Russen kamen, bedeutete er mir, daß er jetzt verschwinden müsse. Da saß ich dann mit Otto Bokelmann und den Hebammen alleine im Bunker, nachdem unser Oberarzt getürmt war...«<sup>356</sup>





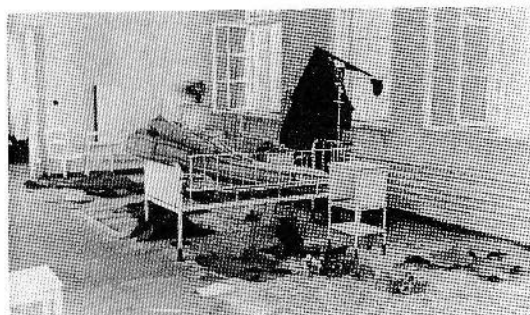
Personal des Krankenhauses Moabit auf dem Dach des Zoobunkers vor einer Fliegerabwehrkanone



Schwester Martha Keil



Weihnachten im Bunker, sitzend von links: Dr. Ruth Schirmer, Dr. Clothilde Harnisch (Leiterin der Apotheke)



Zerstörtes Krankenzimmer



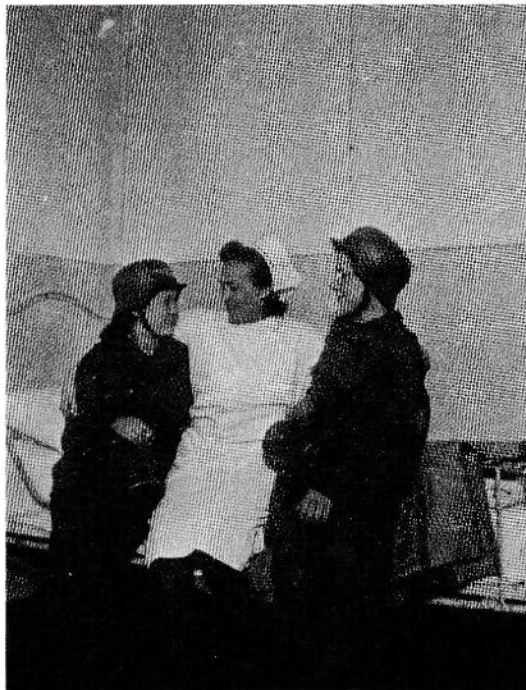
Auch Krankenhausdirektor Gohrbandt versuchte, mit dem Flugzeug aus Berlin rauszukommen, was ihm jedoch mißlang. Die Oberin Elisabeth Zühlke, als besonders fanatische Nationalsozialistin bekannt, machte sich davon. Der stellvertretende Verwaltungsleiter verbrannte in Panik alle Akten, derer er Herr werden konnte. Als die Russen dann kamen, entfernte Gohrbandt die roten Streifen von seiner Generalhose und das Leben ging weiter. Viele mußten »entnazifiziert« werden. Wenn sie Schwierigkeiten hatten, gingen sie zu Aufzugpöftrner Goldacker, der in der Kommunistischen Partei gewesen war, oder zu den Widerstandskämpfern Dr. Schlag und Dr. Burger. Einer, dem der Übergang nicht so glatt gelang wie seinen Kollegen, war der Chefarzt der gynäkologischen Abteilung, Prof. Otto Bokelmann. Er hatte einer NS-Organisation angehört, sich aber nie besonders hervorgetan. Er war ein sensibler und von allen geschätzter Kollege. Bei Kriegsende war er ein seelisch gebrochener Mann. Auch er mußte vor der Entnazifizierungskommission erscheinen. Am 1. April 1947 nahm er sich das Leben<sup>357, 358</sup>.

### *Die Schwestern des Krankenhauses Moabit*

Die Schwestern des Krankenhauses spielen eine Schlüsselrolle in dem hier beschriebenen Geschichtsabschnitt. Viele von ihnen haben über mehrere Jahrzehnte an derselben Stelle gearbeitet und alle Stürme der Zeit überdauert. Sie gehören zu den wichtigsten Zeitzeugen überhaupt. Sie haben in den schlimmsten Perioden, nach den Razzien im Jahr 1933, als die ärztliche Versorgung teilweise zusammenbrach, und später während der Bombennächte den Betrieb aufrecht erhalten und stellenweise selber ärztliche Funktionen übernommen. Sie haben in jener Zeit »bis zum Umfallen« gearbei-



Prof. Otto Bokelmann



Schwestern beim Luftschutzeinsatz



tet gegen geringes Entgelt. Wenn man sie heute aufsucht, findet man so manche vereinsamt und krank in einer kleinen Wohnung sitzen. Das einzige, was ihnen von all den Jahren aufopferungsvoller Tätigkeit geblieben ist, sind Erinnerungen, ein paar Photos und die Verbindung zur Oberin, die den Kontakt pflegt und zum Geburtstag gratuliert. Nur die wenigsten haben Familie oder jemanden, der für sie sorgt. Heiraten war für eine Schwester damals undenkbar:

»Wir hatten Dienst von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends und nachmittags 2 Stunden frei. Dann gab es einen freien Tag und einen freien Nachmittag. Privatleben hatte man nicht, das war kaum möglich, weil man das körperlich einfach nicht schaffte. Daß eine Schwester verheiratet war, so etwas gab es doch gar nicht. So jemand wurde gar nicht eingestellt, der konnte ja nicht so pflichttreu sein. Man war durch den Dienst so gebunden, daß man im Grunde lebte wie eine Ordensschwester. Nachzuschläge gab es zu unserer Zeit nicht... Nach 1933 sollten wir alle »braune Schwestern« werden. Wir sind dort auch angegliedert worden, aber bekamen keine braune Tracht, sondern wir kriegten nur die schlechten finanziellen Dinge übertragen. Wir haben praktisch für eine Art Taschengeld gearbeitet. Ich weiß, daß ich zeitweise bloß 90 Mark im Monat hatte und mich davon morgens und abends zusätzlich verpflegen mußte. Vor 33 standen wir voll in Verpflegung und wurden beamtet nach 1 Jahr als Vollschwester. Ab 1934 wurde man nicht mehr verbeamtet.«<sup>359</sup>

Der Verlust des Beamtenstatus bedeutete für die Schwestern erhebliche finanzielle Einbußen und den Verlust der besseren Altersversorgung. Der Umsturz 1933 stellte die Schwestern auf eine harte Probe. Sie hatten z. T. schon jahrelang in gutem Einvernehmen mit den jüdischen Ärzten zusammengearbeitet. Jetzt mußten sie sich total umstellen und dem Regiment der Uniformierten unterwerfen. Einige traten mit fliegenden Fahnen zur Partei über, manche nur ihres beruflichen Fortkommens wegen. Andere haben sich passiv verweigert, sich um Parteieintritt, Aufmärsche und Versammlungen erfolgreich gedrückt. Das war offenbar möglich, ohne Kopf und Kragen zu riskieren.



Weihnachten 1931 auf Station 9, I. Innere Abteilung



Feierabend im Schwesternhaus



Humoristische Darbietungen von Schwestern und Pflegern



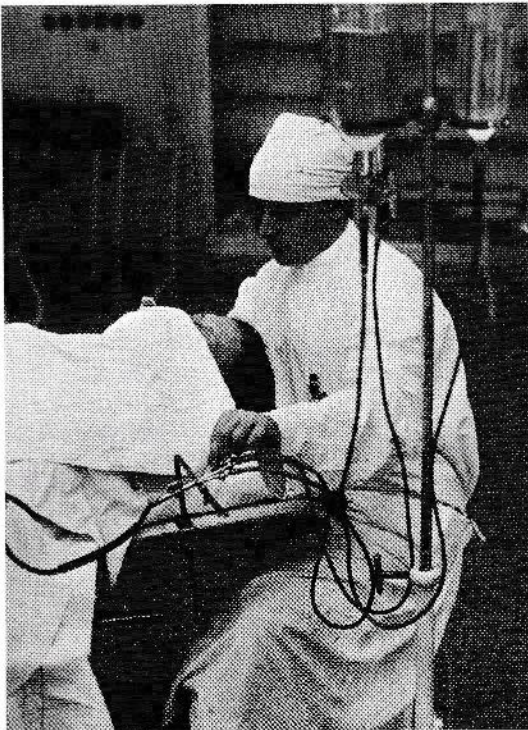
Schwesternausflug



Zu Beginn meiner Nachforschungen hatte ich nicht erwartet, in dem begrenzten Raum eines Krankenhauses die historischen Ereignisse zwischen 1920 und 1945 so deutlich und mannigfaltig widergespiegelt zu finden. Überraschend war auch, in den Arbeiten und Schriften der jüdischen Ärzte viele Ansätze zu finden, die auch für die heutige gesundheitspolitische Diskussion aktuell sind.

Einige Lebensläufe und Bibliographien konnten nur verkürzt dargestellt werden und verloren dadurch an Lebendigkeit. Schon in dem Kapitel über Kurt Goldstein wurde darauf hingewiesen, daß eine tiefere Auseinandersetzung mit seinem Werk im Rahmen dieses Buches nicht möglich war, sondern daß lediglich eine gewisse Neugier geweckt werden konnte. Das gilt auch für die Kapitel über die anderen jüdischen Ärzte. Obwohl vergleichbare Untersuchungen über die Geschichte eines städtischen Krankenhauses aus jenem Zeitabschnitt nicht vorliegen, ist anzunehmen, daß sich in vielen Häusern das gleiche abgespielt hat wie in Moabit. Auch die medizinischen Verbrechen während der NS-Zeit wurden offensichtlich nicht allein in den Konzentrationslagern und in den Tötungsanstalten Brandenburg, Bernburg, Hadamar und anderen begangen. Die Geschichte des SS-Arztes Dr. Kurt Strauß ist sicher kein Einzelfall. Allerdings repräsentiert Strauß eher die dilettantische Variante nationalsozialistischer Medizin. Dr. Heinrich Teitge, Dr. Jost Walbaum, Prof. Erwin Gohrbandt und Dr. Hermann Becker-Freyseng dagegen stehen für die wissenschaftlich und sozialhygienisch verbrämte Variante. Bei Teitge und Walbaum wird der Massenmord als seuchenhygienische Maßnahme verschleiert, bei Gohrbandt und Becker-Freyseng der Menschenversuch zur »reinen Wissenschaft« im Dienste kriegswichtiger Forschung deklariert. In der völligen Abstraktion des Menschen zu einem Konglomerat aus Atemfrequenz, Blutbildveränderungen, Puls- und Temperaturkurven und Muskelkontraktionen wie in den von Gohrbandt referierten Versuchsprotokollen geht offenbar jegliche ethische Hemmschwelle, jegliches Unrechtsbewußtsein verloren. Auch die zahlreichen Gutachten und Intelligenzprüfungsbögen in den Zwangssterilisierungsverfahren abstrahieren vom Tatbestand der Körperverletzung und Verstümmelung, deren sich der Arzt hier schuldig machte. Diese Abstraktion begegnet uns auch im heutigen Wissenschaftsbetrieb und medizinischen Alltag. Deshalb ist die Diskussion über die Medizin im Nationalsozialismus noch längst nicht abgeschlossen.





### Der jüdische Chirurg Dr. Berla



*Stationenflur des chirurgischen Pavillons, 1945*

[illegible]

Zwangssterilisierung eines "schizophrenen" Patienten durch  
SS-Arzt Prof. Dr. Kurt Strauß



*Köchinnen, 1931*



Zertrümmerter Krankenwagen 1945



# Anmerkungen:

3. Forßmann, W., Selbstversuch, Erinnerungen eines Chirurgen, Düsseldorf 1972, S. 211. Forßmann führte als erster im Selbstversuch die Katheterisierung des Herzens durch und bekam dafür später den Nobelpreis
4. Klemperer, G., Rede zur Eröffnung des Neubaus der I. Medizinischen Abteilung im Städtischen Krankenhaus Moabit in Berlin. Ther. Gegenw. 71, (1930), S. 95
5. Ebenda. S. 96
6. Stürzbecher, M., Aus der Geschichte des Städtischen Krankenhauses Moabit, in: 1872–1972 Städtisches Krankenhaus Moabit, Festschrift zum 100jährigen Bestehen, Berlin 1972, S. 13 ff.
7. Ebenda. S. 92 f.
8. Klemperer, G., a.a.O., S. 93
9. Stern, K., Die Feuerwolke, Lebensgeschichte und Bekenntnisse eines Psychiaters, Salzburg 1954, S. 89 f.
10. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31.1.84
11. Stern, K., a.a.O., S. 89 f.
12. Interview Hans Schrank, Berlin 27.6.84
13. Forßmann, Werner, Selbstversuch, Erinnerungen eines Chirurgen, Düsseldorf 1972
14. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31.1.84
15. Persönliche Mitteilung von Friedrich Klemperer, Saranac Lake und: History of Medicine Vol. 4, No. 3, 1972, S. 29
16. Leserbrief von Georg Klemperer an die New York Times vom 31.1.39, A Study of Lenin, abgedruckt in History of Medicine a.a.O., S. 29
17. Klemperer, G., Suggestion und Autosuggestion, Ther. Gegenw. 65 (1924), S. 3, S. 65 f.
18. Ebenda, S. 6
19. Ebenda, S. 7
20. Klemperer, G., Hypnotische Beeinflussung erschöpfender Blutungen bei hämorrhagischer Diathese, Ther. Gegenw. 72 (1931), S. 21
21. Bennecke, E., Über schwere Anämie mit hämorrhagischer Diathese bei Jugendlichen, Ther. Gegenw. 58 (1917), S. 19
22. Klemperer, G., Ein deutsches Arzneimittelprüfungsamt, Ther. Gegenw. 61 (1920), S. 377
23. Klemperer, G., Suggestion und Autosuggestion, Ther. Gegenw. 65 (1924), S. 7 f.
24. Aus der Erinnerung nach 55 Jahren auswendig vorgetragen von Dr. Hans Schrank, Berlin, 27.6.84
25. Persönliche Mitteilung, Hans Schrank, Berlin
26. Lilly Ehrenfried, Aus meinem Leben, Unveröffentlichte Memoiren, Paris
27. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31.1.84
28. Ther. Gegenw. 72 (1931), S. 1
29. Ebenda
30. Ebenda
31. Kater, M. H., Hitlerjugend und Schule im Dritten Reich, Histor. Zschr. 228 (1979), S. 609 f.
32. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31.1.84
33. Klemperer, G., Über Lungenabzeß und Lungengangrän, Neue Deutsche Klinik XIII, 3. Ergänzungsband, Berlin 1935, S. 785
34. Ther. Gegenw. 74 (1933), S. 568
35. Ther. Gegenw. 75 (1934), S. 1
36. Lowenthal, E. G., Juden in Preußen, Berlin 1981, S. 138 und: Zschr. Krkh.wes. 29 (1933), S. 226, Rubrik Personalien
37. Persönliche Mitteilung von Friedrich Klemperer, Saranac Lake
38. Zur Geschichte des Vereins sozialistischer Ärzte siehe: Loewenstein, Georg, Kommunale Gesundheitsfürsorge und sozialistische Ärztepolitik zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Bremen 1980
39. Loewenstein, a.a.O., S. 153
40. dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Bd. 2, München 1966
41. Fränkel, F., Fürsorge für Trinker und sonstige Süchtige, in: Bumke, O., Handbuch der Psychischen Hygiene und Psychiatrischen Fürsorge, Berlin 1931, S. 149
42. Thiken, J., Denkschrift über Zunahme des Alkoholismus und Ausbau der Spezialfürsorge für Alkoholranke und -gefährdete, Berlin 1928
43. Loewenstein, a.a.O., S. 157
44. Hugo Haase – Sein Leben und Wirken, hrsg. von Ernst Haase, Berlin 1929
45. Haase, E., Ther. Gegenw. 66 (1925), S. 278
46. Haase, E., Die Lehre von Coué und Baudoin im Rahmen der Psychotherapie, Ther. Gegenw. 66 (1925), S. 173
47. Haase, E., Morphin-Entziehungskuren im offenen Krankenhause, Ther. Gegenw. 69 (1928), S. 451
48. Ebenda, S. 449
49. Ebenda, S. 440
50. Stern, K., Die Feuerwolke, Lebensgeschichte und Bekenntnisse eines Psychiaters, Salzburg 1954, S. 92 ff.
51. Forßmann, W., Selbstversuch, Erinnerungen eines Chirurgen, Düsseldorf 1972



52. Haase, E., Behandlung und Betreuung von Morphinkranken, *Ther. Gegenw.* 74 (1933), S. 446 u. S. 449
53. Haase, E., Die Bedeutung von Beruf und sozialer Lage für die Entstehung von Giftseuchen. *Die Frau im Staat*, Bd. 8/9 (1931), S. 9
54. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31.1.84
55. Haase, E., Arzt und Jugendhelfer, *Der sozialistische Arzt*, 8 (1932), S. 2
56. Ebenda, S. 5
57. Haase, E., Die Seelenverfassung der Jugendlichen, Berlin 1931, S. 50
58. Ebenda, S. 25 f.
59. Ebenda, S. 47 f.
60. Ebenda
61. Haase, E., Die Pubertät und ihre Erkrankungen, *Neue Deutsche Klinik*, Bd. 11, Berlin 1933, S. 419
62. Haase, E., Arzt und Jugendhelfer, *Der sozialistische Arzt*, 8 (1932), S. 6
63. Haase, E., Die Seelenverfassung des Jugendlichen, Berlin 1931, S. 19
64. Ebenda, S. 41
65. Ebenda, S. 22
66. Näheres über Else Kienle siehe: Grossmann, A., Abortion and Economic Crisis, *new german critique* 14 (1978), S. 128
67. Liste der Delegierten zur Karlsbader Tagung, *Der sozialistische Arzt* 7 (1931), S. 200
68. Persönliche Mitteilung Agnes Wergin, Erich Simenauer, Berlin
69. Biographische Angaben von Annette Friedman-Haase, Chicago, Stephan Leibfried, Bremen
70. Der Aufbruch, Monatsblätter aus der Jugendbewegung, Jena 1915, hrsg. von E. Joel
71. Joel, E., Zur Pathologie der Gewöhnung, *Ther. Gegenw.* 64 (1923), S. 441
- Joel, E., Studien über Kokainismus, *Ther. Gegenw.* 63 (1922), S. 247
72. Joel, E., Fränkel, F., Über Gewohnheit und psychische Gewöhnung, *Ther. Gegenw.* 67 (1926), S. 60
73. Joel, E., Fränkel, F., *Der Cocainismus*, Berlin 1924
74. Joel, E., *Alkoholkrankenfürsorge*, Berlin 1928
75. Joel, E., Fränkel, F., Zur Verhütung und Behandlung der Giftsuchten, *Klin. Wschr.* 4 (1925), S. 1714
76. Joel, E., Über die fürsorgliche Behandlung Giftsüchtiger, *Dtsch. Zschr. Wohlf.pfl.* Nr. 3 (1926), S. 5
77. Joel, E., *Alkoholkrankenfürsorge*, Berlin 1928
78. Joel, E., Über Selbstbetäubung und Selbstvernichtung, *Dtsch. Med. Wschr.* 52 (1926), Nr. 26, S. 1084
79. Joel, E., *Die Behandlung der Giftsuchten*, Leipzig, 1928
80. Ebenda, S. 96 f.
81. Joel, E., Fränkel, F., Konstitution und Konstellation in ihrer Bedeutung für den Mißbrauch der Rauschgifte, in: Brugsch, Th./Lewy, F. H. (Hrsg.), *Die Biologie der Person, Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre*, Bd. IV, Berlin 1929, S. 43 ff.
82. Ernst Joel, Nachruf von F. Fränkel, *Der sozialistische Arzt*, 5 (1929), S. 139
83. H. P. Gossman am 6. 11. 1961 in einem Brief an das Entschädigungsamt Berlin, Akte Kurt Goldstein, D 36
84. Goldstein, K., *Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen*. Martinus Nijhoff, Haag 1934, photomechanischer Nachdruck 1963
85. Behrend, R. C., H. Gänshirt, O. Hallen, D. Janz, H. Kalm, *Neurologie und Psychiatrie, Nervenarzt* 33 (1962) 245–248
86. Goldstein, K., *Der Aufbau des Organismus*, a. a. O.
87. Cocks, G. C.: *Psyche und Swastika. Neue deutsche Seelenheilkunde 1933–1945*. Ph. D. University of California, Los Angeles 1975
88. Hermanns, L. M., Bemerkungen zur Geschichte der deutschen Psychotherapie im Nationalsozialismus. In: *Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg): Medizin im Nationalsozialismus. Protokolldienst 23/82*, S. 163–169. Pressestelle Bad Boll 1982
89. Lockot, R., *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychotherapie und Psychoanalyse im Nationalsozialismus*. Phil. Diss. FU Berlin 1984
90. Schultz, U., Fragmente zur Geschichte der deutschen Psychosomatik von 1920–1945. In: *Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg): Medizin im Nationalsozialismus. Protokolldienst 23/82*, S. 170–187. Pressestelle Bad Boll 1982
91. Goldstein, K., Einige prinzipielle Bemerkungen zur Psychotherapie. *Allgem. Ärztl. Z. Psychother. Psych. Hyg.* 2 (1929) 146
92. Weizsäcker, V. v., *Körpergeschehen und Neurose. Analytische Studie über somatische Symptombildungen*. 2. Aufl. Klett Stuttgart 1947
93. Stransky, E., Grenzen der Psychotherapie in der Neurologie. *Zbl. Psychother.* 5 (1932) 3–10
94. Baeyer, W. v., 50 Jahre „Der Nervenarzt“. *Nervenarzt* 50 (1979), 1
95. Goldstein, K., *Der Aufbau des Organismus*. a. a. O.
96. Goldstein, K., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirnes. I. Die erste Entwicklung der grossen Hirncommissuren und die Verwachsung von Thalamus und Striatum. (Vorläufige Mitteilung). *Anatomischer Anzeiger* 22 (1903) 415–417



97. Goldstein, K., Titel wie (14). Archiv für Anatomie und Physiologie, Anatomische Abteilung (1903) 29–60
98. Goldstein, K., Die Zusammensetzung der Hinterstränge. Anatomische Beiträge und kritische Übersicht. Inaugural-Dissertation Universität Breslau 1903
99. Spehlmann, R., Sigmund Freuds neurologische Schriften. Eine Untersuchung zur Vorgeschichte der Psychoanalyse. Springer-Verlag, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1953
100. Simmel, M. L., Kurt Goldstein 1878–1965. In: Simmel, M. L. (ed): The Reach of Mind: Essays in Memory of Kurt Goldstein. Springer Publishing Company, New York, S. 3–11
101. Riese, W., Kurt Goldstein – The Man and his Work. In: Simmel, M. L. (ed): The Reach of Mind. Essays in Memory of Kurt Goldstein. Springer Publishing Company, New York 1968, S. 17–29
102. Goldstein, K., Die Behandlung, Fürsorge und Begutachtung der Hirnverletzten. Zugleich ein Beitrag zur Verwendung psychologischer Methoden in der Klinik. Vogel-Verlag, Leipzig 1919
103. Goldstein, K., A. Gelb (Hrsg): Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle. J. Barth, Leipzig 1920
104. Goldstein, K., Beobachtungen über die Veränderungen des Gesamtverhaltens bei Gehirnschädigung. Mschr. Psychiat. Neurol. 68 (1928), 217–242
105. Freud, S., S. Ferenczi, K. Abraham, E. Simmel, E. Jones: Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig und Wien 1919
106. Nonne, M., Zweiter Berichterstatter auf der achten Jahresversammlung der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte. Dtsch. Z. Nervenheilk. 56 (1917) 37–115
107. Riedesser, P., Militär und Medizin. Materialien zur Kritik der Sanitätsmedizin am Beispiel der Militärpsychiatrie. Argument-Sonderband 4 (1974) 231–279
108. Goldstein, K., Über die Behandlung der »monosymptomatischen« Hysterie bei Soldaten. Neurol. Zbl. 35 (1916) 842–852
109. Simmel, E., War neurosis. In: Lorand, S., Psychoanalysis Today. International Universities Press New York 1944, S. 227–248
110. Goldstein, K., Language and Language Disturbances. Aphasic Symptom Complexes and their Significance for Medicine and Theory of Language. Grune & Stratton New York 1948
111. Goldstein, K., The concept of health, disease and therapy. Am. J. Psychol. 8 (1959) 5–14
112. Goldstein, K., Notes on the Development of my concepts. I. Ind. Psychol. 15 (1959) 5–14
113. Goldstein, K., Das psycho-physische Problem in seiner Bedeutung für ärztliches Handeln. Therap. Gegenw. 72 (1931) 1–10
114. vgl. Anm. 91
115. Interview von Christian Pross mit Frau Marianne L. Simmel, Boston 13. 5. 1983
116. Aufsätze zum 80. Geburtstag in: J. Ind. Psychol. 15 (1959) 1–99
117. Goldstein, K., Über die Behandlung der Kriegshysteriker. Med. Klinik 13 (1917) 751–758
118. Grossmann, A., Abortion and Economic Crisis, new german critique No. 14, spring 1978, S. 119–37
119. Grossmann, ebenda
120. Grossmann, ebenda, S. 131. und: Der Sozialistische Arzt 6 (1930), S. 116
121. Ehrenfried, Lilly, Aus meinem Leben, unveröffentlichte Memoiren, Paris
122. Ebenda
123. Ebenda
124. Entschädigungsamt Berlin, Akte Lilly Ehrenfried
125. Ehrenfried, Lilly, Aus meinem Leben, unveröffentlichte Memoiren, Paris
126. Entschädigungsamt Berlin, Akte Lilly Ehrenfried
127. Ehrenfried, L., Aide-Memoire, Notes de Travail, Paris 1970
128. Entschädigungsamt Berlin, Akte Hertha Nathorff-Einstein
129. Interview mit Hertha Nathorff-Einstein von Kathleen M. Pearle, New York 5. 3. 80 im Archiv von Stephan Leibfried, Bremen
130. Tagebuch von Hertha Nathorff-Einstein, New York
131. Entschädigungsamt Berlin, Akte Hertha Nathorff-Einstein
132. Biographische Daten: Entschädigungsamt Berlin, Akte Hertha Nathorff-Einstein, und: Interview Hertha Nathorff-Einstein, New York, 21. 5. 83
133. Rabinowitsch-Kempner, L., Kempner, W., Zur Frage der Infektiosität der Milch tuberkulöser Kühe sowie über den Nutzen der Tuberkulinimpfung, Dtsch. Med. Wschr. (1899)
134. Interview Robert Kempner, Frankfurt, 22. 6. 83
135. Kempner, R., Ankläger einer Epoche, Lebenserinnerungen, Frankfurt 1983, S. 19
136. Biographische Daten: Privatarchiv Robert Kempner, Frankfurt
137. Borchardt, M. (Hrsg.), Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte, Berlin 1919
138. Borchardt, M., Die Chirurgie des Fußgelenkes und des Fußes, in: Garré, C., Küttner, H. (Hrsg.), Handbuch der praktischen Chirurgie, Bd. VI, S. 602
139. Crome, L., The Medical History of V. I. Lenin, Hist. Med. 4 (1972), S. 5
140. Berliner Morgenpost vom 13. I. 68, S. 9
141. Landesarchiv Berlin Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 151



142. Persönliche Mitteilung von Frau Käthe Casper, Savyon, Israel
143. Interview Lore Stein, geb. Gomperts, Tel Aviv 2. 2. 84
144. Moritz Borchardt, Nachruf von Willibald Heyn, Zbl. Chir. 73 (1948) S. 1234
145. *Quellen:* Privatarchiv Eva Kurtz, geb. Borchardt, Wembley Park, England  
Nachruf auf Moritz Borchardt von Willibald Heyn, Zbl. Chir. 73 (1948) S. 1234  
Interview Hans Schrank, Berlin 27. 6. 84  
Interview Gertrud Dietrich, Berlin 26. 3. 83
146. Persönliche Mitteilung von Lore Stein, Tel Aviv
147. Marcus, M., Mastdarmkrankungen, Rektum und Anus, Neue Deutsche Klinik, Band 7, Berlin 1931, S. 249
148. Interview Margarete Klemz, Berlin, 24. 9. 83
149. Marcus, M., Leistung und Position der modernen Chirurgie in: Universitas, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur, 21 (1966) S. 815
150. *Quellen:* Nachlaß von Max Marcus bei Ilse Herzberg und H. Eran, Tel Aviv, Interview Lore Stein, Tel Aviv 2. 2. 84
151. Interview Charlotte Daul, Berlin 23. 1. 83
152. Nachlaß von Erwin Rabau bei Ziona Rabau, Tel Aviv
153. Stürzbecher, M., Aus der Geschichte des Gesundheitsamtes Tiergarten, Broschüre zur Einweihung des neuen Gesundheitsamtes Tiergarten, S. 14
154. Entschädigungsamt Berlin, Akte Siegbert Joseph
155. Rabau, E., et al., Human menopausal gonadotropins for anovulation and sterility, Amer. J. Obstet. Gynec., 98, 1967, S. 92-98, und:  
Rabau, E., et al., The Treatment of Fertility Disturbances with Special Reference to the Use of Human Gonadotropins in: Fertility Disturbances in Men and Women, Basel, 1971, S. 508
156. *Quellen:* Nachlaß von Erwin Rabau bei Ziona Rabau, Tel Aviv. Entschädigungsamt Berlin, Akte Erwin Rabau.  
Interview Ziona Rabau, Tel Aviv, 7. 2. 84
157. *Quellen:* Carl Benda, Nachruf von Rudolf Jaffé, Zbl. Path. Anat. 55 (1932) S. 81  
Interview Siegesmund Kaplan, Paris 16. 4. 1984
158. Rudolf Jaffé, Erlebte Geschichte, unveröffentlichte Lebenserinnerungen, Caracas
159. Jaffé, R., Leitfaden der Pathologischen Anatomie für Zahnärzte und Studierende der Zahnheilkunde, Berlin 1923.  
Jaffé, R., Anatomie und Pathologie der Spontanerkrankungen der kleinen Laboratoriumstiere, Berlin 1931
160. Brief vom 31. 7. 1940 an den deutschen Gesandten Dr. Poensgen aus dem Nachlaß von Rudolf Jaffé bei Ilse Goldschmidt-Jaffé, Caracas
161. weitere *Quellen:* persönliche Mitteilungen Ilse Goldschmidt-Jaffé und Helmut Jaffé, Caracas  
Rudolf Jaffé, Nachruf und Bibliographie von K. Brass, Verh. Dtsch. Ges. Path. 59, 1975, S. 634
162. Steinitz, H., Der Einfluß der Einwanderung jüdischer Ärzte aus Deutschland auf die Entwicklung der Medizin in Palästina-Israel, Vortrag gehalten auf einem Symposium zum Gedenken an 50 Jahre Jüdischer Einwanderung aus Deutschland in der Universität Tel Aviv am 13. 10. 1983
163. Interview Peter Fleischmann, Haifa 31. 1. 1984
164. *Quellen:* Nachlaß von Ernst Berla bei Ruth Sonderkötter-Berla, Bochum.  
Persönliche Mitteilungen von Ruth Sonderkötter-Berla, Bochum
165. Entschädigungsamt Berlin, Akte Max Leffkowitz
166. Entschädigungsamt Berlin, Akte Erich Nathorff
167. Entschädigungsamt Berlin, Akte Heinz Lewinski
168. Entschädigungsamt Berlin, Akte Walter Hahn
169. Landesverwaltungsamt Berlin, Entschädigungsakte Julian Casper. Nachlaß von Julian Casper bei Käthe Casper, Savyon, Israel
170. Privatarchiv Siegesmund Kaplan, Paris
171. *Quellen:* Persönliche Mitteilungen von Thea Radt, Herzlya, Israel. Nachlaß von Julian Casper bei Käthe Casper, Israel
172. *Quellen:* Persönliche Mitteilungen und Nachlaß von Prof. Leopold Kaufer, Sarajevo
173. *Quellen:* Persönliche Mitteilungen von Siegesmund Kaplan, Paris. Entschädigungsamt Berlin, Akte Siegesmund Kaplan
174. *Quellen:* Brief von Dr. Erich Loewenthal an den Autor vom 31. 1. 1984. Entschädigungsamt Berlin, Akte Erich Loewenthal
175. Prof. Jacobys einziger noch lebender Mitarbeiter ist Prof. Hermann Steinitz, Tel Aviv, der im Jahr 1924 bei ihm promovierte
176. *Quellen:* Entschädigungsamt Berlin, Akte Martin Jacoby.  
Brief an den Autor von Margaret Jacoby, London vom 9. 1. 1984.  
Kaznelson, S., Juden im deutschen Kulturbereich, Berlin 1959, S. 477



177. Quellen: Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1810 und Nr. 1944.  
Entschädigungsamt Berlin, Akte Lipman Halpern, Walter Czapski, Rudolf Goldstein.  
Persönliche Mitteilungen von Grete Czapski, Jerusalem, Rudolf Goldstein, Nahariya, Ludwig Nathanson, Nahariya, Friedrich Klemperer, Saranac Lake, Frau Hermann Fröhlich, Boynton Beach, Fla./USA, Bruno Harms jun., Berlin.  
Personalkartei der American Medical Association, Chicago
178. Interview Martha Keil, Berlin 1. 11. 1983
179. Name ist dem Autor bekannt
180. Interview Leopold Kaufer, Berlin 30. 4. 1984
181. Burkert, H. N., Matušek, K., Wippermann, W., »Machtergreifung« Berlin 1933, Berlin 1982, S. 260
182. Frankenthal, Käthe, Der dreifache Fluch
183. Interview Rudolf Goldstein, Nahariya, Israel, 1. 2. 1984
184. Interview Grete Czapski, Jerusalem, 12. 2. 1984
185. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1823, Bl. 82
186. Entschädigungsamt Berlin, Akte Erwin Rabau
187. Interview Edith Kühn, geb. Thurm, Bad Nauheim 14. 4. 1984
188. Persönliche Mitteilung von Judith Anderlohr-Rüger, Erlangen
189. Entschädigungsamt Berlin, Akte Kurt Goldstein
190. Interview Erich Simenauer, Berlin 19. 1. 1983
191. Entschädigungsamt Berlin, Akte Kurt Goldstein
192. Cassirer, T., Mein Leben mit Ernst Cassirer, Berlin 1981
193. Brief im Besitz von Edith Kühn, geb. Thurm, Bad Nauheim
194. Persönliche Mitteilungen von Alice Suchodoller, geschiedene Leffkowitz, Herzly, Israel und von Ziona Rabau, Tel Aviv
195. Persönliche Mitteilung von Friedrich Klemperer, Saranac Lake
196. Argentinisches Tageblatt v. 6. 1. 1968, »Erinnerung an einen großen Arzt, zum 100. Geburtstag von Prof. Dr. Moritz Borchardt«, im Privatarchiv von Albrecht M. Borchardt, Buenos Aires
197. Briefliche Mitteilung von Schwester Anna Kuke, Lübeck, 22. 11. 1983
198. Entschädigungsamt Berlin, Akte Erwin Rabau; persönliche Mitteilungen von Ziona Rabau, Tel Aviv
199. Persönliche Mitteilung Ingeborg Klemperer, geb. Klink, Saranac Lake
200. Gedächtnisprotokoll von Peter Fleischmann, Haifa, Israel
201. Interview Peter Fleischmann, Haifa, Israel 31. 1. 1984
202. Persönliche Mitteilung von Wilhelm Beck, Berlin und Friedrich Klemperer, Saranac Lake, USA.  
Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 140/141
203. Eidesstattliche Erklärung von Ernst Berla vor dem Amt für Wiedergutmachung der Stadt Hamm vom 7. 11. 1955  
im Nachlaß von Ernst Berla bei Ruth Sonderkötter-Berla, Bochum
204. Briefwechsel aus dem Nachlaß von Ernst Berla bei Ruth Sonderkötter-Berla, Bochum
205. Rudolf Jaffé, Erlebte Geschichte, unveröffentlichte Lebenserinnerungen, Caracas
206. Interview Elsbeth Freund, Berlin 12. 7. 1983
207. Nachlaß von Rudolf Jaffé
208. Entschädigungsamt Berlin, Akte Martin Jacoby
209. Interview Robert Kempner, Frankfurt 22. 6. 1983
210. Kempner, R., Ankläger einer Epoche, Lebenserinnerungen, Frankfurt 1983, S. 135
211. Interview Agnes Wergin, Berlin 19. 1. 1983
212. Personalbuch des Oberinnenbüros am Krankenhaus Moabit, Jg. 1933. Persönliche Mitteilungen von Agnes Wergin und Erwin Müller, Berlin und Ursula Förster, Hannover
213. Persönliche Mitteilung von Erwin Müller, Berlin
214. Persönliche Mitteilungen von Anna Kuke, Lübeck, Ursula Förster, Hannover und Martha Keil, Berlin
215. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 170 und Nr. 1843
216. Persönliche Mitteilung von Hildegard Jonscher, Berlin
217. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1790, Bl. 63
218. Persönliche Mitteilung von Elsbeth Freund, Berlin
219. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 170
220. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 170
221. Aly, G., Roth, K. H., Die restlose Erfassung, Berlin 1984, S. 59
222. Die SA als Garant der Zukunft, Der SA-Mann, 3. Jg., 17. Febr. 1934, S. 1 f.
223. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 211, Bl. 213
224. Persönliche Mitteilung von Margot Eckinger, Berlin
225. Persönliche Mitteilung von Wilhelm-Martin Zinn, Bad Ragaz und Elisabeth Bornkamm, Heidelberg
226. Persönliche Mitteilung von Margot Eckinger, Berlin. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1882
227. Interview Edith Kühn, geb. Thurm, Bad Nauheim 14. 4. 1984
228. Interview Martha Keil, Berlin 1. 11. 1983



229. Interview Anna Gähring, Berlin 25.10.1983
230. Interview Elisabeth Freund, Berlin 12. 7. 1983. Neumann, R., Das Histotom, 62. Tag. Dtsch. Ges. Chir., 1938, S. 579
231. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1896, Bl. 216
232. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1858, Bl. 222
233. Landesarchiv Berlin, a. a. O., Bl. 224
234. Stürzbecher, M., Aus der Geschichte des Gesundheitsamtes Tiergarten, Broschüre zur Eröffnung des Neubaus des Gesamts Tgt., S. 14
235. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420. Hilberg, R., Die Vernichtung der europäischen Juden, Berlin 1982, S. 143, 163
236. Teitge, H., Probleme der Gesundheitsführung im Generalgouvernement. Das Vorfeld 3 (1943), S. 196 ff.
237. Teitge, H., Gutzeit, K., Die Gastroskopie, München 1954
238. Biographische Daten: Berlin Document Center, Akte Heinrich Teitge. Hilberg, R., Die Vernichtung der europäischen Juden, Berlin 1982, S. 143, 379. Kürschners Gelehrtenkalender 1972
239. Nowak, K., »Euthanasie« und Sterilisierung im »Dritten Reich«, Halle 1977, S. 87.  
Berlin Document Center, Akte Berthold Ostertag.  
Privatarchiv Götz Aly, Berlin
240. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 143 und Bl. 155
241. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1816, Bl. 208
242. Interview Margarete Klemz, Berlin 24. 9. 1983
243. Interview Ursula Förster, Hannover 21. 1. 1984
244. Interview Erwin Müller, Berlin 25. 11. 1983
245. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1813 und Nr. 1882
246. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1792, Bl. 151, 157, 158
247. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1813
248. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1813
249. Berlin Document Center, Akte Kurt Strauß
250. Interview Gertrud Dietrich, Berlin 26. 3. 1983
251. Interview Paul Voßkamp, Berlin 12. 1. 1984
252. Interview Friedrich Klemperer, Saranac Lake, USA 16. 5. 1983
253. Interview Hans Brill, Berlin 21. 6. 1984
254. Persönliche Mitteilung von Rosemarie Burger, Berlin
255. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1876
256. Interview Margarete Klemz, Berlin 24. 9. 1983
257. Persönliche Mitteilung von Hans Brill, Berlin
258. Forßmann, W., Selbstversuch, Erinnerungen eines Chirurgen, Düsseldorf 1972, S. 202 ff.
259. Berlin Document Center, Akte Kurt Strauß
260. Gohrbandt, E., Die Unfruchtbarmachung des Mannes, Dtsch. Med. Wschr. 41 (1935), S. 583
261. Graessner, S., Neue soziale Kontrolltechniken durch Arbeits- und Leistungsmedizin, in: Baader, G., U. Schultz (Hrsg): Medizin und Nationalsozialismus. Tabuisierte Vergangenheit – Ungebrochene Tradition?, 2. Aufl., Berlin 1983, S. 145
262. Binder, H., Schweiz. Arch. Neurol. Psychiatr., 40 (1937/38) S. 249
263. Landesarchiv Berlin Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1813
264. Gütt, A., Rüdin, E., Rutke, F., Zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, München 1934
265. Berlin Document Center, Akte Arno Kipp
266. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1944
267. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 61
268. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 76
269. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 55
270. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 78
271. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 582
272. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 69
273. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 74
274. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 85. Berlin Document Center, Akte Fritz Rieckhoff
275. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 590
276. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 24
277. z. B.: Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 420, Nr. 33 und 116
278. Interview Hermann Hilterhaus, Berlin 15. 6. 1984
279. Interview Rosemarie Burger, Berlin 15. 6. 1984
280. Interview Hermann Hilterhaus, Berlin 15. 6. 1984
281. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1829, Bl. 138
282. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1829, Bl. 62



283. Schmidt, G., Die Spruchpraxis des Erbgesundheitsgerichts Berlin – dargestellt anhand der Unterlagen des Gesundheitsamtes Tiergarten in Berlin, Prüfungsarbeit für die staatsärztliche Prüfung an der Akademie für Staatsmedizin in Hamburg, Hamburg 1968
284. Mitteilungen aus dem Gebiet der Luftfahrtmedizin, hrsg. vom Inspekteur des Sanitätswesens der Luftwaffe, Tagungsbericht 7/43, Inst. f. Zeitgeschichte München
285. Mitteilungen aus dem Gebiet der Luftfahrtmedizin, a. a. O., S. 43
286. Mitscherlich, A., Medizin ohne Menschlichkeit, Frankfurt 1978, S. 57 f.
287. Gohrbandt, E., Auskühlung, Zbl. Chir. 70 (1943) S. 1553
288. Brauer, L., Rein, H., Strughold, H., Luftfahrtmedizin, Berlin 1943, S. 160, 180
289. Mitscherlich, a. a. O., S. 72 f.
290. Interview Ilse Bürgel, geb. Kunze, Berlin 12. 7. 1983
291. Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, in: Forschen und Wirken, Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin, Band I, Berlin 1966, S. 585
292. Groscurth, G., Havemann, R., Ein neues Elektrometer für die klinisch-diagnostische pH-Messung mit der Glaselektrode, Med. Welt 10 (1936), S. 367 und:  
Groscurth, G., Havemann, R., Die physiologischen Wirkungen und die klinische Anwendung von Thionin bei geschädigter innerer Atmung, Dtsch. med. Wschr. 41 (1935), S. 1629
293. Interview Ilse Bürgel, geb. Kunze, Berlin 12. 7. 1983
294. Interview Ina Grosser-Schleps, geb. Meyer, Berlin 4. 8. 1983
295. Interview Hedwig Lagodszinski, Berlin 3. 11. 1983
296. Interview Ilse Bürgel, geb. Kunze, 12. 7. 1983
297. Interview Gertrud Dietrich, Berlin 26. 3. 1983
298. Quellen: Persönliche Mitteilung von Anneliese Groscurth, Berlin, Frau Kind-Hasenclever, Düren.  
Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O.  
Kühn, K., Ärzte an der Seite der Arbeiterklasse, Berlin 1977, S. 214 f.
299. Persönliche Mitteilung von Margarete Rentsch, Berlin
300. Arbeitsgruppe »Kiezgeschichte Berlin 1933« (Hrsg.), »Wer sich nicht erinnern will ...«, Berlin 1983, S. 38 f.
301. Havemann, R., Ein Deutscher Kommunist, Hamburg 1978, S. 52
302. Interview Antje Kind-Hasenclever, Berlin 14. 11. 1983
303. Akten des Volksgerichtshofes, Az. 10 J 1095/43, abgedruckt in: Europäische Ideen, Heft Nr. 48, 1980, S. 20 ff.
304. Der Journalist Enno Kind war ein weiteres Mitglied der Europäischen Union
305. Kühn, a. a. O., S. 214 f.
306. Havemann, R., Ein Deutscher Kommunist, Hamburg 1978, S. 51
307. Trepper, L., Die Wahrheit, München 1978
308. Persönliche Mitteilung von Wilhelm Heim, Berlin
309. Interview Ilse Bürgel, geb. Kunze, Berlin 12. 7. 1983
310. Persönliche Mitteilung von Eva Kollwitz, Berlin
311. Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O., S. 588
312. Kühn, a. a. O., S. 219
313. Landesarchiv Berlin, Rep. 202, Acc. 1371, Nr. 1897
314. Interview Antje Kind-Hasenclever, Berlin 14. 11. 1983
315. Interview Ina Grosser-Schleps, geb. Meyer, Berlin 4. 8. 1983
316. Interview Erwin Müller, Berlin 25. 11. 1983
317. Forßmann, W., Selbstversuch, Düsseldorf 1972, S. 206
318. Kühn, a. a. O., S. 219
319. Interview Ina Grosser-Schleps, geb. Meyer, Berlin 4. 8. 1983
320. Antwort des ZK der EU an alle Antifaschisten, in: Europäische Ideen, Heft 48, 1980, S. 29
321. Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O., S. 588 f.
322. Interview Antje Kind-Hasenclever, Berlin 14. 11. 1983
323. Anklageschrift des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof, Az. 10 J 1095/43, im Privatarchiv Anneliese Groscurth, Berlin
324. Interview Edelgard Veiel, Öhringen, 11. 4. 1984
325. Interview Ina Grosser-Schleps, geb. Meyer, Berlin 4. 8. 1983
326. Kühn, a. a. O., S. 220.  
Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O., S. 589
327. Havemann, R., Ein Deutscher Kommunist, a. a. O., S. 54
328. Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O., S. 589 f.
329. Persönliche Mitteilung von Hermann Hilterhaus, Menden.  
Akten des Volksgerichtshofes, Az. 10 J 1905/43, in: Europäische Ideen, a. a. O., S. 27
330. Interview Hedwig Lagodszinski, Berlin 3. 11. 1983
331. Akten des Volksgerichtshofes, Az. 10 J 1905/43, in: Europäische Ideen a. a. O., S. 21 und 26



332. Meyer, G., ehem. Justizsenator von Berlin, Nachwort zu »Im Namen des Deutschen Volkes«, hrsg. von H. Hillermeier, Darmstadt 1980
333. Havemann, R., Fragen, Antworten, Fragen, Reinbek 1972, S. 55
334. Privatarchiv Anneliese Groscurth, Berlin
335. Interview Jna Grosser-Schleps, geb. Meyer, Berlin 4. 8. 1983
336. Havemann, R., Fragen, Antworten, Fragen, Reinbek 1972, S. 74
337. Privatarchiv Anneliese Groscurth, Berlin
338. Persönliche Mitteilung von Fritz Schirmer, Berlin, der der Verhandlung beiwohnte
339. Birkner, R., Totenrede für Heinz Schlag, Berlin. Med. 14 (1963), S. 659
340. Die Angaben über seine Haft und Verurteilung beruhen auf Aussagen des verstorbenen Gefängnispfarrers Poelchau und Schlags damaliger Ehefrau Eva Kollwitz, Berlin. Möglicherweise wurde Schlag zunächst nur zu einigen Jahren Haft verurteilt, wie einige aus seinem Umkreis behaupten, dann aber nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 infolge der Verschärfung des allgemeinen Klimas nachträglich zum Tode verurteilt
341. Biographische Daten und Dokumente aus dem Nachlaß von Max Burger bei Rosemarie Burger, Berlin
342. Burger, M., Die Phylogenetischen Grundlagen der Massenneurosen, Arztl. Wschr. 4 (1949), S. 334
343. Mitscherlich, A., Mielke, F., Medizin ohne Menschlichkeit, Frankfurt 1978, S. 14
344. Enno Kind: Georg Groscurth. Deutsche Volkszeitung Nr. 145 vom 29. 11. 1945
345. Enno Kind: Der Ermordete ist schuldig, Deutsche Volkszeitung Nr. 50, vom 1. 3. 1946, S. 3
346. Protokolle des Untersuchungsausschusses des Gesundheitsamts Pankow, Privatarchiv Edelgard Veiel, Öhringen
347. Persönliche Mitteilung von Werner Ohlmann, Berlin
348. Persönliche Mitteilung von Anneliese Groscurth, Berlin
349. Vgl. dazu Klemperer, I., Der Antifaschist Georg Groscurth, a. a. O., erschienen 1960, und: Kühn, K., Ärzte an der Seite der Arbeiterklasse, a. a. O., erschienen 1973 und 1977
350. 1872–1972 Städtisches Krankenhaus Moabit, Festschrift zum 100jährigen Bestehen, Berlin 1972, S. 95
351. Burghardt, A., Entwicklungsgeschichte des Städtischen Robert-Koch-Krankenhauses zu Berlin, Berlin 1946, unveröffentlichtes Manuskript
352. Interview Martha Keil, Berlin 1. 11. 1983
353. Interview Ursula Förster, Hannover 21. 1. 1984
354. Interview Elsbeth Freund, Berlin 12. 7. 1983
355. Interview Gertrud Dietrich, Berlin 26. 3. 1983
356. Interview Ilse Bürgel, geb. Kunze, Berlin, 12. 7. 1983
357. Todesanzeige im Besitz von Ursula Förster, Hannover
358. Die hier geschilderten Vorgänge beruhen auf Angaben von Ursula Förster, Hannover, Agnes Wergin, Martha Keil, Ilse Bürgel und Wilhelm Heim, Berlin
359. Interview Ursula Förster, Hannover 21. 1. 1984



*Herausgeber und Autor*

Dr. med. Christian Pross  
Thomasiusstr. 6  
1000 Berlin 21

*Autoren des Kapitels "Kurt Goldstein: Begründer einer psychosomatischen Neurologie?"*

Dr. med. Mechthilde Küttemeyer  
Dr. med. Ulrich Schultz  
Neurochirurgisch-neurologische Klinik und Poliklinik  
Klinikum Charlottenburg der FU Berlin  
Spandauer Damm 130  
1000 Berlin 19

*Mitherausgeber*

Prof. Dr. phil. Dr. med. Rolf Winau  
Institut für Geschichte der Medizin der FU Berlin  
Augustastr. 37  
1000 Berlin 45



Bildnachweis:

- S. 121: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
  - S. 125 rechts: Landesbildstelle Berlin
  - S. 127 links: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
  - S. 127 rechts: Der Sozialistische Arzt 8 (1932)
  - S. 129: Der Sozialistische Arzt 7 (1931)
  - S. 131: Senatsbibliothek Berlin
  - S. 139: Der Sozialistische Arzt 7 (1931)
  - S. 143: Der Sozialistische Arzt 7 (1931)
  - S. 145: Entschädigungsamt Berlin, Akte Lilly Ehrenfried
  - S. 150: Landesbildstelle Berlin
  - S. 153 links oben und rechts: Zbl. Chir. 33 (1906) 1031
  - S. 154 rechts: Zbl. Chir. 30 (1903) 1271
  - S. 173 rechts unten: Entschädigungsamt Berlin, Akte Erich Nathorff
  - S. 177 links oben: Entschädigungsamt Berlin, Akte Siegesmund Kaplan
  - S. 184: Entschädigungsamt Berlin, Akte Kurt Goldstein
  - S. 188 rechts: Berlin Document Center, Akte Heinrich Teitge
  - S. 194: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 1371 Nr. 1816 Bl. 170
  - S. 196 links: Berlin Document Center, Akte Robert Neumann
  - S. 198: Berlin Document Center, Akte Heinrich Teitge
  - S. 203 rechts: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 1371 Nr. 1813
  - S. 204 links oben: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 1371 Nr. 1882
  - S. 210 rechts, S. 213 rechts oben: Berlin Document Center, Akte Arno Kipp
  - S. 213, S. 214: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 61
  - S. 217: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 69
  - S. 219 links oben: Berlin Document Center, Akte Fritz Rieckhoff
  - S. 219 rechts oben: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 85
  - S. 219 rechts unten: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 590
  - S. 220: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 24
  - S. 221: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 4
  - S. 222: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 589
  - S. 223: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 223
  - S. 225: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
  - S. 234 rechts unten: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 1371 Nr. 1932 Bl. 180
  - S. 249 links oben: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
  - S. 253 links unten: Landesarchiv Berlin Rep. 202 Acc. 420 Nr. 83
- übriger Bildnachweis beim Autor